

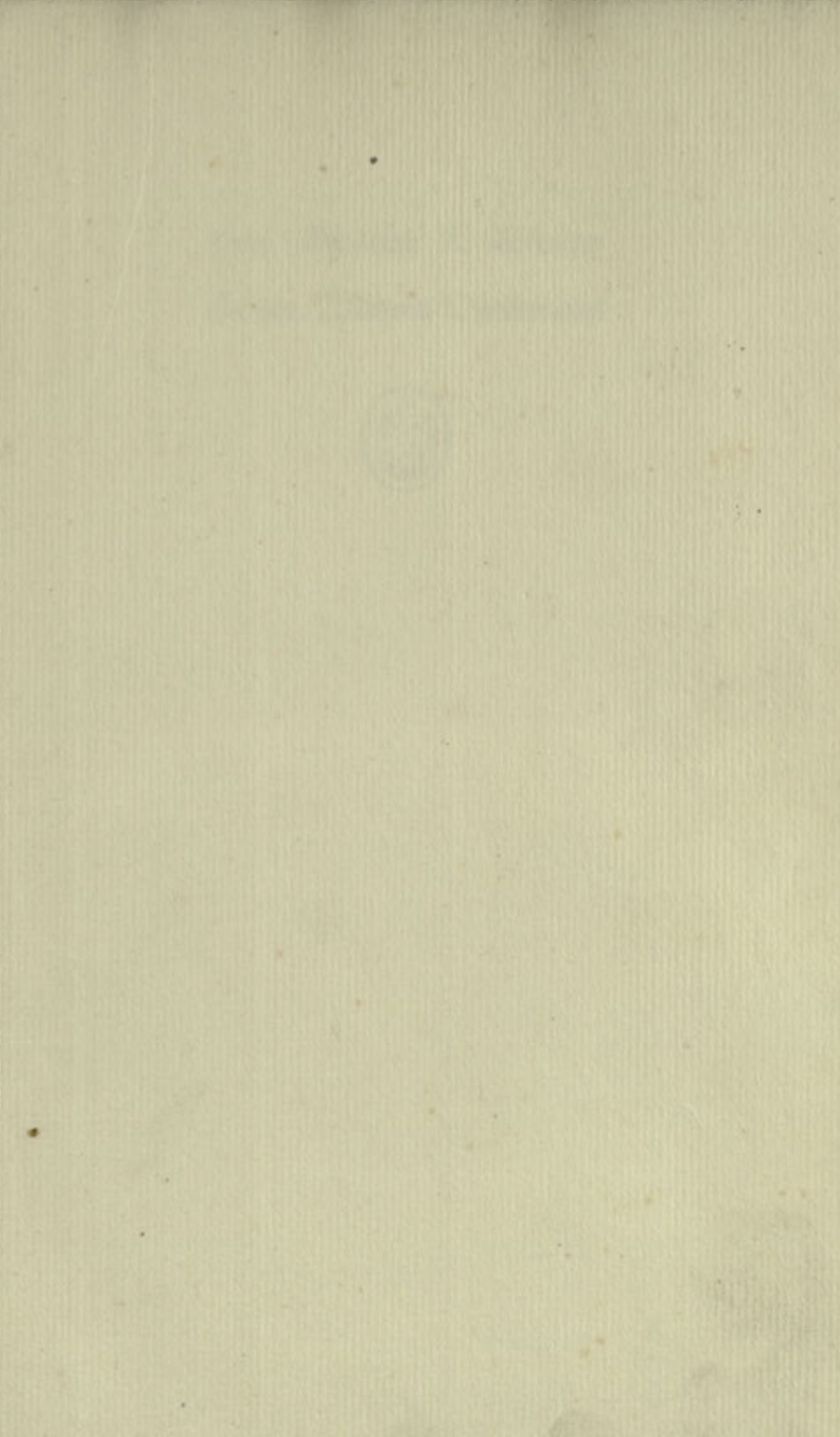
4 361 [2]

IN DER
WILDNIS
OSTSIBIRIENS

VON

Wladimir K. Arsenjew





Prof. Wladimir K. Arsenjew
In der Wildnis Ostsibiriens



R

27430

In der Wildnis Ostsibiriens

Forschungsreisen im Ussurigebiet

von

Prof. Wladimir K. Arsenjew

★

Übersetzt von
Franz Daniel

~~B.d.o.k.~~
Nr 651₆



Zweiter Band

August Scherl G.m.b.H. / Berlin SW 68

CBGIÓŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165519

Mit 90 Abbildungen, 2 Gebirgsprofilen und einer Karte



4361(2)

Alle Rechte vorbehalten
Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin

Inhalt

Vorwort	11
Reisen am Dshang des Sichote-alin und im Biktinal im Jahre 1907	
Ausreise	15
Expeditionsplan. Zusammenstellung der Abteilung. Ausrüstung der Lasttiere. Expeditionsinventar. Verpflegungspunkte. Eintreffen Derffus. Schiffsverkehr an der Küste. Abreise von Wladivostok auf Torpedobooten. Die Bai Peters des Großen. Tierchutzpark und Goldbergwerk auf der Insel Astold. Die Preobraschenjebucht. Anlaufen der St. Olgabucht.	
Ansiedler und Goldsucher	24
Landung in der Dschigitbucht. Fischreichtum. Die Ryndabucht. Auswanderer. Anpassung an die Eigenart des Landes. Beziehungen zwischen Ansiedlern und Eingeborenen. Urkommunismus. Spuren und Gestalten in der Taiga. Goldfieber.	
Jagd auf Rehwild	36
Exkursion nach der Plastunbucht. Nebel. Verlorene Jagdbeute. Verirrt in Nacht und Regen. Zufallsfund. Wettschießen am Strande. Goldische Volkslieder. Märchenerzählung. Wirkung auf Derffu.	
Marſch am Jodſyche und Sinanza	44
Aufbruch. Derffus Spürsinn. Jodsyche und Litjangou. Tier- und Pflanzenwelt. Wildreichtum. Besiedlung der Täler. Nebenflüsse des Jodsyche. Ein Wildfangzaun. Marsch durch die Taiga. Geländeaufnahme im Urwalde. Der Sinanza und seine Nebenflüsse. Landregen. Tafeln. Sklavenwirtschaft der Chinesen. Flucht einer Tafelfamilie. Derffus Totenopfer.	
In den Küstenbergen	63
Der Dugou. Unwetter. Ein Bär auf Honigjagd. Zusammen treffen mit dem Freischarführer Tschanbao am Sandhobe. Verbreitungsgrenze der Gorals. Chinesische Gastfreundschaft in der Fansa Duntawaisa. Im Adimital. Steinhalden auf den Küstenbergen. Küstenflüßchen. Wildlagen. Tigerausfahrten. Käfer aus der Tertiärzeit.	
Taufun im Sichote-alin	79
Am Bilimbe aufwärts. Düstere Anzeichen und Vorempfindungen. Unheimliche Waldstätten. Nächtlicher Alarm. Auf dem Ramm des Sichote-alin. Drohendes Unwetter. Umkehr. Fallenstellerfansen. Dreitägiger Taifun und Wolkenbruch. Entfesselte Elemente. Überschwemmung im Urwalde.	

- Überschwemmung am Bilimbe** 97
 Schwieriger Übergang über den Bilimbe. Rückkehr zum Meere. Wiedervereinigung mit Mersljatow. Die Mündung des Bilimbe. Zustellung von Lebensmitteln durch die Chinesen von Duntawaisa. Chinesische Leckerbissen. Derffus Erzählung vom Tiger. Vogelwelt an der Küste. Meeresleuchten.
- Im Sjaokematale aufwärts** 108
 Kleine Küstenflüsse. Berendete Hirsche. Ein Komet. Derffus Animismus. Altgläubige am Sjaokema. Pflanzenwelt im Sjaokematal. Bezüge. An der Ugrjumaja. Primitiv Kochkunst. Zu den Quellen der Gorelaja. Sternennacht. Aberglaube und Theorie. Rotwölfe. Rückkehr zur Küste.
- Tafen am Takema** 123
 Vogelwelt an der Takemamündung. Der alte Fährmann. Tafen- und Chinesensiedlung. Verschuldung der Tafen. Lachsang. Tafenschicksal. Gebirgsformationen und Gesteinsarten. Urwalddidicht. Nähe des Tigers. Ijjuhrhirsche im Mondlicht. Wildreichtum. Stromschnellen. Gefährliche Furt durch den Takema. Derffus Spurendeutung. Nächtliche Schatten und Geräusche.
- Der Einsiedler am Takuntshi** 135
 Ein Fischotter. Fischfang der Udehesen mit der Harpune. Geologie des Takuntshitals. Ijjuhrhirsche. Vögel im Urwalde. Einsame Fänge an der Takuntshiquelle. Ein chinesischer Einsiedler. Die Geschichte seines Lebens. Stumme Beichte. Heimkehr des Alten. Amulett und Abschied.
- In der Taiga auf dem Sichotealin** 145
 Aufstieg. Pflanzenwelt auf dem Kamplateau. Der Westhang. Am Oberlauf des Armu. Menschenskelette in der Taiga. Der Tjantschinlafa. Geländeaufnahme im Regen. Mochustiere. Höchste Erhebungen des Kammes. Zedernkieholz. Gipsflora.
- Gefährvoller Flußübergang** 154
 Ersteigung des Schaitan. Der Siza. Gold und Bergkristall. Ijjuhr- und Zobeljagd. Die Takemaquellen. Der böse Geist Katsamu. Am Takema abwärts. Unwetter. Bau eines Floßes. Gewagte Überfahrt. Derffus Aufopferung. In höchster Gefahr. Schwierige Rettung. Rückkehr zum Meere. Unterbrochene Nachtruhe.
- Schwieriger Küstenmarsch** 163
 Hochwasseranschwellung. Die Gebirgsflüßchen an der Küste. Der Schoomi. Klippen und Vorgebirge. Herbstlicher Lachsang. Der Wanfinlafa. Eine Ringelrobbe. Nächtliche Andacht am Strande. Ein Bär. Fata Morgana. Schatten und Seele. Unangenehme Übersteigung des Wanfinlafa. Letzte Zufluchtstätten der Dnbowstihirsche.
- Koreanische Zobelfänger** 173
 Geographie und Geologie des Küstenbezirks zwischen Kulumbe und Amagu. Der Raina. Eine Koreanerfänge. Krabbenfischerei. Eine Stampfmühle. Volksart der Koreaner. Koreanische Zobel-fallen. Zunahme der Kolonisation. Raubwirtschaft. Am Kwan-dagou entlang zum Amagu.

- Die Altgläubigen am Amagu 182
 Der Rudjache. Das altoäterliche Dorf. Lebensweise der Altgläubigen. Udehesen. Das Klima des Küstengebiets und sein Einfluß auf den Pflanzenwuchs. Bienenzucht. Botanische und zoogeographische Grenzen. Der Amagu. Herbstlicher Blätterfall. Elchwild.
- Besteigung der Kartuberger 193
 Wehrlos dem Tiger gegenüber. Krähen und Derssu. Der Oberlauf des Amagu. Die Amagufälle. Opfer für den Geist des Wasserfalls. Die Kartuberger. Einöde, Wind, Kälte. Nachtlager auf den Höhen. Schneetreiben. Der Zarenberg. Abstieg zum Tal des Kulumbe. Herbstregen. Eine Jagdhütte. Derssus Fürsorge für die Tiere der Wildnis.
- Beschwerlicher Marsch am Kulumbe 203
 Das Tal des Kulumbe. Zahllose Furten. Von Ufer zu Ufer. Durchwaten einer Klamm. Der Masafelsen. Regen, Frost. Schwinden der Kräfte. Sturmgefällter Wald. Weitermarsch über Treibholz und durch Furten. Im Fieber. Derssus Fürsorge. Hunger. Weitermarsch zur Küste. Enttäuschung am Banfinlafa. Lebensmittelnot. Rettung durch ein Torpedoboot. Rückkehr an den Amagu. Mersljakows Abreise.
- Bei den Udehesen am Kusun 213
 Die Karaminstiberge. Triebland an der Soenmündung. Eine warme Quelle. Gebirgsbäche. Der Wituche. Die letzten Zugvögel. Fliegende Hühner. Die Eingeborenen am Kusun. Kleidung und Lebensweise. Verschuldung bei den Chinesen. Heiliger Figurenbaum mit Götzenbildern. Der böse Geist Dsjo. Schamanenfanse. Abkommen mit Cheibatou, dem „Alten vom Meere“. Trennung von Tshanbao. Weitermarsch.
- Mit einem Solonen zum Kumuchu 225
 Solonen an der Mündung des Tachobe. Ein gekränktes Eichhörnchen. Teufels Wohnstätte. Himmelsgott und Schneegewitter. Ein Lieblingsbraten des Solonen. Verschneiter Paß. Schneesturm. Abstieg zum Kumuchu. Wetterhärte der Eingeborenen. Mandschurische und ochotische Flora am Kumuchu. Elche. Rückkehr zum Meere.
- Im Herzen des Transussurigebiets 238
 Küstenflüßchen. Höhenrauch. Merkwürdige Schallerscheinungen. Im Cholontutal. Schwarzwild. Derssus Geruchssinn. Erste Besorgnisse. Paßübergang zum Nachtochu. Spuren. Der udehesische Jäger Jansel.
- Die Nachtochu-Udehesen 249
 Die Nebenflüsse des Nachtochu. Forellen und Lachse. Der udehesische Fallensteller Monguli. Ein chinesischer Jabeldieb. Die Eingeboreneniedlung. Körperbildung, Haartracht, Bekleidung und Schmuck der Udehesen am Nachtochu. Seltsame Bestattungsart. Nachricht von Cheibatous Verschwinden im Sturm. In verzeifelter Lage.

Derffus Vermächtnis	257
Vorbereitung zum Überwintern. Bau einer Erdhütte. Udehesen vom Samargi. Der Jedin. Auf der Suche nach Cheibatous Schiff. Schneefall. Ein Bielfraß. Das Küstengebiet zwischen Kumuchu und Nachtochu. Der Bija. Ein Roschustier. Der Fehlschuß. Derffus Schicksal. Nächtliche Abereinkunft. Derffus Vermächtnis. Rückmarsch nach Süden.	
Fischfang an der Kusunmündung	271
Wieder bei den Udehesen am Kusun. Sturm. Cheibatous Rückkehr. Ausrüstung für den Wintermarsch. Kartenbau. Derffus Geschicklichkeit. Japanische Raubfischerhütten. Fischzug mit den Udehesen auf dem Eis der Flußmündung. Abhärtung der Eingeborenen. Steppenhühner.	
Beginn des Wintermarsches	278
Religiöse Abschiedsfeier an Vorabend des Aufbruchs. Der Schlittenzug. Der Kusun und seine Nebenflüsse. Der böse Geist Kaksamu. Der Tigereisen. Abgebrannte Wälder. Bild im Kusuntal. Das Winterzelt. Waldvögel. Pflanzenwuchs. Aberglaube und Religionen. Der Geisterbeschwörer Sunzai am Ullengou. Schamanentum. Udehesische Märchen.	
Übersteigung des Sichote-alin	286
Der Ullengou. Bruchholzwälle. Steinhalden. Brandfelder. Ein toter Chinese. Eine heiße Mineralquelle. Der Raackpaß. Chinesisches Gebetshäuschen auf der Kammhöhe. Am Westhang des Sichote-alin. Eigenartiger Fang von Waldhühnern.	
Die Teufelsjurte	295
Trennung von Sunzai. Der Ngge und Bjugamu. Schneetreiben. Der Bikin in seinem Mittellauf. Tier- und Pflanzenwelt. Eine verlassene Jurte. Teufelsaustreibung. Der Schrei des Teufels. Derffus Beschwörung.	
Schwarzwildjagd auf Schneeschuhen	300
Nebenflüsse des Bikin. Im Udehesenlager Laochosen. Bedrückung der Eingeborenen durch Chinesen. Treibjagd mit Speeren. Verwundung eines Jägers. Weitermarsch. Neue Udehesenlager. Besorgnisse einer Udehesin. Ein schlechter Führer. Heiligabend im Urwald. Christbaum und Weihnachtsfeier.	
Vom Tiger überfallen	314
Geldkenntnis der Eingeborenen. Vereisung der Flüsse. Der Tase Ritenu am Kate-tabauni. Erkundung des Überganges zum Chor. Unwetter. Vom Wege abgeirrt. Nacht unter freiem Himmel. Sturm. Wildschweine. Wachsende Unruhe. Der Tiger im Biwak. Verfolgung des Raubtiers. Bielfraße. Rückkehr zum Bikin.	
Chinesensiedlungen am Unterlauf des Bikin	325
Wald- und Wildreichtum Leere Jurten. Teufel und guter Gott. Chinesensiedlung Sigou. Gastfreundliche Aufnahme. Neujahrsfeier. Abholung durch Merssjakow. Weiterreise auf Pferdeschlitten. Die übelberufene Siedlung Olon. Nebenflüsse des unteren Bikin. Der Altshan. Nachtquartier im Chunchusenunterschlupf Tabando. Zur Bahnstation Bikin. Heimkehr nach Chabarowst.	

Derffus Tod	336
Derffu in Chabarowst. Aufnahme seiner Sprache mit dem Phono- graphen. Unzufriedenheit mit den städtischen Einrichtungen. Auf der Polizeiwache. Zurück in die Freiheit der Wälder. Nachricht von Derffus Ermordung. Begräbnis in der Taiga. Bilder der Vergangenheit. Im Zeichen der Zivilisation.	
Bilderverzeichnis	346
Register	349
Personen, Götter 349. Völker und Stämme 350. Berge, Flüsse, Ortschaften 351. Tiere 358. Lateinische Tiernamen 360. Pflanzen 361. Mineralien 363.	
Bedeutung der chinesischen Wortbestand- teile in geographischen Namen	365
Russische Gewichte, Längen- und Flächen- maße	365



Vorwort

Für den Küstenrayon östlich des Ussuri hat der russische Forscher Budischtschew, der das Land in den Jahren 1859—1862 besuchte, den gut gewählten Namen „Transussurigebiet“ in die wissenschaftliche russische Literatur eingeführt.

Noch vor etwa zwanzig Jahren waren die geographischen Kenntnisse über diesen Bezirk, insbesondere von der St. Olga-Bucht aus nach Norden, nur auf spärliche Angaben beschränkt, die zumeist von Marineoffizieren über vereinzelte Punkte nahe der Küste gemacht waren. Zur weiteren geographischen und naturwissenschaftlichen Erforschung des Transussurigebiets unternahm ich im Jahre 1907 als Fortsetzung meiner im ersten Bande dieses Werkes dargestellten Reisen im Sichote-alin auf Staatskosten unter der Flagge der Russischen Geographischen Gesellschaft eine erneute Expedition.

Meine Expedition von 1906 führte zu den Quellflüssen des Ussuri, erkundete die verschiedenen Pässe über den Sichote-alin und beschäftigte sich eingehend mit dem Küstenstreifen zwischen der St. Olga-Bucht und der Terneibucht. Den Rückweg nahm ich damals nach Überschreitung des Terpenijapasses durch das Flußtal des Zman. Die in diesem zweiten Bande geschilderte Reise des Jahres 1907 setzt an der Dschigitbucht ein und gelangt in ständigem Auf und Ab durch die Flußtäler von der Küste zum Kamm des Sichote-alin und wieder hinab zum Meer nordwärts bis zum Kap Giljak. Ein Wintermarsch führt dann über den Maackpaß in das Bikintal und am Bikin entlang zum Ussuri zurück.

Wie auf den früheren Reisen fesselte mich wieder die eigenartige Tier- und Pflanzenwelt der Taiga; auch von den Bodenschätzen suchte ich ein deutliches Bild zu gewinnen. Besonderen Wert legte ich wie im Vorjahre auf die Erforschung der Lebensweise der Bewohner. Unschätzbare Dienste leistete mir dabei mein alter Freund, der Golde Derßu Usala, der mir manchen tiefen Einblick in die Natur des Landes und in die Seele der Eingeborenen verschaffte und mich unter Hintansetzung des eigenen Lebens mehrmals vom sicheren Tode errettete. Er fiel im Frühjahr 1908 von Mörderhand. Seine Treue werde ich nie vergessen.

Während der zentrale Teil des Ussurigebiets seinen Urzustand noch bewahrte, hat sich im Westen von der Ussuribahn, im Osten von der Küste aus allmählich eine Umwälzung vollzogen, die manchen Abschnitten ein völlig neues Gesicht gab. Weite Wälder sind niedergebrannt oder abgeholzt, industrielle Anlagen traten an ihre Stelle. Folge davon war das Verschwinden des ehemaligen Wild- und Fischreichtums in großen Gebietsteilen, und weiter sah sich die Eingeborenenbevölkerung, die von Jagd und Fischfang gelebt hatte, gezwungen, die von ihr seit Jahrhunderten bewohnten Gegenden zu verlassen und entweder nach dem Norden in das Bassin der rechtsseitigen Nebenflüsse des unteren Amur oder nach dem Westen in die Mandschurei auszuwandern. Mit einem Worte, auch dieser Landstrich erleidet langsam die gewaltsame Veränderung, die man gewöhnlich als „Zivilisation“ bezeichnet.

Mit der zunehmenden Erschließung des Ussurigebiets für Handel und Industrie tritt nun die Beachtung seines Holzreichtums und seiner Bodenschätze an die erste Stelle. Bereits heute regt sich das Kapital zur Ausbeutung der in den Urwäldern verborgenen Werte. Ich hoffe, mit der Darstellung meiner Forschungsergebnisse das Interesse weiter Kreise für die Eigenart des zukunftsreichen Landes zu erwecken.

Einen großen Teil erfolgreicher Arbeit leisteten meine russischen Begleiter. Ihnen allen danke ich herzlich für ihre willige Teilnahme an den Mühen und Strapazen der Reise und für die tatkräftige Hilfe, die sie mir, jeder in seiner Art, erwiesen. Auch den Kameraden von der Marine, die mich mehrfach wirksam unterstützten, gebührt mein ausdrücklicher Dank, insbesondere meinen Freunden P. G. Tägerstedt, S. S. Balk und A. R. Pell.

Ohne die rege Anteilnahme und tätige Mitwirkung meiner Freunde und Bekannten hätten die beiden jetzt vorliegenden Bände nicht in ihrer heutigen Gestalt erscheinen können. So möchte ich nicht verfehlen, an dieser Stelle vor allem Jewgeni Iwanowitsch Poppel noch einmal meinen aufrichtigsten Dank zu sagen, desgleichen dem Übersetzer Franz Daniel.

Chabarowssk, im Oktober 1924

W. K. Arsenjew

Reisen am Osthang des Sichote=alin und
im Bifikintal im Jahre 1907

Ausreise

Die Zusammenstellung der Ergebnisse meiner vorjährigen Reise, die dienstlichen Berichte und Abrechnungen hatten mich von Januar bis März in Anspruch genommen, so daß ich erst im April 1907 an die Vorbereitungen zu einer neuen Expedition denken konnte.

Die Geldmittel dazu wurden mir auch diesmal wieder von Generalgouverneur P. F. Unterberger, dem großzügigen Förderer der Erforschung des Ussurigebiets, zur Verfügung gestellt.

Die Vorarbeiten zu einer derartigen Reise haben stets ihren besonderen Reiz und erfordern viel Überlegung und Kleinarbeit. Der allgemeine Plan war in großen Umrissen bald festgelegt, es galt aber noch die Einzelheiten auszuarbeiten.

Diesmal handelte es sich um die Erforschung des zentralen Teiles des Sichote-alin, zwischen dem 45. und 47. Grade nördlicher Breite, und des Küstengebietes, im Anschluß an die im Vorjahre erreichten Punkte, also von der Terneibucht aus nach Norden, soweit es die Zeit erlauben würde. Weiterhin sollte die Marschrouten am Flusse Bikin entlang zum Ussuri führen.

Im allgemeinen war die Organisation der Reise gleich der des Jahres 1906. Nur einige Punkte bedurften der Abänderung auf Grund der im Vorjahre gesammelten Erfahrungen.

Die neugebildete Abteilung bestand aus sieben Schützen des 23. und 24. Sibirischen Schützen-Regiments, dazu dem Botaniker N. A. Dessulawi, dem Studenten der Kiower Universität P. P. Bordałow und meinem Gehilfen vom Vorjahre, A. J. Merslajakow; ferner schloß sich uns auserdienstlich der Bruder des Letzgenannten, G. J. Merslajakow, als Präparator an.

Anstatt der Pferde wurden diesmal Maultiere verwendet; sie haben einen festeren, sicheren Tritt, eignen sich gut für das Gebirge und sind im Futter sehr genügsam. Dafür treten sie allerdings in sumpfigem Gelände leichter durch. Zur Abteilung gehörten wie im Vorjahre die beiden Hunde Ujeschi und Alpa.

An der Beschirrung der Lasttiere mußten einige Änderungen vorgenommen werden. Die Spannriemen hatten sich als wenig geeignet erwiesen; die Tiere zerrissen sie oft und verloren sie, besonders bei Regenwetter, blieben damit an den Baumästen und im dichten Unterholz hängen und waren durch sie sehr in ihren Bewegungen gehindert. Statt der Spannriemen wurden Hanfstricke angeschafft, ferner Halfter in doppelter Anzahl und Schellengeläute.

Die wirtschaftlichen Gebrauchsgegenstände erforderten einige Ergänzungen. Als Teekessel, einem nicht nur für uns Russen sehr wichtigen Reisegegenstand, nahmen wir statt der kupfernen diesmal nur einfache Emaillekeffel; diese sind nicht so schwer, leichter zu reinigen und mindestens ebenso haltbar.

Teure Teesorten mit auf den Marsch zu nehmen, ist natürlich überflüssig. Da das Getränk unterwegs meist nur über offenem Feldfeuer bereitet werden kann, so zieht es leicht den Geruch des Holzrauches an und verliert sowieso an Feinheit im Geschmack.

Für die Traglasten wurden Säcke aus Segeltuch verwendet. Blechbehälter sind unpraktisch, verbeulen sich und brechen; daher ersetzten wir sie durch kleinere Leinensäckchen.

Zum Fischfang nahmen wir Angelgeräte mit, sowie einen kleinen Hamen.

Auch die im vorigen Jahre verwendeten Gummiluftkissen hatten sich nicht bewährt. Sie sind wenig haltbar, der kleinste, oft kaum erkennbare Riß macht sie unbrauchbar und ist schwer auszubessern. Statt ihrer nahmen wir einfache kleine Federkissen; sie sind leicht und halten beim Schlafen den Kopf warm und geschützt.

Große Sorgfalt ist auf die Verpackung der Streichhölzer zu verwenden, um sie vor Feuchtigkeit zu bewahren. Wie oft ist man unterwegs bis auf die Haut durchnäßt, und auch die Traglasten sind oft von tagelangen Regengüssen durchfeuchtet. Ein einfaches Einschlagen der Streichhölzer, selbst in Leder oder Gummistoff, genügt nicht; bei anhaltend schlechtem Wetter und in der von Wasserdampf gesättigten Luft verlieren sie doch ihre Zündfähigkeit. Wir legten die Schachteln in besondere Holzkästchen mit knapp eingepaßten Schiebedeckeln. Von der Feuchtigkeit quillt das Holz zwar auf, der Dedel schließt sich aber dafür um so fester. Einen derartig gesicherten Vorrat nahm ich als eisernen Bestand in mein persönliches Gepäc, die Schützen erhielten zu ihren Tabaksbeuteln nur einzelne Schachteln; außerdem hatten wir für alle Fälle: Feuerstein, Stahl und Zunder.

An der wissenschaftlichen Apparatur und den Instrumenten für Konservierung und Sammlungen war dem vorjährigen Bestande wenig hinzuzufügen. Das Handwerkszeug ergänzten wir durch einen Zentrumbohrer in Stärke eines kleinen Fingers, Schlichthobel, Stemmeisen, Feilen und Quersäge. LötKolben, Zinn, Salmiak und Salzsäure waren zum Verlöten der Zinkkästen für die Naturaliensammlung vorgesehen. Die photographischen Platten waren



Hafen von Wladiwostok

ebenfalls duzendweise in Blechschachteln eingelötet, um sie gut vor Feuchtigkeit zu schützen. Diesmal nahm ich noch Handwerkszeug für den Bootsbau mit, einen Satz kleiner Zimmermannsbeile zum Ausschählen von Baumstämmen.

Auch Geschenke aller Art für die Eingeborenen wurden nicht vergessen: Knöpfe, Schellen, Garn und bunte Nähseide, Spiegel, Messer, Ohr- und Fingerringe, kleine Schmucksachen, Ketten und Glasperlen. Das wertvollste Geschenk aber bildeten Verdangewehre von Karabinergröße nebst Patronen. Für eine derartige Gabe waren die Eingeborenen bereit, durchs Feuer zu gehen und alles zu tun, was man nur wünschte.

Bereits einige Wochen früher war A. J. Merslajow nach Wladiwostok abkommandiert, um die nötigen Maultiere zu kaufen.

Es sollten möglichst unbeschlagene Tiere mit gesunden, festen Hufen genommen werden. Mersljakow sollte die Tragtiere dann mit dem Schiff nach der Dschigitbucht befördern und sie dort unter Bewachung von drei Schützen bereitstellen, während er selbst an der Meeresküste eine Verpflegungsbasis einzurichten hatte. Hierzu waren außer der Dschigitbucht noch fünf Punkte vorgesehen: die Terneibucht, die Mündungen der Flüsse Takema, Amagu und Kumuche sowie das Kap Kusnezow.

Als Mitte April die Vorbereitungen beendet waren, hatte sich Mersljakow schon nach Wladiwostok begeben. Mich selbst hielten einige Aufträge des Generalgouverneurs noch zwei Wochen in Chabarowsk zurück.

Während dieser Zwischenzeit schickte ich den Unteroffizier Sacharow nach der Siedlung Anutschino, um meinen alten Freund Derssu suchen zu lassen. Er fing beim Dorfe Ossinowka an, durchzog mit Postpferden die ganze Gegend, sah in jede Farnse und fragte jeden, der ihm in den Weg kam, ob er nicht den alten Golden Derssu Usala gesehen habe. Kurz vor Anutschino traf er in einer kleinen Farnse am Rande des Weges einen eingeborenen Jäger, der im Begriffe war, sein Bündel zu schnüren, und dabei ein Selbstgespräch führte.

Auf die Frage, ob er wohl den Golden Derssu Usala kenne, antwortete der Jäger nur:

„Meinselbst!“

Sacharow war froh, daß er den Gesuchten gefunden hatte, und erklärte ihm den Zweck seiner Reise. Derssu machte sich sofort bereit. Die beiden übernachteten in Anutschino und trafen am nächsten Tage bei mir ein.

Derssus Kommen freute mich ungemein. Wir verbrachten einen Tag in eingehender Unterhaltung. Der Golde schilderte mir, wie er im Winter an den Höhen des Sandawaku zwei gute Zobel gefangen hatte. Für die Felle bekam er bei den Chinesen eine Schlafdecke, Handbeil, Kessel und Teetopf, für den Rest des Geldes kaufte er ein Stück chinesisches Drell und nähte sich ein neues kleines Zelt daraus. Patronen erwarb er bei russischen Jägern; Udehesenfrauen hatten ihm neues Schuhzeug, Hosen und Bluse genäht. Als dann der Schnee zu tauen begann, war er nach der Siedlung Anutschino hinübergewechselt und dort bei einem Bekannten, einem alten Golden, untergekommen. Nachdem er mich lange vergeblich erwartet hatte, beschäftigte er sich inzwischen mit der Jagd und

erlegte einen Hirsch mit Pantngeweih. Dieses hinterließ er bei den Chinesen auf Kredit.

Ubrigens war Derssu in Anutschino bestohlen worden. Dort hatte er einen Menschen kennengelernt, der sich später als ein echter „Promyschlennik“, als Strauchräuber, entpuppte. Diesem erzählte er in seiner naiven Art von seinen Jagderfolgen. Der neue Bekannte hatte ihn darauf in eine Spelunke eingeladen und dort mit



Koreanische Wasserträgerinnen aus der Umgegend von Wladiwostok

Bodka traktiert. Derssu, des Alkoholgenusses ungewohnt, fühlte bald, wie er seiner Wirkung unterlag. Ehe er sich vom Rausche übermannen ließ, gab er vertrauensselig dem Kumpan seine Barschaft in Verwahrung. Als der Golde am anderen Tage erwachte, war der Freund mit dem Gelde spurlos verschwunden. Derssu konnte das gar nicht begreifen. Unter seinen Stammesgenossen war es doch gang und gäbe, daß sie sich gegenseitig Felle und Wertfachen zur Aufbewahrung aushändigten, und niemals war etwas abhanden gekommen.

Am 3. Mai hatte ich alle meine Arbeiten in Chabarowsk erledigt und verließ die Stadt.

Zu jener Zeit bestand an der Küste des Japanischen Meeres kein regelmäßiger Schiffsverkehr. Das Ansiedlungsamt befrachtete zum

ersten Male versuchsweise den Dampfer „Eldorado“, der nur bis zur Dschigitbucht fuhr. Ein bestimmter Fahrplan war nicht festgesetzt, und auch die Verwaltung konnte nicht angeben, wann das Schiff zurückkommen und ob es eine zweite Reise ausführen würde.

Wir hatten kein Glück — zwei Tage vor unserem Eintreffen in Wladiwostok war der „Eldorado“ abgegangen. Das war sehr ärgerlich; aber nun wurde mir von befreundeten Marineoffizieren Hilfe angeboten. Kapitän Tigerstedt und Leutnant Pell schlugen mir vor, uns auf ihren Torpedoboote mitzunehmen. Sie hatten dienstlich die Schantarskiinseln anzulaufen und waren bereit, mich mit meiner Abteilung in der Dschigitbucht an Land zu setzen. Allerdings konnte die Fahrt nicht vor Mitte Mai angetreten werden. Es blieb mir nichts anderes übrig, ich mußte mich damit zufriedengeben und warten, denn ich hatte gar keine andere Gelegenheit, die Dschigitbucht zu erreichen, und überdies gewährte mir die Seefahrt auf den Kriegsfahrzeugen eine große Geldersparnis.

Am 22. Mai gingen wir endlich an Bord. Am Abend saßen wir in gemütlicher Unterhaltung, die sich bis spät nach Mitternacht ausdehnte, bei den Seeoffizieren in der Kajüte. Ich rechnete dann auf einen recht festen Schlaf, aber damit war es nichts. Lange vor Tagesanbruch begann der ungewohnte Lärm des Lebens an Bord. Die Ankerketten rasselten, die Maschinen stampften und ließen das Schiff erzittern. Ich kam nicht zum Einschlafen, zog mich an und ging an Deck. Das Morgenrot brach an, über dem Wasser lag ein dichter Nebel, dazu war es kalt und feucht. Bald zog ich mich in die Kajüte zurück, holte mein Tagebuch hervor und machte mich an die Eintragungen. Doch jetzt belehrte mich ein leichtes Schaukeln, daß wir das offene Meer erreicht hatten. Der Lärm an Deck ließ nach, die Offiziere kamen zum Morgentee in die Kajüte herunter.

Auf der Seekarte von Laperouse vom Jahre 1787 ist die Bai Peters des Großen als „Viktoriabai“ bezeichnet. Sie wird von der „Alberthalbinsel“, jetzt Murawiew-Amurski genannt, und deren Fortsetzung, dem „Eugenarchipel“ mit den Inseln Russki, Schlota, Popowa, Reineke und Rekord, in zwei Hälften geteilt: die „Napoleonsbucht“ oder Ussuribucht und die „Gorinsbucht“ oder Amurbucht.

Gegen zehn Uhr morgens befanden sich die Torpedoboote in Höhe der Insel Askold, von den Chinesen Zindao, „Grüne Insel“, genannt,

unter 42° 47' nördlicher Breite und 132° 22' östlicher Länge von Greenwich.

Dieses durch irgendwelche Urgewalten vom Festlande losgerissene Erdstück mit hohen felsigen Ufern hat die Form eines Hufeisens, mit der offenen Seite nach Süden zu gerichtet. Als Fortsetzung nach der Küste hin sind die Insel Putjatin und das Kap Maibel anzusehen.

Askold ist zur Zeit als natürlicher Tierschutzpark für gefleckte Hirsche bekannt. Vor etwa fünfzehn Jahren gab es hier von diesem Wild bis zu 4000 Stück. Zahlreiche Wilddiebe, ungewöhnlich starke Schneefälle und die fortschreitende Verschlechterung der Nahrung haben das Wild rasch vermindert. Jetzt dürfte die Zahl der auf der ganzen Insel lebenden gefleckten Hirsche kaum mehr als 200 bis 300 Stück betragen. Da das Wild zu seiner Nahrung nur das nahrhafte Gras auswählte, hat es selbst dazu beigetragen, daß die für seine Ernährung ungeeigneten Pflanzen auf der Insel überhand-

nahmen. Bei der völligen Abgeschlossenheit wurde durch Inzucht außerdem die Fortpflanzung auf ein Minimum verringert. So sind die Hirsche hier dem Aussterben nahe, falls ihnen nicht vom Festlande her Blutauffrischung zugeführt wird. Der Wladiwostoker Verein der Jagdfreunde, dem die Insel gehört, hat sich allerdings in dieser Hinsicht bisher wenig bemüht, und zur Zeit steht der Hirschgarten fast vor dem Verschwinden.

Eine weitere Sehenswürdigkeit der Insel bildet ein Goldbergwerk, welches dem Wladiwostoker Unternehmer Balden gehört. Die Ausbeutung erfolgt durch Zerkleinerung des goldhaltigen Gesteins und Herausziehen des Goldes mittels Quecksilbers. Dieses Bergwerk war im Jahre 1868 der Ausgangspunkt eines berüchtigten Aufstandes der Mansen. Aus irgendwelchen Gründen legten diese Chinesen die



Koreanerin in Festtracht

Arbeit nieder, begaben sich auf das Festland und drangen nach den Dörfern Schkotowo und Nikolstoje vor. Sie zerstörten sie, steckten sie in Brand und töteten viele Einwohner.

Im offenen Meere erblickten wir Walfische und Delphine. Die Bale schwammen gemächlich in der einmal angenommenen Richtung weiter und kümmerten sich wenig um die Torpedoboote. Die Delphine aber waren täglich hinter uns her, tummelten sich rings um die Fahrzeuge, besonders im Kielwasser, und schnellten häufig aus den Wellen. Einer der Soldaten schoss nach ihnen. Zweimal fehlte er sein Ziel; nach dem dritten Schuß zeigte sich ein großer Blutfleck auf dem Wasser, und sogleich waren sämtliche Delphine verschwunden.

In der Dämmerung erreichten wir die Amerikabucht und übernachteten hier. Am anderen Tage ging es weiter.

Am 24. Mai nachmittags umfuhren wir das Kap Poworotny und nahmen Kurs nach Nordost. Gegen vier Uhr begann das Wetter umzuschlagen, von Osten her zog Nebel heran, und obgleich noch kein Wind aufkam, war das Meer stark bewegt. Die Wellen schienen dem Winde vorauszuweilen.

Die Torpedoboote tasteten sich langsam vorwärts, indem sie das Fahrwasser durch fortwährende Lotungen sondierten. Ich war erstaunt, wie die Führer bei dem dichten Nebel die Preobraschenjebucht auffinden und durch die enge Einfahrt hindurchkommen konnten.

Nachts erhob sich starker Wind, und das Meer geriet in Aufruhr. Am Morgen lichteten die Fahrzeuge zeitig die Anker und stachen ungeachtet des schlechten Wetters in See. Ich konnte nicht in der Kajüte sitzenbleiben und ging an Deck. In Kiellinie des „Grosny“ folgten die übrigen Torpedoboote. Das nächste war der „Beschumny“. Bald verschwand er in den tiefen Wellentälern, dann erklimmte er wieder ihre Rücken, die von weißen Kämmen gekrönt waren. Wenn die schäumenden Wellen über dem Heck zusammenschlugen, schien es, als ob das Meer das kleine Fahrzeug gänzlich verschlucken wollte; aber das Wasser strömte vom Deck herunter, das Torpedoboot erschien wieder an der Oberfläche und zog geradeaus seine Fahrt weiter.

Als wir in die St. Olgabucht einliefen, war es bereits dunkel. Wir beschloßen, die Nacht an Land zu verbringen, ließen uns ans Ufer rudern und zündeten ein Bivakfeuer an.

Derßu ertrug die Seefahrt wider alles Erwarten gut. Seiner Anschauungsweise entsprechend, hielt er natürlich auch die Torpedoboote für lebende Wesen.

„Verstehe gut, war heute sehr ärgerlich!“ Er zeigte auf den „Grosny“, der unweit vor Anker lag.

Wir ließen uns am Wachfeuer nieder und begannen zu plaudern. Die Nacht brach herein. Der Nebel, der dicht auf der Wasserfläche gelegen hatte, erhob sich höher und verwandelte sich in Wolken. Hin und wieder sprühte ein feiner Regen. Rings um unser Lager war stockfinstere, undurchdringliche Nacht. Nur der Wind heulte in den



Gefleckte Hirsche auf der Insel Askold

Zweigen und rüttelte an Bäumen und Sträuchern, das Meer raste, donnernd brachen sich die Wellen am Ufer, zuweilen drang fernes Hundegebell aus der Ansiedlung herüber.

Endlich begann es zu dämmern. Im Osten erhob sich ein zartes Morgenrot, das bald wieder von Wolken verhüllt wurde. Nun konnte man auch die Umgebung erkennen und Bäume und Sträucher, Weg und Steg, Wasser und Land unterscheiden. Unweit von uns schlief ein Chinese unter einem kieloben im Sande liegenden Boote; ich weckte ihn, und wir ließen uns zu den Torpedobooten übersetzen.

Auf den Fahrzeugen blinkten noch hier und dort die Lichter. Am Fallreep empfing mich halb verschlafen der Wachhabende. Ich entschuldigte mich für die frühe Störung, begab mich in meine Kajüte

und legte mich aufs Bett. Immer wieder regte sich in mir das beruhigende Gefühl, mit Verjju als Begleiter keinerlei Gefahr der weiten Reise fürchten zu brauchen. In diesen Gedanken und mit der Zuversicht auf sicheren Erfolg schlief ich ein.

Ansiedler und Goldsucher

Der stürmischen Nacht folgte etwas ruhigeres Wetter; der Wind ließ nach, und der Nebel verteilte sich. Schließlich brach die Sonne hervor und beschien das düstere Felsenufer.

Die Fahrt ging weiter, und am 26. Mai abends gelangte die Flottille zur Dschigitbucht. Auf Vorschlag des Kapitäns Tigerstedt übernachtete ich nochmals an Bord, um erst am nächsten Morgen an Land zu gehen. Während der ganzen Nacht schlingerte das Schiff stark in der Dünung, und ich erwartete mit Ungeduld das Anbrechen des Tages. Es war für uns eine Erlösung, als wir endlich das Festland betreten konnten. Bald lichteten die Torpedoboote wieder die Anker, die Offiziere winkten zu uns herüber, und wir schwenkten unsere Mützen. Mit „Gute Fahrt!“ und „Guten Erfolg!“ schieden wir von unserer Marine. Nach zehn Minuten waren die Schiffe bereits außer Sicht.

Zum Ausladen der Maultiere war statt der Terneibucht die Dschigitbucht vorgesehen, da es in der ersten der dauernden starken Brandung wegen zu große Schwierigkeiten gemacht hätte.

Sogleich nach der Ankunft am Lande machten wir uns an das Aufstellen der Zelte und sammelten Brennholz. Einer der Schützen, der nach Trinkwasser gegangen war, berichtete, daß die Flußmündung von Fischen wimmele. Die Leute warfen ein Netz aus und fingen so viele Fische, daß sie das Netz kaum ans Ufer ziehen konnten.

Die Fische erwiesen sich als Budellachse [*Oncorhynchus gorboscha* Walb.]. Daneben wurden noch zwei kleinere Fischarten gefangen: ein Stint [*Osmerus eperlanus dentex* Steind.] mit dunklen Flecken an den Seiten und auf dem Rücken — um so merkwürdiger, da dieser Fisch stets nur an der Küste entlang zieht und niemals in den Flüssen aufwärts steigt — und eine Art Stichling [*Pygosteus sinensis* Guich.], ein Bewohner der Tümpel und stillen Flußarme, der wahrscheinlich durch die starke Strömung an die Mündung verschlagen worden war.

Die Budellachse hatten noch nicht ganz das sonderbare Aussehen angenommen, das in dieser Jahreszeit für sie typisch ist. Doch das Hafigwerden der Kinnladen war bereits zu erkennen, und auf dem Rücken bildete sich schon der Buckel (russisch: gorb), dem dieser Fisch seinen Namen Gorbuschka verdankt. Ich ließ nur einige Fische zum Essen zubereiten und gab die übrigen ihrem Elemente zurück. Alle unsere Leute machten sich anfänglich gierig über diese Mahlzeit her,



St. Olgaucht

aber das nächste Mal hatten sie sich die Fische schon übergegessen, und keiner trug mehr Verlangen danach.

Am Nachmittag zog ich mit meinem Botaniker Dschulawi landeinwärts, um die nähere Umgebung zu besichtigen.

Die Ryndabucht liegt unter $44^{\circ} 47'$ nördlicher Breite und $136^{\circ} 22'$ östlicher Länge von Greenwich und besteht aus zwei Teilen, der nördlich gelegenen Dschigitbucht und der südlichen Plastunbucht. Beide sind nach dem Meere zu offen und bieten daher den Schiffen bei Unwetter nur geringen Schutz. Ihre größte Tiefe ist 14 Sassen. Der Berggrücken, der beide Buchten trennt, wird aus Quarzporphyr und Porphyrit mit Einschluß von vulkanischem Glase gebildet. Näher dem

Meere zu verlieren die Berge an Höhe, und am Strande selbst gehen sie in Hügel von 1300 bis 1900 Fuß über.

Deßulawi lenkte meine Aufmerksamkeit auf folgende Pflanzen, die hier in der Nähe der Büsche besonders häufig auf den Strandwiesen wuchsen: Aſtern [*Aster tartaricus* L.] mit länglichen, rhombiſchen, ausgezähnten Blättern, deren violettgelbe Blüten mit weißem Stern die Größe eines Kopfenſtückes hatten und ſchöne Bedel bildeten; dann eine beſondere Art des Aſtragals [*Astragalus membranaceus* Fiſch.], deren Wurzeln die Chineſen in großen Mengen ſammeln und zu Arzneimitteln verwenden, eine kräftige, mehrjährig ausdauernde Pflanze mit verzweigtem Stock, kleinen Blättern und vielen kleinen blaßgelblichen Blüten; hohen Feldritterſporn [*Delphinium Maackianum* Regel] mit blauen Blüten, deren Oberfläche mit einem zarten Flaum bedeckt iſt; behaarten Storchſchnabel [*Geranium Vlasovianum* Fiſch.] mit groben, tiefeingefägten Blättern und zarten, himbeerfarbenen Blüten; dunkelpurpurroten Wiefenknopf oder Blutkraut [*Sanguisorba officinalis* Lin.] mit ſeinem auffälligen Blattwerk; großblättrigen Enzian [*Gentiana macrophylla* Pall.], eine Pflanze mit dicker Wurzel, dickem Stengel, dunkelvioletten Blüten und langen Blättern; endlich aus der Zahl der Korbblütler: *Transsuresa Maximoviczii* Herder mit hohem, ſchlankem Schaft, eingefägten, lyraförmigen Blättern und violetten Blüten.

Von den gefiederten Bewohnern dieſer Geſtade beobachteten wir einen Falken. Er war auf einem dürren Aſte aufgebaumt, nahe dem Flußufer, und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken zu ſein. Aber plötzlich mochte er irgendein kleines Vögelnchen eräugt haben, pfeilgeſchwind ſtürzte er ſich von ſeinem Sitze herab und jagte ſeiner Beute nach. An anderer Stelle trafen wir zwei Raben, die einen Würger verfolgten. Dieſer verſuchte ſich vor ſeinen Feinden im Gebüſch zu verſtecken, aber die Raben umkreiſten den Platz hartnäckig, ſprangen von einem Zweige zum anderen und ließen nicht nach, den kleineren Räuber zu bedrängen. Hier waren auch einige Ammern. Die kleinen, rötlichen Vögelnchen ſchienen ſehr geängſtigt zu ſein durch die lauten Schreie des Würgers und das Krächzen der Raben und flatterten ununterbrochen von den Zweigen der Bäume hinab auf die Erde und zurück.

In der Umgebung der Ryndabucht gibt es auch gefleckte Hirſche. Sie halten ſich beſonders auf der Halbinſel Jegorow, die die Bucht von Nordoſten umſäumt. Früher waren ſie auch hier viel zahlreicher, aber der außerordentlich ſtrenge Winter und hohe Schnee des Jahres

1904 und der damit verbundene Futtermangel haben ihre Zahl stark verringert.

Am 7. Juni traf der lang erwartete Dampfer „Elorado“ ein, aber er brachte weder A. Mersljakow noch die Maultiere mit. Man konnte uns nichts über deren Verbleib berichten. Es blieb also nur übrig, eine andere Gelegenheit abzuwarten. Auf dem „Elorado“ waren zwei Familien Altgläubiger mitgekommen. Sie hatten ihre Habseligkeiten nahe bei unseren Zelten ausgeladen und übernachteten am Ufer. Abends ging ich an ihr Feuer heran und sah einen



Küstenlandschaft an der Ryndabucht

weißhaarigen Alten, der sich mit Derffu unterhielt. Ich wunderte mich, daß der Russe mit dem Golden so freundschaftlich wie mit einem alten Bekannten verkehrte. In ihrem Gespräch erwähnten sie viele Namen irgendwelcher Chinesen und Taseneingeborenen.

„Ihr scheint euch ja schon länger zu kennen“, mischte ich mich dazwischen.

„Freilich, freilich!“ antwortete der Altgläubige. „Ich kenne Derffu schon viele Jahre; er war noch klein, als wir zusammen auf die Jagd gingen. Damals lebten wir am Daubiche, im Dorfe Petropawlowka, aber zur Jagd zogen wir an den Ullache, waren am Fudsin und am Noto!“

Und wieder begannen sie ihre Erinnerungen auszukramen. Sie riefen sich gegenseitig ihre Erlebnisse ins Gedächtnis zurück, wie sie gemeinsam auf Pantyhirsche gejagt und Bären erlegt hatten, erwähnten einen oder den anderen Namen, einen Chinesen, den sie „Krummzahn“ genannt, Auswandererfamilien, deren Mitglieder sie teils als „grüne Schlangen“, teils als „Dreschflügel“ bezeichnet hatten. Die

ersten hatten sich nach ihren Worten durch sehr böartigen Charakter ausgezeichnet, die anderen waren als große Kampfahne und Händelfucher bekannt. Der Golde gab seine Meinung dazu und lachte aus vollem Herzen. Der Alte bewirtete ihn mit Honig und Backwerk. Mir war es angenehm zu sehen, wie man Derssu schätzte.

Der Altgläubige lud mich am Feuer zum Sitzen ein, und wir unterhielten uns. Natürlich drehte sich das Gespräch bald um die bevorstehende Übersiedlung an neue Plätze.

„Früher lebten wir am Petropawlowsker See, unweit des Amur. Wir hatten den See so genannt, weil wir gerade am Peter- und Paulstage dorthin gekommen waren. Aber da konnten wir nicht lange bleiben. Ringsum war Sumpf, und die Mücken fraßen uns auf. Darum siedelten wir nach dem Daubische über und gründeten das Dorf Petropawlowka. Dort lebte sich's so lange gut, bis der Schub kam.“

„Was für ein Schub?“ fragte ich.

„Na, die anderen Kolonisten! Kleinrussen, Saratower, Reservisten aus Bladiwostok, Handwerker und dergleichen mehr — wir nennen sie alle zusammen den ‚Schub‘.“

„Weshalb mögt ihr die nicht leiden?“

„Ja, siehst du, die brachten bloß Verderbnis, Sauferei, Diebstahl, Schimpfen, Raufen und Müßiggang mit sich. Nu, mochten sie sich untereinander bestehlen und verprügeln, soviel sie wollten, aber nein, sie machten sich bald an uns heran. Dann ging das Klagen los, und die Bezirks- und Friedensrichter bekamen Arbeit — es war nicht mehr schön. Wir waren nicht dazu geboren, uns vor den Gerichten herumzuschleppen, und unsere Ältesten überlegten sich bald die Sache, mieden diese sündhaft gewordene Gegend und beschloßen, an den Sudsuche überzusiedeln. Dort an den Höhen, in der Nähe der Fasse Junbeïschî, ließen wir uns nieder. Der erste von uns, der sich da anbaute, war Batjukow; bald zogen auch andere nach. Das neue Dorf wurde anfänglich auch ‚Junbeïschî‘ genannt. Als dann die Ansiedlungskommission verlangte, daß wir dem Dorfe einen russischen Namen geben sollten, nannten wir es Batjukowo, nach dem ersten Ansiedler. Am Sudsuche lebten wir gute fünf Jahre — und, siehst du, wieder kam uns der ‚Schub‘ über den Hals. Die Behörde befahl, die Neuen nicht zu stören. Gestört haben wir sie ja gerade nicht, aber geholfen haben wir ihnen noch weniger. So lebten wir mit den neuen Nachbarn drei Jahre. Dann war es nicht mehr auszuhalten. Was glaubst du, man konnte nichts mehr auf den Feldern lassen.“

Läßt du einen Pflug zurück, weg ist er, das Pferd führen sie fort, der Kuh schnitten sie die Gurgel durch, selbst die Heuschaber verschwanden in einer Nacht. Und so, seit diese Leute da waren, begannen die Waldbrände, und das Wild nahm schnell ab; die Kolonisten sperreten den Fluß durch ein Gitter und ließen keine Fische mehr zu uns hinauf. Wir haben's getragen und getragen und endlich beschlossen, neue Plätze zu suchen. Wir schickten Kundschafter



Plastunbucht

nach Norden aus. Die erwanderten das ganze Meeresufer und verließen sich in die Dschigitbucht. Nu, so sind wir hierhergezogen.“

„Na, wenn nun aber diese Störenfriede auch hierherkommen?“ fragte ich.

„Dann ziehen wir weiter; deshalb bauen wir auch gar nicht erst feste Häuser, wir wissen schon im voraus, daß uns nicht mehr wie vielleicht fünf Jahre hier beschieden sind!“

„Aber das bedeutet doch eine völlige Selbstzerstörung, immer so von einem Ort zum andern zu ziehen.“

„Wie so Zerstörung? Unsere Häuser und das Unbewegliche verkaufen wir an die nächsten Zuzügler, zerstört wird nichts.“

„Aber dafür müßt ihr doch jedesmal wieder von neuem den Boden urbar machen, das kostet doch Geld und Zeit!“

„Land beackern wir wenig,“ antwortete der Bauer, „nur so, daß

wir bis zur neuen Ernte für uns Brot haben. Dafür jagen wir bis weit ab von unseren Hütten und verstehen uns gut auf das Zobel'n (Zobelfang); na, und dann gibts ja noch anderen Erwerb."

"Was denn zum Beispiel?" fragte ich.

"Na, so verschiedenes, es kommt drauf an, wie die Ernte ausfällt. Leben kann man hierzulande schon ganz gut, nur möglichst weit ab von den anderen Leuten; der Platz kostet nichts und den kannst du dir frei aussuchen, Land ist genug da, Fische fuhrenweise, viel Wild, viel Holz und Heide, was brauchst du da noch? Versteh zu arbeiten, sei nicht faul, man muß sich nur umsehen, was da ist und was man anfassen kann!"

In der That, Chinesen lebten doch hier überall und wurden reich und wohlhabend. Und wenn auf dieselben Plätze Ansiedler aus Rußland kamen, dann verarmten sie, ungeachtet der Zuschüsse und Unterstützungen durch die Regierung. Der Altgläubige hatte recht, es galt nicht, das Land sich paßrecht zu machen, sondern man mußte, umgekehrt, sich selbst dem Lande anzupassen verstehen.

Derßu hatte das Ende unserer Unterhaltung nicht abgewartet und war losgezogen, ich saß noch lange bei dem Alten und hörte seinen Erzählungen zu. Als ich dann ebenfalls gehen wollte, kam das Gespräch zufällig nochmals auf Derßu.

"Ist ein guter Kerl, ein ehrlicher!" meinte der Altgläubige. "Nur eins ist schlecht, eben daß er kein Christ ist, nur ein Afiate; so was glaubt nicht an den wahren Gott, und trotzdem — lebt so auf Erden wie unsereins. Ein Wunder, was? Was wird nun aus so einem in jener Welt?"

"Was soll denn mit ihm anderes werden als mit dir und mir?" antwortete ich.

"Herrscherin des Himmels, bewahre mich!" wehrte der Alte, sich betreuend, ab. "Ich bin doch ein wahrhafter Christenmensch nach der Einen Apostolischen Kirche, aber er, ein Ungläubiger, ein Heide, hat doch keine Seele, nur Rauch."

Der Altgläubige spuckte kräftig aus und machte sich sein Nachtlager zurecht. Ich verabschiedete mich und ging zu unserem Bivak zurück. Am Feuer bei den Soldaten saß auch Derßu, und ich sah, daß er sich noch irgendwohin fortmachen wollte.

"Wohin willst du?" fragte ich ihn.

"Bißchen auf Jagd", antwortete er. "Will ein Stück Reh schießen, muß altem Mann bißchen helfen, hat viele Kinder, hab' gezählt, sind sechs Stück!"

„Keine Seele, nur Rauch“, erinnerte ich mich der Worte des Altgläubigen. Ich wollte eigentlich dem Golden seine Absicht ausreden, für diesen „wahrhaften Christenmenschen der Einen Apostolischen Kirche“ Rehe zu schießen, aber damit hätte ich meinem Freunde nur Kummer bereitet.

Früh am anderen Tage kam Derffu zurück. Er hatte einen Hirsch erlegt und suchte nach einem Lasttier, um das Wildbret nach dem Bivak bringen zu können. Außerdem berichtete er, er hätte Abdrücke von Schuhzeug gesehen, die weder zu den Stiefeln unserer Schützen noch der Altgläubigen paßten. Nach seinen Worten mußten drei unbekannte Menschen durch die Taiga gezogen sein. Zwei davon hatten neue Stiefel an, der dritte alte abgetretene, mit Eisen unter den Absätzen. Da ich Derffus scharfe Beobachtungsgabe zur Genüge kannte, zweifelte ich keinen Augenblick an der Richtigkeit der Angaben.



Oberhaupt einer Altgläubigengemeinde

Gegen zehn Uhr vormittags kam Derffu mit der Jagdbeute an. Er zerwirkte den Hirsch und zerlegte das Wildbret in drei Teile. Einer war für unsere Schützen bestimmt, den anderen bekamen die Altgläubigen, den Rest sollten die Chinesen der benachbarten Fansen erhalten. Die Soldaten waren mit dieser Verteilung nicht ganz einverstanden.

„Geht doch nicht anders!“ gab Derffu zurück. „Unserer kann so nicht, muß allen Leuten hier was geben, wie kann einer alles allein essen — Sünde!“

Derartige Ideen ursprünglichsten Kommunismus zogen sich stets durch Derffus Gedankengänge und bestimmten seine Handlungsweise. Das Ergebnis seiner Jagden teilte er gern mit allen Nachbarn, ganz

gleich, welcher Art und Nationalität sie waren, für sich behielt er nur ebensoviel, wie jeder einzelne bekam.

Nach zwei Tagen machte ich mich mit Derßu und Sacharow auf, um mit einem Boot das andere Ufer der Dschigittbucht zu besuchen. Kaum waren wir dort hundert Schritte landeinwärts gegangen, als Derßu wiederum eigentümliche Spuren erspäht hatte. Sie führten uns zu einem verlassenen Bivak. Derßu machte sich sogleich daran, es eingehend zu untersuchen. Er stellte fest, daß hier Russen übernachtet hatten, vier Mann, daß sie aus einer Stadt gekommen sein mußten. Er schloß das aus einer leeren Zigarettenschachtel, einer Konservenbüchse, Zeitungsfetzen und einem Stückchen Brotrinde, das von einem in der Stadt hergestellten Brote stammte. Die ganze Anlage des Bivaks und Wachfeuers sowie das dazu verwendete Holz bewies ihm, daß diese Unbekannten bisher noch wenig in der Taiga zu Hause waren. Es war zu erkennen, daß sie das nächste beste Fallholz, das ihnen unter die Hände gekommen war, zum Bivakfeuer benutzt hatten, wobei denn auch einem die Schlafdecke angebrannt war.

Von dieser Zeit an bekamen wir immer häufiger Spuren dieser unbekanntten Leute zu Gesicht, die sich allem Anschein nach ängstlich in der Taiga verborgen hielten. Hier und dort hatte man sie selbst von weitem gesehen, es fanden sich verschiedene verlassene Bivaks, und wir stießen auf ein unter den Sträuchern am Ufer verstecktes Boot. Die Geschichte wurde immer geheimnisvoller und verdächtiger. Hätte es sich um Chinesen gehandelt, so würden wir diese Rätselfragen nicht zu ihrem Vorteile entschieden, sondern die geheimnisvollen Gestalten einfach als Chunghusen, Räuber betrachtet haben. Aber den Spuren nach zu urteilen, hatten wir es hier mit Russen zu tun.

Täglich fand einer von uns etwas Neues. Endlich löste sich das Geheimnis. Der Mangel an Lebensmitteln, der Hunger zwang die Leute, aus dem Walde herauszukommen und sich schließlich auch bei uns im Bivak zu zeigen mit der Bitte, ihnen etwas Hartbrot zu verkaufen. Aus den an sie gestellten Fragen ergab sich dann folgendes:

In Wladiwostok hatte sich das Gerücht verbreitet, daß in der Umgebung der Dschigittbucht reiche Goldlager, ja sogar Diamanten zu finden seien. Veranlassung zu diesen verlockenden Ausstreuungen soll eine wahrscheinlich falsch verstandene Äußerung des Kommandanten des Wladiwostoker Handelshafens, Egermann, gegeben haben.

Diese Erzählungen gingen wie ein Lauffeuer durch die Stadt, eine große Zahl von Arbeitslosen und Abenteurern machte sich bald auf, um an den angegebenen Punkten und überall in der Nähe des Gestades nach den verlockenden Schätzen zu suchen und schnell und leicht reich zu werden. Sie gelangten in Booten, Schonern und Fahrzeugen aller Art hierher, meist in kleinen Gesellschaften. Irgendwo an der Küste gelandet, machten sie sich mit ihren Bündeln auf dem Rücken zu Fuß auf, um womöglich heimlich das verheißene



Russische Ansiedlung in der Nähe der Dschigitbucht

Dorado zu erreichen. Das Goldfieber hatte alle ergriffen, Alte und Junge waren ihm verfallen. Einzelnen und zu zweien und dreien unter allen nur möglichen Entbehrungen schweiften diese unglücklichen, geisteskranken Gestalten, unbefriedigt, erschöpft durch das lange, angestrengte Suchen, durch die Berge in der Hoffnung, doch wenigstens ein einziges Goldkörnchen zu finden. Sorgsam verheimlichten sie das Ziel ihres Vorhabens, verbargen sich in den Bergwäldern und verbreiteten noch absichtlich die wildesten Gerüchte über reiche Funde, nur in der Absicht, ihre Konkurrenten von sich abzulenken. Bald gab es Streit und Raufereien unter ihnen selbst, und sie trauten sich gegenseitig nicht mehr, heimlich folgte einer dem anderen. Sobald nur ein Trupp mit unbekanntem Ziele loszog, um in irgendeiner Schlucht Gold zu finden, glaubten die anderen bereits, daß es dort Diamanten gäbe. Jeder suchte dem andern zuvorzukommen, und oft kam es bereits zu Kämpfen und Blutvergießen.

Später, als sich infolge ausschließlicher Mißerfolge die Sucht etwas gelegt hatte und die Glücksjäger erkennen mußten, daß auch hier das Goldfinden nicht so leicht sei und dazu Erfahrung, Zeit und vor

allem Geld gehörte, beschloßen viele, sich hier in der Umgebung anzusiedeln. Diese kehrten nach Wladiwostok zurück und verschafften sich von der Ansiedlungskommission Unterstützung und Geldmittel, um dann als Kolonisten wiederzukommen. Ein Teil dieser Goldsucher siedelte sich später an der Terneibucht bei der Holzkonzeßion Glässer an.

Die neueste Entwicklung in diesem Küstenstrich hat Jewgeni Zwano-witsch Poppel, der an der industriellen Erschließung persönlich beteiligt war, eingehend verfolgt. Ihm verdanke ich nachstehende wertvolle Mitteilungen:

Die bei den Eingeborenen unerforschter Gegenden umlaufenden Erzählungen und Gerüchte, die in den meisten Fällen nicht ganz aus der Luft gegriffen sind, ebenso Fluß-, Tal- und Bergnamen haben den Forschern schon oft zu guten Resultaten verholfen. So waren auch die Gerüchte, daß sich in der Umgebung der Titiuhebucht, der Dschigitbucht und der Plastunbucht reiche Goldlager, mächtige Adern von Silber, Bleierz und Kupferkies befänden und daß vor vielen Jahrhunderten die wertvolleren dieser Metalle als Tribut der Eingeborenen nach Peking geschafft wären, nicht ohne guten Grund entstanden.

Solche Erzählungen und einige Gesteinproben gaben einem alten Wladiwostoker Bürger, einem geborenen Schweizer, den Anlaß, die Umgebung der Titiuhebucht und das Gebiet am oberen Titiuhe (Tjütiche) sorgfältig auf Erze erforschen zu lassen. Seine Mutungen waren zunächst auf Blei- und Silbervorkommen gerichtet. Die Gerüchte fanden ihre Bestätigung: Außer bedeutenden Mengen von silberhaltigem Bleierz traten am oberen Titiuhe reiche Vorkommen von Galmei und Zinkblende zutage. Unter Hinzuziehung deutschen Kapitals wurde nach erfolgreicher Erforschung des ganzen Titiuhegebietes die Bergwerksgesellschaft „Titiuhe“ ins Leben gerufen, die Tausende von Arbeitern beschäftigte und bis zum Ausbruch des Weltkrieges große Mengen von Erzen vornehmlich nach Deutschland exportierte.

Ganz gleiche Beweggründe anläßlich verheißungsvoller Fluß- und Talnamen im Gebiet des Jodshche und Sinanza führten zur Gründung der „Gesellschaft für Bergbau in Sibirien Poppel & Osmidow“. Die Gründer der Gesellschaft rüsteten zur Prüfung der Gerüchte über die Vorkommen am Jodshche und Sinanza eine Expedition in das Innere des Sichote-alin aus. Unter Leitung eines bekannten deutschen Sachverständigen und russischer Ingenieure stieß dieser

Forschertrupp bei seiner Arbeit auf ein kleines Nebenflüßchen des Jodshche, das von den Chinesen Tun-ho, „Kupferfluß“, genannt wurde. Die eingehende Untersuchung seines Laufes führte dann zu der Entdeckung ganz außerordentlich reicher Kupfervorkommen mit hohem Goldgehalt, ferner von Blei-, Silber-, Zink- und Molybdänvorkommen im ganzen Flußgebiet des Jodshche.

Auch die Untersuchungsarbeiten eines anderen Industriellen namens L. Arzt, die auf die Erforschung der Gegend zwischen



Küstenformation an der Dschigitbucht

Titiushe und Jodshche gerichtet waren, führten zum Ziel und erwiesen auch für dieses Gebiet das Vorhandensein großer Erzvorkommen.

Russische, deutsche, englische, amerikanische, französische und japanische Autoritäten im Bergbau und bekannte Geologen sind sich darüber einig, daß das ganze Gebiet des Sichote-alin von der St. Olgabucht bis zur Amagubucht ganz außerordentlich reich an wertvollen Erzen ist. Rechnet man den gewaltigen Holzreichtum des Sichote-alin, die vorzügliche verkohlbare Steinkohle des Sutschaner Bezirks, das für Bergbau günstige Klima, die Nähe guter Buchten sowie die billigen Arbeitskräfte hinzu, so sind hier die Vorbedingun-

gen für die Entwicklung einer großzügigen Bergwerks- und Metallindustrie gegeben, die sich zu einer der größten ganz Rußlands auswaschen kann.

Jagd auf Rehwild

An der Dschigitbucht mußten wir über vier Wochen bleiben. In jedem Falle war es notwendig, das Eintreffen der Maultiere abzuwarten. Ohne diese Lastträger konnten wir überhaupt nicht weiterziehen. Um die Zeit auszunützen, befaßte ich mich mit der Erkundung der näheren Umgebung in Richtung nach der Plastunbucht, wo ich im vorigen Jahre mit Derßu auf die Chundhusen gestoßen war. Einmal zog ich an den Fluß Kulemu, ein andermal nach Norden, an der Küste entlang.

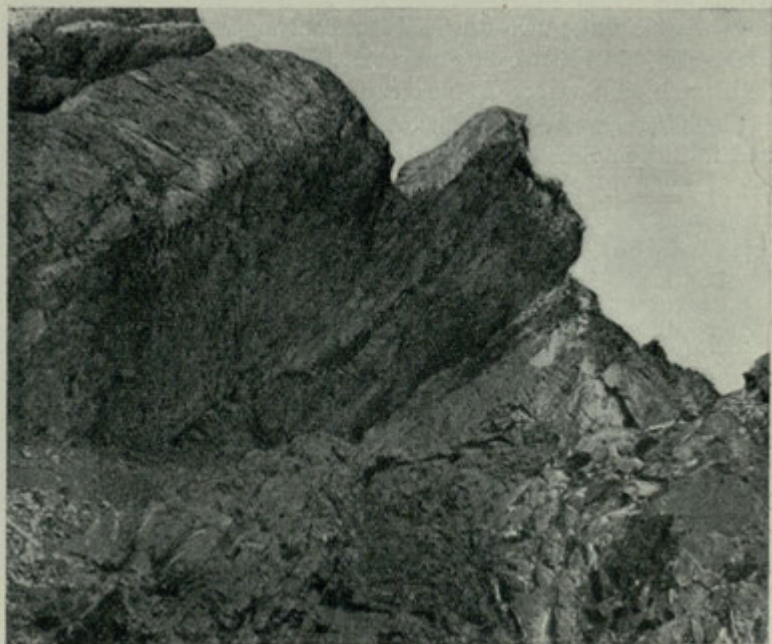
Nach Rückkehr von diesen Teilunternehmungen beschäftigte ich mich mit der Ausarbeitung der Geländeskizzen. Dessulawi botanisierte inzwischen an der Küste, und Bordakow verbrachte diese Zeit zusammen mit Derßu. Er erhielt von ihm viele Angaben über Lebensweise, Sitten, Religion und Seelenleben der Eingeborenen.

Zwei Tage lang hatte ich im Zelt gegessen und war kaum vom Zeichenbrett losgekommen. Endlich war der letzte Federstrich gemacht, Punkt! — Ich nahm die Büchse und zog los auf die Rehjagd.

Auf der rechten Seite des Jodschetales ziehen sich flache, ver-sumpfte Abhänge entlang, mit dichtem Gras und mit Haselsträuchern, einzelnen Eichen, Linden und Birken bewachsen. Zwischen den Abhängen hat das Wasser lange Schluchten ausgewaschen. Dorthin richtete ich meine Schritte. Obgleich der Tag sonnig war, trieb der Wind vom Meere her Nebel dem Lande zu. Vorläufig drang er nicht weit über die Strandlinie nach dem Festlande vor, sondern verflüchtigte sich in der warmen Luft. Es ist eine alltägliche Erscheinung und den Bewohnern der Küste gut bekannt. Während es auf dem Meere trübe und feucht ist, liegen die Berge klar, trocken und warm. Im Bereiche der erwärmten Luft hört die Kondensierung des Wasserdampfes auf, und er verschwindet vor den Augen. Deshalb siedeln sich die Chinesen auch niemals nahe dem Strande an, wenn auch der Boden hier bisweilen vorzüglich ist, sondern ziehen weiter in die Berge.

Ungefähr vier Werst vom Biwak entfernt stieß ich auf einen kleinen Pfad und ging auf ihm in den Wald. Bald bemerkte ich, daß ich

mich eigentlich nur auf einem ausgetretenen Bildwechsel befand, die Zweige der Bäume überwölbten ihn ganz und schlugen mir ins Gesicht. Ich fürchtete, zu weit abseits zu geraten, verließ den Wechsel und ging geradeaus durch dick und dünn. Lange trieb ich mich in den Schluchten umher, bekam aber kein Bild zu Gesicht.



Basaltformationen an der Dschigitbucht

Ein großer Teil des Tages war verstrichen, der Abend nahte. Je kühler es wurde, desto weiter drang der Nebel vom Meere nach dem Festlande vor. Wie ein schmutziggrauer Wattebausch ließ er sich von den Bergen in die Täler herab, breitete sich mehr und mehr aus und verschluckte alles, was in seinen Bereich kam.

Plötzlich sprangen zwei Rehe aus dem Dickicht auf. Rasch hob ich die Büchse und schoß. Ein Reh fiel, das andere flüchtete ein Stück ab, blieb dann stehen und verhoffte. Jetzt fiel mein zweiter Schuß, das Reh taumelte, kam aber sofort wieder hoch und zog langsam in die Büsche. Ohne Zeit zu verlieren, eilte ich ihm nach, konnte es aber nicht mehr erreichen. Da ich befürchtete, das erlegte Reh nicht wieder aufzufinden, ging ich zurück. Genau konnte ich mich nicht

mehr des Platzes erinnern, an dem das Reh lag, und lief wahrscheinlich daran vorbei. Nun wandte ich mich nach einer anderen Richtung, um sorgfältig zu suchen. Aber es war vergeblich, das Unterholz war zu dicht, und die Bäume glichen sich zu sehr untereinander. Das Reh war verschwunden, als habe die Erde es verschlungen. Ich beschloß, ins Bivak zurückzukehren und morgen mit ein paar Leuten nochmals die Suche nach der Jagdbeute aufzunehmen. Nach einigem Überlegen schlug ich die Richtung ein, die mir als die geeignete erschien, und ging an der Schlucht entlang.

Plötzlich begann mein Gesichtskreis sich sehr zu verkleinern: ich war in dichten Nebel geraten, der mich rings umwogte und zwischen der Umwelt und mir eine Mauer errichtet hatte. Ich konnte nur noch die Gegenstände erkennen, die sich in meiner unmittelbaren Nähe befanden. Aus dem grauweißen Nichts tauchten mir im Vorwärtsschreiten der Reihe nach die einzelnen an der Erde liegenden Baumstämme auf, die Weidengebüsche, Stümpfe, Erdhügel und Sträucher.

Bei solchem Wetter bricht die Dämmerung zeitig herein. Um mich nicht zu verirren, beschloß ich, nach dem kleinen Pfade zurückzugehen, der mich hierhergeführt hatte. Nach meiner Ansicht mußte er links hinter mir liegen. Ich ging eine Stunde, eine zweite — auf den Weg stieß ich nicht. Nun änderte ich meine Richtung und folgte der Schlucht, aber diese bog seitlich ab. Leider war die Lehre bei mir ohne Nutzen geblieben, die ich durch einen ähnlichen Fall im vorigen Jahre an der Arsamajowka erhalten hatte, wo ich, verirrt im kalten Regen, ohne Feuer im Walde übernachten mußte. Ich hatte wiederum keine Streichhölzer bei mir. Auf meine Signalschüsse erhielt ich keine Antwort.

Ermüdet setzte ich mich auf einen Baumstumpf, aber sogleich begann ich zu frösteln. Die kalte Feuchtigkeit zwang mich, aufzustehen und weiterzugehen. Wahrscheinlich war jetzt der Mond aufgegangen; man konnte ihn zwar durch den Nebel nicht sehen, aber es wurde etwas heller auf der Erde. Noch zwei Stunden irrte ich planlos umher. Das Gelände war erstaunlich einförmig: Lichtungen, schmale Waldstreifen, Abhänge, Sträucher, einzelne Bäume und gestürzte Stämme, alles wiederholte sich in so ähnlichen Formen, daß man sich nach diesen Gegenständen nicht orientieren konnte und ich nicht erkannte, ob ich hier bereits vorbeigekommen war oder nicht. Schließlich war ich gänzlich ermattet; ich ließ mich auf dem nächsten Baumstumpf an der Erde nieder, lehnte mich mit dem Rücken an einen Stamm und nidte ein. Bald froh ich stark, erhob mich und tappte

auf einer Stelle umher, um mich zu erwärmen. So ging es in kleinen Pausen durch endlose Stunden. Rings um mich herrschte lautlose Stille. Nahebei lag ein ähnlicher großer Baumstamm; als ich ihn besah, erkannte ich, daß es derselbe war, auf dem ich bereits das erstemal gegessen hatte.

Endlich begann es hell zu werden. Die Luft erfüllte sich mit den unbestimmten, graublauen Farben des nahenden Morgens. Der Nebel schien unbewegt und wie im Schlummer zu liegen, Gras und



Gebiet der Erzvorkommen an der Plastunbucht

Sträucher triefen von der Nässe. Nach und nach erwachten die gefiederten Bewohner des Waldes. Ein Rabe flog herbei, krächzte mich an und strich schwerfällig schräg über die Dichtung. Ihm folgten Spechte und Wildtauben.

Als es sich weiter aufhellte, schüttelte ich die Schläfrigkeit aus den Gliedern und wollte nun längs des Abhanges weitergehen. Kaum hatte ich von meinem Baumstumpfe aus einige Schritte vorwärts gemacht — da stand ich plötzlich vor dem erlegten Reh.

Es zeigte sich, daß ich diese Stelle mehrere Male enger oder weiter umkreist hatte. Ich ärgerte mich über die schlaflos verbrachte Nacht, aber ich freute mich doch, daß ich wenigstens nicht ohne Jagdbeute zurückzukehren brauchte. Der Erfolg ist doch nun einmal für jeden Jäger das Wichtigste. Ich zerwirkte das Reh und belud mich mit den besten Stücken.

Nach einer halben Stunde war es gänzlich hell geworden. Die Sonne blieb zwar unsichtbar, aber überall verriet sich ihre Wirkung. Der Nebel begann sich schnell zu verflüchtigen. Hier und dort ließ er den blauen Himmel erkennen, und endlich brachen die grellen Sonnenstrahlen hervor und beleuchteten die dampfende Erde. Nun konnte ich auch feststellen, wo ich mich befand und nach welcher Richtung ich zu gehen hatte. Es erschien mir jetzt reichlich sonderbar, daß ich nachts diesen Weg nicht gefunden hatte, ich brauchte nur in der Senke weiterzugehen, die mich an die Küste führte. Die liebe Sonne wärmte den Erdboden, es wurde mollig und angenehm, und ich beschleunigte meine Schritte.

Nach zwei Stunden war ich im Biwak. Die Gefährten hatten sich eigentlich wenig um mich geängstigt, da sie annahmen, daß ich in irgendeiner Chinesenfanse übernachtet hätte. Nachdem ich mich an Tee gelabt hatte, streckte ich mich auf mein Lager und fiel bald in tiefen Schlaf.

Einige Tage später befaßten wir uns mit dem Einschießen der Gewehre. Die Schützen erhielten je eine Anzahl Patronen und hatten stehend freihändig nach einem bestimmten Ziele zu schießen. Nach dieser Dienstübung erbaten sich die Leute die Erlaubnis, nach eigenem Ermessen schießen zu dürfen. Sie schossen nach einer leeren Flasche, nach einem weißen Flecken an einem Baume und zuletzt nach einem kleinen runden Stein, der auf einen Ast gelegt wurde.

Plötzlich strich eine Tauchente heran. Ohne sich durch die Schüsse stören zu lassen, fiel sie unweit vom Ufer im Meere ein. Sofort machten sich zwei Schützen daran, ihre Schießkunst an dem Vogel zu erweisen. Aber da jeder zuerst schießen wollte, so störten sie sich gegenseitig, wurden unruhig, und ihre Schüsse trachten fast gleichzeitig. Eine Kugel schlug nahe vor der Ente ins Wasser, die andere flog weit über das Ziel hinaus ins blaue Meer. Der erschreckte Vogel tauchte unter und kam erst in größerer Entfernung wieder an die Oberfläche. Nun schoß Sacharow, fehlte aber ebenfalls; die Kugel flüchte abseits ins Wasser, die Ente tauchte abermals unter. Als sie sich wieder zeigte, stellten sich alle Soldaten in einer Reihe am Ufer auf und eröffneten ein Schnellfeuer auf den abziehenden Vogel. Aber je mehr sie sich ereiferten, desto weiter entfernte sich das schwimmende Ziel. Nach meiner Schätzung waren es jetzt bis zu der Ente dreihundert Schritt, wenn nicht noch weiter. Unterdessen kam Derßu nach dem Biwak zurück. Er schien froh gelaunt, auf seinem braunen Gesicht lag ein Schmunzeln. Als er zu den Zelten

trat, bedeckte er die Augen mit der Hand gegen die Sonne und sah sich an, wonach denn die Soldaten eigentlich schossen. In diesem Augenblick knallte der Schütze Kalinowski los, die Kugel schlug so weit vor dem Vogel ein, daß sie diesen gar nicht beunruhigte. Als Derssu hörte, daß die Soldaten die Ente selbst nahe am Strande nicht getroffen hatten, trat er zu ihnen heran und meinte lachend: „Habt gut geschossen, jetzt will unsereins mal Ente weiter fortjagen.“



Mutungen von Goldsuchern in den Küstenbergen

Bei diesen Worten hob er schnell seine Büchse und, fast ohne zu zielen, drückte er ab. Ein Ruf der Verwunderung erscholl bei allen Soldaten zugleich, die Kugel schlug genau unter der Ente ein und überspritzte sie mit Wasser. Der Vogel war derartig erschreckt, daß er mit einem Schrei aufflog und, nachdem er ein Stück abgestrichen war, sofort untertauchte. Erst nach einigen Minuten zeigte er sich beträchtlich weiter wieder über dem Wasser. Mit überraschender Schnelligkeit schoß Derssu zum zweiten Male. Wenn die Ente nicht aufgefliegen wäre, hätte man glauben müssen, sie sei getroffen. Jetzt flog sie sehr weit ins Meer hinaus, kaum war sie noch mit dem bloßen Auge zu erkennen, und wir nahmen die Ferngläser zur Hand. Derssu lachte und neckte die Soldaten. Dmitri Djakow, der sich als besten Schützen ausgab, ereiferte sich und wollte behaupten, daß Derssus Schüsse nur Zufallstreffer gewesen wären und daß er nicht

schlechter als dieser schießen könne. Die Kameraden forderten ihn natürlich gleich auf, doch seine Kunst zu zeigen. Der Soldat kniete zum Anschlag, rückte sich umständlich zurecht und zielte lange, bis er endlich abzog. Die Kugel prallte weit vor der Ente von der Wasserfläche ab und tanzte in Sprüngen am Ziele vorbei. Die Ente tauchte nur kurz unter. Als sie wieder hochkam, hob Derſſu langsam sein Gewehr, zielte und schoß. Mit dem Glas war zu erkennen, wie die Kugel wiederum das Wasser unter der Ente aufspritzen ließ.

Wahrscheinlich hätte dieses Wettschießen noch länger gedauert, wenn nicht die Ente selbst ihm ein Ende gemacht hätte. Sie erhob sich aus der blauen Flut und flog nach dem offenen Meere hinaus.

Am Abend war bei den Schützen recht laute Unterhaltung. Aus ihrer Stimmung entnahm ich, daß sie sich etwas angetrunken hatten. Es stellte sich heraus, daß Derſſu eine Flasche Wodka herbeigebracht und die Soldaten dazu eingeladen hatte. Der Schnaps hatte die Gemüter erhitzt, und die Leute kamen untereinander ins Streiten.

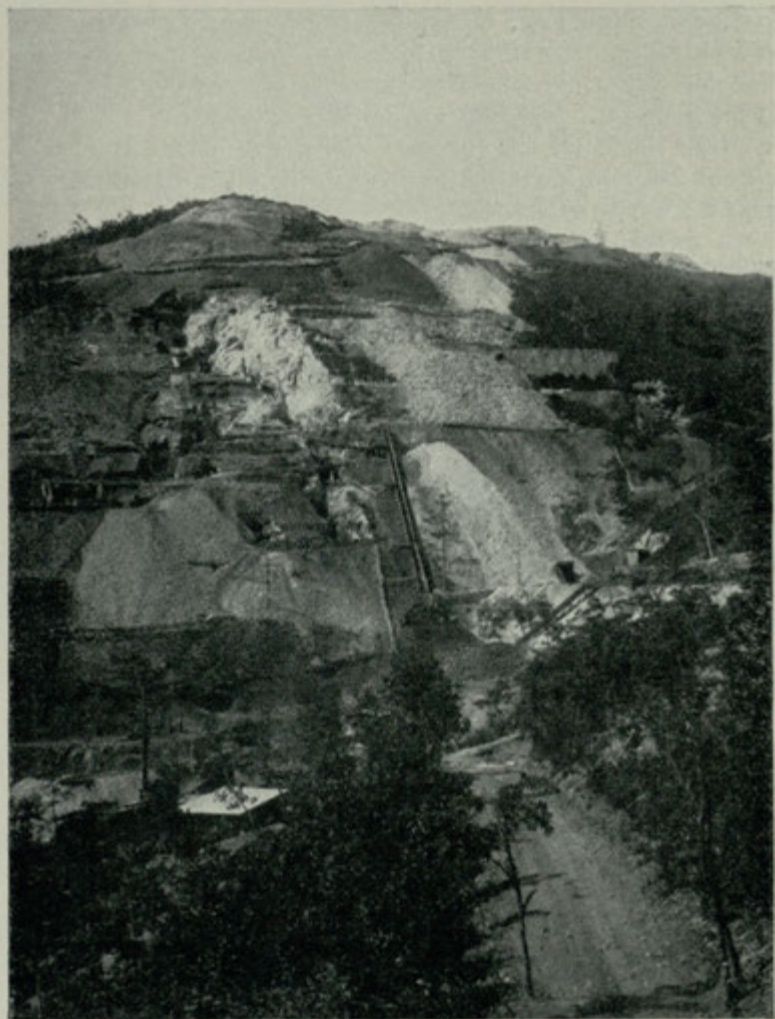
„Müßt nicht so schimpfen,“ sagte Derſſu leise, „lieber zuhören, werd' euch Liedchen singen.“ Und ohne die Zustimmung abzuwarten, begann er seine Volkslieder zu singen.

Anfänglich hörte ihm niemand zu, dann verstummte ein Streithahn nach dem andern, und nach einer kleinen Weile ward es ganz still in der Runde. Derſſu sang eine traurige Weise, als ob er dabei vergangener Zeiten und der Kindheit gedachte und über sein Schicksal klagte. Es war eine eintönige Melodie, aber es lag darin etwas so Rührendes, daß es die zartesten Saiten der Seele miterklingen ließ und wehmütige Gefühle erweckte. Ich setzte mich auf einen Stein und lauschte ebenfalls seinem klagenden Liede.

Es dunkelte bereits, klar blinkten die Sterne; hinter den Bergen stieg der Mond herauf, und sein blaßes Licht erhellte den Himmel.

Die angetrunkenen Soldaten waren eingeschlafen, Derſſu sang noch immer seine alte Weise, jetzt nur noch halblaut, wie für sich selbst. Ich ging nach meinem Zelt, legte mich zur Ruhe nieder und schlummerte ein.

Am andern Tage, als wir wieder abends am Feuer saßen, las ich den Leuten das Märchen vom „Fischer und der Fischerin“ vor, die durch ihre Habsucht sich beide ins Verderben brachten. Derſſu, der gerade in der Nähe Holz spaltete, legte leise das Beil beiseite, drehte sich halb im Knien um und hörte mit offenem Munde, wie gebannt, in regungsloser Stellung andächtig zu. Als ich geendet hatte, erhob er sich und sagte:



Gesamtansicht der Zinkgruben „Titiuhe“

„Nichtig, solche Frauenzimmer sind!“ Er spuckte ärgerlich dabei aus und fuhr dann fort: „Arme Mann, hätte alte Weib fortjagen sollen, hätte sich Boot machen sollen und anderen Platz fahren!“

Wir mußten alle lachen. Da hatten wir die unverfälschte Meinung des nomadisierenden Eingeborenen, und er hatte auch gleich einen

praktischen Ausweg aus diesem Drama gefunden: ein Boot machen und ausrücken. Als ich dann spät abends nochmals zum Lagerfeuer kam, saß Derſſu auf seinem Brennholzhaufen und sah nachdenklich in die Flammen. Ich fragte ihn, worüber er grübele.

„Alter Mann tut mir furchtbar leid, war so guter Mann, ist so oft ans Meer gegangen, hat nach dem Fische geschrien, hat sich wohl ganz die Schuhe abgelaufen.“

Ich merkte, daß das Märchen in Derſſu einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte, und wir sprachen noch manches darüber, bis ich in mein Zelt zurückkehrte.

Marsch am Jodſyche und Sinanza

Endlich, nach langem Warten, trafen Ende Juni mit der zweiten Reise des „Eldorado“ auch unsere Maultiere ein, ein wichtiges, froh begrüßtes Ereignis, das uns nunmehr aus unserer Untätigkeit befreite und die Weiterreise ermöglichte.

Das Schiff ging vierhundert Schritt vor der Flußmündung vor Anker. Die Maultiere wurden einfach ins Wasser getrieben. Sie orientierten sich sogleich und schwammen dem Ufer zu, wo sie von den Schützen erwartet wurden.

Während der nächsten zwei Tage paßten wir den Lasttieren die Sättel auf und beluden sie zur Probe, am 30. Juni fand der letzte Appell statt, am nächsten Tage, dem 1. Juli, setzten wir uns in Marsch.

Am Flusse Jodſyche teilte sich unser Zug. Mit Derſſu, Deſſulawi, Bordaſow und einem Teile des Kommandos nahm ich die Richtung nach dem Sinanza. Merslſaſow mit den übrigen Leuten zog am Litjangou aufwärts. Bei der letzten Tafenfasse, im nordwestlichen Talwinkel, trennten wir uns. Hier kam Derſſu zu mir mit der Bitte, einen Tag bei den Tafen verweilen zu dürfen. Er versprach, uns morgen gegen Abend wieder einzuholen. Ich hegte die Befürchtung, daß er uns vielleicht nicht finden würde. Der Golde lachte laut und sagte:

„Bist doch keine Nadel, bist kein Vogel, kannst nicht fliegen, mußt auf der Erde gehen, stampfst mit den Füßen, machst Spuren; Augen sind, werde sehen.“

Darauf konnte ich nichts mehr entgegnen. Ich kannte ja seine Fähigkeit, die Fährten und Spuren zu lesen, und stimmte also zu. Wir zogen weiter, Derſſu blieb am Jodſyche. Am Morgen des über-

nächsten Tages war er wieder bei uns im Lager und erzählte mir auf meine Fragen, wie er uns gefunden habe. Er hatte gesehen, wo wir Raft gemacht, wo wir längere Zeit an einer Stelle gehalten hatten, an einem Punkte nämlich, wo der Pfad plötzlich abbrach, und daß ich die Leute dort nach verschiedenen Richtungen abgeschickt hatte, um einen Weg zu suchen. Er nannte die Stelle, wo ein Soldat sein Schuhzeug gewechselt hatte, und fragte, ob sich einer die



Zinkgruben „Titiuhe“

Füße wundgelaufen habe, denn er hatte ein winziges Lämpchen und blutige Watte gefunden. Für mich war diese Beobachtungsgabe Derjssus nichts Neues, aber den Soldaten erschien sie wie eine Offenbarung. Mit Verwunderung und neugierigem Staunen sahen sie auf den Golden.

Der Fluß Jodsnyche, auf uraltsibirisch: Jenji, ist aus unbekanntem Gründen auf den Seearten mit „Wladimirovka“ bezeichnet und als unbedeutender Bach angegeben. Sein Tal ist ungefähr drei Werst breit, die linke Seite steigt bergig an, die rechte zeigt geneigte Abhänge mit spärlichem Baumwuchs von Espen, Birken, Erlen und Lärchen. Die Abhänge gehen allmählich in Berge über. Weiter flußaufwärts

ändert sich das Bild, und die Berge bekommen hier einen scharf ausgeprägten Charakter.

Hier wachsen außer Eiche [*Quercus mongolica* Fisch.] die schwarze und die weiße Birke [*Betula daurica* Pall., *Betula latifolia* Tausch.], chinesische Esche [*Fraxinus rhynchophylla* Hanc.], Walnuß [*Juglans manshurica* Max.], Ahorn [*Acer mono* Max.], Tanne [*Abies nephrolepis* Max.], Korkholz [*Phellodendron amurense* Rupr.], Eibe [*Taxus cuspidata* Sieb. et Zucc.], Akazie [*Maackia amurensis* Rupr.], Espe [*Populus tremula* L.] und Linde [*Tilia amurensis* K.]; von Straucharten: Haselnuß [*Corylus heterophylla* Fisch.], Mehlbeere [*Crataegus manshurica* H. Buck], Schneeball [*Viburnum sargentii* Koehne], Spierstrauch [*Spiraea salicifolia* Lin.] und *Lespedeza bicolor* Turcz.

In der Nähe der Mündung teilt sich der Jodsyche in ein vielverzweigtes Delta, von dem ein Hauptarm an den rechten Talrand herantritt. Diese Stelle gefiel den Altgläubigen am besten für ihre zukünftige Siedlung. Der Pfad führt vom Meere aus derartig im Tale aufwärts, daß alle Nebenflüsse des Jodsyche rechts von ihm liegen, und durchquert dann den Fluß in einer Furt gegenüber der Mündung des Dungou. Mehrere Chinesenfansen liegen hier verstreut am Fuße einer breiten Terrasse, die aus Lehm, Sand und kantigem Steinschutt besteht. Man könnte den Jodsyche getrost als „Rehfluß“ bezeichnen; nirgends habe ich dieses zierliche Bild in derartigen Mengen angetroffen wie hier in diesem Tale.

Das sibirische Reh [*Capreolus pygargus* Pall.] ist größer als das europäische. Der seitlich zusammengedrückte Körper erreicht eine Länge von reichlich $1\frac{1}{2}$ Meter bei einer Höhe von 85 bis 90 Zentimeter. Der schöne, vorn abgestumpfte Kopf mit den großen, beweglichen, abgerundeten Lauschern sitzt auf einem langen Halse und ist beim Bock mit einem Gehörn geziert, das an den Enden gegabelt ist und bis zu sechs Sprossen aufweist. Die Färbung des Rehs ist im Sommer dunkelbräunlichrot, im Winter braungrau. Die weiße Behaarung hinten um das Weidloch nennt man den Spiegel. Auf der Flucht wirft das Reh die Hinterläufe sehr hoch, und der Spiegel ist weithin zu erkennen, während das Wild in der Ruhe fast unsichtbar ist, da die Farbe der Körperbehaarung gänzlich in der Umgebung der Sträucher und Schilfwiesen verschwindet.

Im Herbst, im Oktober, verläßt das Rehwild in großen Rudeln die waldigen Gegenden des Ussurgebietes zu regelmäßigen Wanderungen. Früher wechselte es zahlreich nach der Mandchurei hin-



Urwald am Zodische

über, nur ein kleiner Teil dieses Wildes blieb in den Grassteppen am Chankasee zurück. An den als ständige Wechsel bekannten Stellen wurden die Rehe dann nach Durchschwimmen des Ussuri von den Kosakenansiedlern in großen Mengen erlegt oder, richtiger gesagt, in ganzen Rudeln ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht gemordet. Mit dem Bau der Eisenbahn längs des Ussuri und der damit verbundenen stärkeren Besiedlung dieser Grenzlinie hat das sibirische Reh diese alljährlichen Wanderungen eingestellt. Die Tiereschlächtereien an den Furten und Übergangsstellen haben völlig aufgehört und leben heute fast nur noch in der Erinnerung fort.

Das sibirische Reh ist ein sehr scheues Wild, da es ständig von vierbeinigen Räubern und vom Menschen verfolgt ist. Es ist unaufhörlich bedacht, mit Hilfe seines Gehör- und Geruchsinnes auch das kleinste Anzeichen von Gefahr rechtzeitig zu bemerken. Als Aufenthaltsplatz wählt das Reh vorzugsweise sumpfigen Laubwald, nur des Abends tritt es zum Aßen auf die Lichtungen heraus. Auch hier, in völliger Stille und ganz unbelästigt, ist das Reh fortwährend auf der Hut und sichert in kurzen Zwischenpausen nach allen Seiten. Gekagt, geht es in langen Fluchten ab, über Schluchten, Sträucher und Fallholzhaufen hinweg.

Im Ussurigebiet ist das Reh überall anzutreffen, wo Wald mit Lichtungen und Brandstellen wechselt. Hohe, steinige Berge liebt es nicht, ebensowenig dichten Nadelwald.

Man jagt das Rehwild hauptsächlich des Wildbrets wegen, doch werden die Winterfelle auch zu Decken und Schlaffäden, zu Kleidung und Pelzmänteln verarbeitet, den sogenannten „Docha“, die mit den Haaren nach außen getragen werden.

Es ist merkwürdig, daß das Reh, das mit anderen Tierarten gute Nachbarschaft hält, die Nähe von Isjubrhirschen nicht erträgt. In Wildgehegen und Tiergärten, in denen es zusammen mit diesen Hirschen gehalten wird, geht es bald ein. Diese Abneigung ist auch in freier Wildbahn besonders an den Salzlecken zu beobachten. Wenn derartige Lieblingsplätze des Schalenwildes zuerst von Rehen aufgefunden und angenommen sind, besuchen diese sie nur so lange, bis auch Hirsche sich einstellen. Von da ab meidet das Reh sie wieder, zum mindesten für längere Zeit.

Die lichten Waldungen an den Berglehnen, die sanft geneigten Abhänge, mit Strauchwerk und Kräutern bewachsen, und das breite Tal des Jodsnye, bedeckt mit hohem Rohr, Schilf und sonstigem Grase, das sind die Hauptaufenthaltsorte des Rehwildes. Wir sahen

es häufig aus dem hohen Grase auftauchen, aber es verbarg sich stets eiligst wieder in den Sträuchern, so daß wir nicht zum Schuß kamen.

Hier und dort zeigte sich die Erde frisch aufgewühlt. Da die Chinesen ihre zahmen Schweine bis nach der Ernte eingesperrt halten, so konnten hier nur Wildschweine gewühlt haben, eine Annahme, die sich auch bald bestätigte. Und wenn hier Wildschweine waren, so



Dschungeln im Jodschetal

konnte man auch sicher auf die Nähe von Tigern rechnen, die sich mit Vorliebe ihren Braten aus den Reihen der Schwarzkittel holen. Tatsächlich stießen wir auch bald nahe dem Flusse im Sande auf die frische Fährte eines sehr starken Tigers. Sie zog am Ufer entlang und führte zu einem querliegenden alten Baumstamm, hinter dem der Tiger wohl auf seine Beute zu lauern pflegte. Man mußte annehmen, daß der schreckliche Räuber nicht um seinen Durst zu löschen hierherkam, sondern zum Zwecke der Jagd auf Reh- und Schwarzwild.

Nach den Erzählungen der Tasen hatte ein Tiger vor zwei Monaten ein kleines Kind unmittelbar vor einer Farnse weggeholt; einige Tage später überfiel ein anderer Tiger einen im Felde arbeitenden Chinesen



und brachte ihm so schwere Wunden bei, daß er noch am gleichen Tage erlag.

Im Jodsyhetale sind auch Fasanen sehr zahlreich, wir traten sie fast bei jedem Schritt aus dem Grase. Ihre Lieblingsplätze waren die Gebüsche in der Nähe der Äcker und Wohnplantagen, die zur Opiumgewinnung angelegt sind.

Zwischen den Weidensträuchern, an toten Flußläufen und Nebenarmen stießen wir zuweilen auf Rebhühner. Sie fanden dort eine besondere Pflanze als Lieblingsfutter. Sie halten sich an der Erde und baumen nur in Ausnahmefällen bei Gefahr auf.

In den Lüften kreisten einige weißschwänzige Fischadler. Einer von ihnen schoß plötzlich in der Nähe des Flusses steil herab. Vorsichtig pirschte ich mich durch das hohe Gras ans Ufer heran, um den Raubvogel zu beobachten. Von einem Stumpf am Wasser äugte er auf einige Raben herunter, die sich an Fischen mästeten. Dann machte sich der Fischadler heran, sie zu verjagen. Die Raben versuchten anfänglich Widerstand zu leisten, aber nach einigen starken Schnabelhieben gaben sie ihren Fraß auf und flogen krächzend davon. Nun ging der Adler selbst ans Fischen. Er lief geradeaus ins Wasser, bis es seine Brust, Schwanz und Flügel bedeckte, und hüpfte darin umher. Schon nach einer Minute hatte er einen großen Fisch gefangen, schleppte ihn ans Ufer und machte sich gleich an Ort und Stelle daran, seine Beute zu verspeisen. Gesättigt erhob sich der geflügelte Räuber dann wieder in die Lüfte, wo sich ihm noch zwei Adler zugesellten. Nun begannen sie ihre Flugkreise zu ziehen; ohne einander nachzujagen, schwebten sie ruhig in verschiedenen Höhenlagen und schraubten sich immer höher in den unendlichen, blauen Himmelraum hinauf. Bald waren sie zu winzigen Pünktchen geworden, kaum noch erkennbar, und als mein Blick einmal kurz von ihnen abgeschweift war, konnte ich sie nicht wieder auffinden.

Vom Pfade her ertönten die Rufe der Gefährten, die auf meine Rückkehr warteten. Nach fünf Minuten stieß ich wieder zu ihnen.

Im Unterlaufe nimmt der Jodsyhe drei unbedeutende Nebenflüsse in sich auf: von rechts den Sjaojodsyhe, von 10 Werst Länge, von links den Dungou, den wir bereits im vorigen Jahre kennenlernten, und den Litjangou, an dem jetzt Mersljakow entlang ziehen sollte. Der Sjaojodsyhe ist sehr malerisch. Sein schmales, gewundenes Täälchen ist von verhältnismäßig hohen Bergen umsäumt. Nach den Angaben der Chinesen sollen sich an seinem Oberlaufe mächtige Adern von Silber- und Bleierz sowie Kupferties befinden.



Am Jodfyche

Das Tal des Litjangou ist weder als Durchbruchstal noch als eigentliches Längstal anzusprechen. Stellenweise verbreitert es sich auf 1½ Werst, dann verengt es sich wieder bis auf 100 Sassen. Im unteren Teile ist das Tal von vielen steinbefäten Flächen ausgefüllt und eignet sich nicht zur Landwirtschaft. Häufig begegnet man Brandstellen und hier und dort Flecken durchsichtigen Laubwaldes. Je höher man im Tale aufwärts geht, desto häufiger mischen sich die dunklen Umrisse der Nadelbäume dazwischen, die nach und nach vorherrschen. Auf den Höhen am Litjangou steht eine chinesische Fallenstellerfanse. Von ihr aus wendet sich der Pfad nach links in die Berge und führt an den Iman. Der Aufstieg zum Chuntamipasse von der Südseite her ist beschwerlich, denn bei den Quellen treten die Hänge fast völlig zusammen, und das Tal ist mit Steinen und Bruchholz verschüttet. Die Paßhöhe wurde von Merslsjakow mit 2480 Fuß ermessen.

Die Besiedlung der Gegend am Jodsyche ist aus Chinesen und Tafen-Udehesen gemischt. Die Chinesensansen liegen hauptsächlich am linken Ufer des Flusses, die Eingeborenen haben sich weiter oben im Tale, näher den Bergen, niedergelassen.

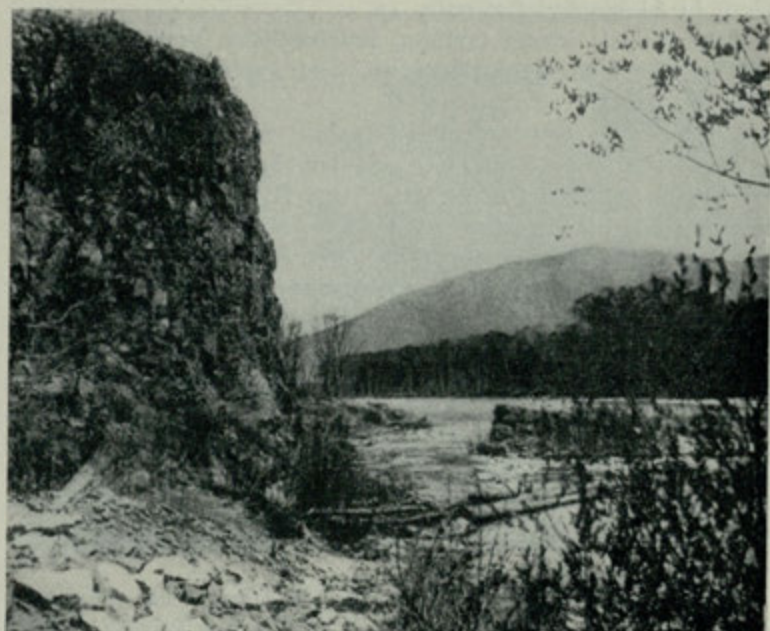
Die hiesigen Mansen zeigten sich sehr verschlagen; sie weigerten sich, uns den Weg zu zeigen, und versuchten sogar in jeder Weise, uns aus der Richtung zu bringen.

Wie fast überall, befinden sich auch hier die Tafen tief in untilgbaren Schulden bei den Chinesen und werden von diesen unbarmherzig ausgebeutet und geknechtet. Die Chinesen nehmen ihnen die Frauen und verteilen sie unter sich wie anderes bewegliches Eigentum. Auf unsere dieserhalb an die Tafen gestellten Fragen verstummten sie zumeist, höchstens erhielten wir ein abgebrochenes, flüsterndes Stammeln, wobei sie sich scheu umfahen. Unter ihnen war noch das Schicksal ihrer Stammesgenossen zu lebhaft in Erinnerung, die es versucht hatten, gegen ihre Unterdrücker aufzustehen und sich an ihnen zu rächen. Sie wurden zur Strafe lebendig begraben. Die Tafen erzählten dann, daß diese Hinrichtung vor den Augen der Frauen und Kinder der Verurteilten vollzogen wurde; die Chinesen hatten sie dazu gezwungen, der „Beerdigung“ beizuwohnen.

An diesem Tage zogen wir nicht weiter, wählten eine Fanse aus, die uns als die sauberste erschien, bivalierten auf dem Hofe und verwahrten die Sättel und das Gepäd über Nacht in den Schuppen. Am andern Morgen brachen wir zeitig auf, worüber die Chinesen

sichtlich sehr froh waren. Wenn sie sich auch um uns bemühten und uns ihre Aufmerksamkeit zeigten, so fühlte man doch aus ihrer Dienstbereitschaft etwas Unaufrichtiges, fast Hinterhältiges.

Der Pfad überquerte wiederum den Fluß und führte uns nach fünf Werst in die Gegend, in der sich der Jodsyche aus drei Zuflüssen bildet: dem Sinanza, Kulemu und Chandachesa. Der Kulemu



Am Oberlauf des Jodsyche

hat eine Länge von 40 Werst, fließt von Westen her und hat seine Quellen in den Bergen des Sichte-alin. Der Chandachesa ist 20 Werst lang; an ihm entlang kann man den Sija erreichen, den Zufluß des Sanchohe, wo mich im Vorjahre der Waldbrand überraschte. Von dem Punkte der Vereinigung der drei Flüsse aus beginnt der eigentliche Jodsyche. Hier ragt von rechts, nach der Strömung gerechnet, die hohe Felsenkuppel des „Dalasa“ auf, an ihrem Fuße zieht der Pfad vorüber. Die Chinesen bezeichnen diese Stelle als einen Lieblingsaufenthalt der Tiger.

Der Sinanza fließt in einem Längstale zwischen dem Sichte-alin und einem mit ihm parallel laufenden Bergzuge und hat eine Länge

von 75 Werst bei einer Breite bis zu 25 Sassen und Strömungsgeschwindigkeit von 4 Werst in der Stunde. Hinter dem Felsengebirge ziehen sich auf 3 Werst offene, teilweise versumpfte Plätze hin. Weiterhin beginnt die freie Ebene anzusteigen und geht allmählich in eine Terrasse über, die mit spärlichem Laubwalde bestanden ist. Wir stiegen an ihr herab und gelangten nach einer halben Werst in prachtvollen Hochwald.

Wenn ich mir jemals typischen jungfräulichen Urwald vorstellen will, tragen mich meine Gedanken stets zurück in das Tal des Sinanza.

Außer der gewöhnlichen Esche [*Fraxinus manshurica* Rupr.], der Ermanbirke [*Betula Ermani* Cham.] und der Erle [*Alnus incana* L.] fanden sich hier: die ajanische Fichte [*Picea ajanensis* Fisch.], eine Vertreterin der sibirischen Flora, ein Ahorn mit rötlichen Zweigen [*Acer ukurunduense* Fr. et M.], dann der Maackfaulbaum [*Prunus Maackii* M.] mit gelben Rindenfeßen wie bei der Birke und zur Erde gezogenen Zweigen, an denen sich häufig die Bären zu schaffen machten, und besonders an den Flußufern in großen Mengen Weiden [*Salix acutifolia* Wild.], deren junge Triebe rötlichgrau erscheinen. Das Unterholz bestand aus zahlreichen Straucharten, von denen besonders die Stachelbeere [*Ribes burejense* Sr. Schmidt] mit ganz kleinen, rundlichen, pelzigen Blättern zu erwähnen ist, sowie die weiße Herlitzhe (Kornelkirsche) [*Cornus alba* Lin.] mit langen biegsamen Zweigen und lanzettförmigen Blättern, deren Oberseite dunkelgrün, die untere weißlich ist.

Aber unseren Köpfen verflocht sich das Astwerk der Bäume so dicht, daß es völlig den Durchblick verschloß. Von erstaunlicher Größe waren vor allem die Pappeln [*Populus suaveolens* Fisch.] und Zedern [*Pinus koraiensis* Sieb. et Zucc.]. Vierzigjähriger Jungwald erschien unter diesen Baumriesen wie schwächliches Stangenholz. Der Flieder [*Syringa amurensis* Rupr.], sonst meist nur als Strauch wachsend, hatte hier baumartigen Charakter und erreichte Größen bis zu 5 Sassen Höhe bei 2 Fuß Stammumfang. Alte abgestorbene Bäume zwischen ihren kraftstrotzenden Nachbarn waren über und über von leuchtend grünem Moose bedeckt, von lang herabhängenden Schleiern der Flechten umweht oder von Schlingpflanzen dicht umspinnen und boten so besonders malerische Wirkungen.

Das dürre Bruchholz an der Erde wurde vom „Teufelsholz“, dem stacheligen *Eleutherococcus senticosus* Max., wilder Weinrebe [*Vitis amurensis* Rupr.] und Lianen [*Schizandra chinensis* Baill.]

stellenweise zu ganz undurchdringlichem Dickicht verbunden. Unsere Abteilung kam daher nur ziemlich langsam vorwärts; häufig saßen wir gänzlich fest und mußten nach langwierigem Absuchen der Umgebung Durchgänge zwischen dem Gestrüpp und Fallholz schaffen, um den Maultieren das Weitergehen zu ermöglichen.

Unser Botaniker Desselawi vermerkte sich heute in seinen Aufzeichnungen noch folgende Blumen und Kryptogamen: die *Clintonia* [*Clintonia udensis* Trautv. et Mey.] mit kräftigen, saftigen Blättern



Fallholz im Sinanza

und weißen Blüten an langem Stengel; die Nestwurz [*Neottia nidus avis* Rich.] mit vielen aromatisch duftenden, violetten Blüten; die Schwarzwurz [*Scorzonera abbaucalis* Bug.], eine hohe Pflanze mit langen, kurzstielenden Blättern und gelblichweißen Blüten, dann Farnkraut [*Nephrodium euspinolosum* Diels] mit großen durchbrochenen Blattwedeln von dreieckiger Form, die sehr an die Blätter des Adlersfarns [*Pteris*] erinnern, und *Athyrium felix-femina* Roth, ebenfalls mit großen Blättern, die in ihrer Form verschiedenartig sind und je nach der Umgebung und dem Standorte variieren.

Je weiter wir zogen, desto dichter war der Wald von gestürzten Baumstämmen und Windbruch erfüllt, und der Pfad gestattete den Lasttieren bald kein Vorwärtskommen mehr. Um Aufenthalt zu vermeiden, wurde eine Spitze von Leuten gebildet, die als Pioniere

unter Sacharows Kommando voranzuziehen hatten. Sie sollten das Bruchholz aus dem Wege räumen und, wo es stellenweise nötig war, Umwege freilegen. Bisweilen ragte das dürre Astwerk halb umgesunkener Bäume von oben herab über den Weg; dann brauchten nur diese Zweige in genügender Höhe abgehauen zu werden, und es wurden Tore und Tunnel hergestellt. Gefährlicher waren die von unten aufragenden, sperrigen und spitzen Fallholzäste, besonders für die Maultiere, die sich daran die Beine verletzen und den Bauch aufschlitzten konnten.

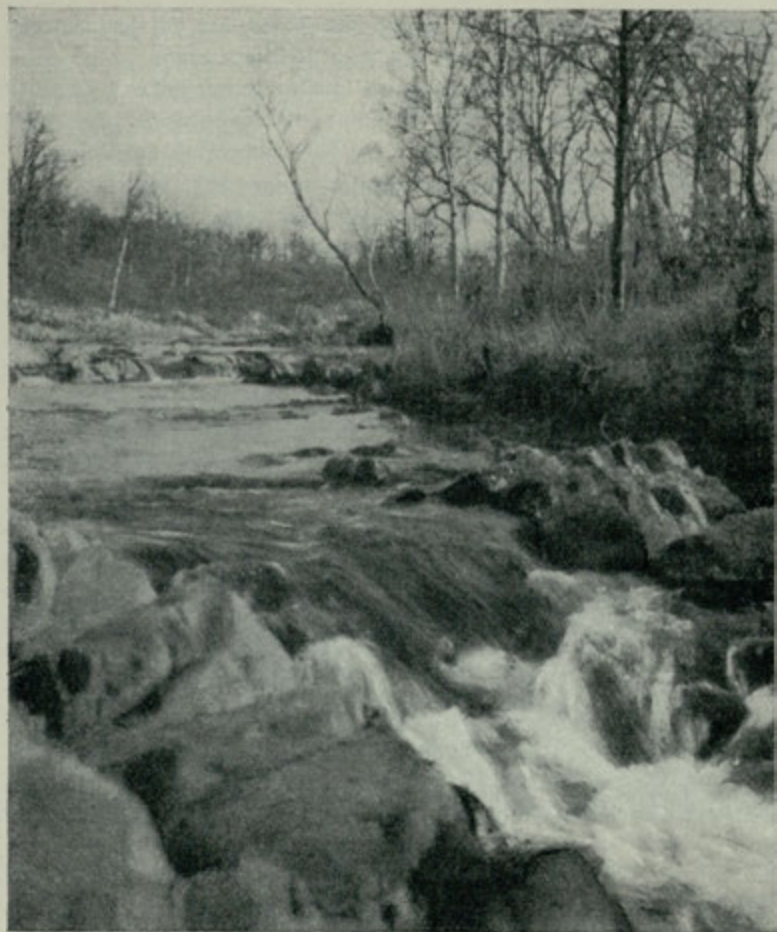
Am Nachmittage erreichte die Abteilung einen Wildzaun, der quer durch das Tal des Sinanza lief und sich mit einer Flanke an den Felsenberg stützte. Der Fangzaun war alt und halb verfallen, und man mußte sich vorsehen, nicht in eine der Fallgruben zu stürzen. Ein Fußpfad führte uns zu einer verlassenen Fallenstellerfahse. Neben ihr stand auf hohen Pfosten ein Schuppen zur Aufbewahrung von Futter und Lebensmitteln, Fellen, Pantengeweißen und ähnlichen Jagdergebnissen. Hier übernachteten wir.

An langes Schlafen war am nächsten Morgen nicht zu denken. Bei Hellwerden erschien das Mückenvolk in unvorstellbarer Menge. Die Luft wimmelte geradezu von diesen Plagegeistern. Die Maultiere ließen das Futter unberührt und drängten sich an die Rauchfeuer. Eiligst tranken wir den Morgentee, packten unsere Sachen und setzten uns in Bewegung.

Von der Jagdfahse aus führte der Pfad weiter durch dichten Wald und schlängelte sich in vielen Windungen um die Hindernisse gestürzter Stämme und verfilzten Rankenwerks.

Geländeaufnahmen und Vermessungen vorzunehmen, ist in solchem Walde sehr schwierig. Im Dickicht ist der Pfad kaum zu erkennen, und man kann nie auf kurze Entfernung voraussehen, ob er nach rechts oder links abbiegt. Ich ließ stets einen Mann in einiger Entfernung vor mir hergehen, so daß ich ihn noch im Auge behalten konnte. Er zeigte mir die Begrüchtung an und war noch mit einem Schellengeläute ausgerüstet; stellenweise nahm ich die Richtung nach dem Gehör auf.

Über die Vogelwelt ist zu sagen, daß das Sinanzatal besonders reich an Alettervögeln, den Vertretern der Familie der Picidae, ist. Von überallher waren ihre bekannten Klopfsignale und ihre schrillen Schreie zu hören. Große Buntspechte, mittlere mit roten Schwanzfedern und kleinere Arten, ebenso gefärbt, sowie grüne mit rotem Scheitel bekamen wir häufig zu sehen.



Am Oberlaufe des Sinanza

In der zweiten Hälfte des Sommers erscheinen im Walde die großen schwarzen Spinnen [Orbitelae]. Sie verfertigen Netze von dem Umfange eines großen Wagenrades, die Haltfäden sind oft 3 bis 4 Sassen lang und so fest, daß man sie mit der Hand beiseiteziehen kann. Im August verschwindet diese Art Spinnen, und an ihre Stelle treten kleinere von gelbgrüner Farbe mit einer roten Zeichnung am Leibe wie auf dem Kopf- und Bruststück. Diese widerlichen Spinnenetze legen sich einem bei jedem Schritt über das Gesicht, besonders

natürlich dem Mann an der Spitze des Zuges, der sich fortwährend die krabbelnden Spinnen von der Nase schütteln muß.

An diesem Tage erreichten wir die Stelle, an der sich der Sinanza aus dem Dasinanza und dem Sjaosinanza zusammensetzt. Der erste ist als der Hauptfluß, der andere als sein Nebenfluß anzusehen.

Je mehr wir uns der Wasserscheide näherten, desto düsterer wurde der Wald und die Wildspuren immer häufiger. Der Pfad brach oft ab und ging von einer Flußseite nach der anderen hinüber; endlich verloren wir ihn gänzlich aus den Augen.

Auf dieser Strecke nimmt der Sinanza folgende Gebirgsflüßchen in sich auf: den Pjarlgou und Simlu von rechts, Lasagou und Chungoljagou von links. An und für sich ist der Fluß nicht sehr wasserreich, aber das stellenweise zu hohen Barrikaden aufgetürmte Bruchholz weist auf die bedeutende Wassermenge zur Regenzeit, durch die große Baumstämme an den Ufern entwurzelt und davongetragen werden.

Je weiter wir kamen, desto schwieriger wurde das Marschieren. Schließlich entschied ich mich, die Maultiere im Bivak zu lassen und morgen den Weg mit den Bündeln auf dem Rücken weiter fortzusetzen. Wir hatten darauf gerechnet, die Wasserscheide in zwei Tagen erreichen zu können, doch es wurden daraus vier. Als erschwerende Zugabe war auch das Wetter umgeschlagen, und es gab Regen.

Im Oberlaufe erhält der Sinanza von links noch eine ganze Reihe kleiner Zuflüsse, Gebirgsbäche, die vom Sidhote-alin herabkommen.

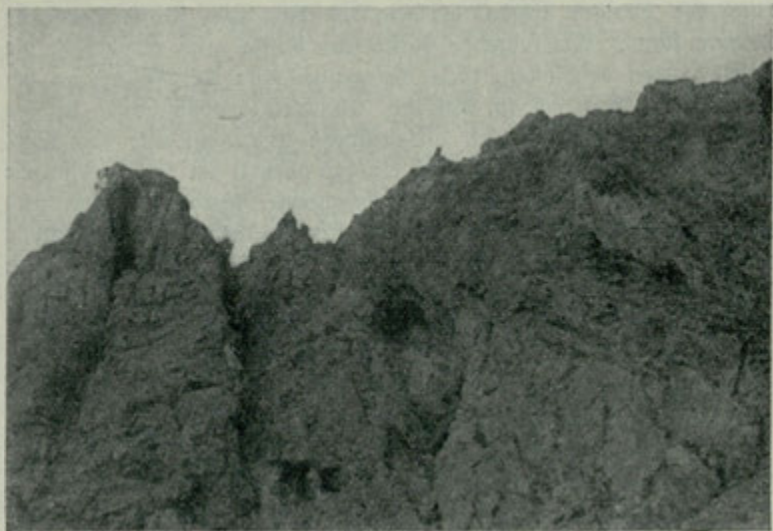
An einem von diesen entlang machten wir uns an die Besteigung des Kammes. Nach Derffsus Ansicht war Dauerregen zu erwarten. Die Wolken zogen schwerfällig und niedrig über der Erde hin und verhüllten die obere Hälfte der Berge. Folglich stand uns bevor, auf den Gipfeln nur die allernächste Umgebung zu Gesicht zu bekommen. Außerdem gingen die mitgenommenen Lebensmittel zu Ende. Wir sahen uns daher gezwungen, am nächsten Tage wieder in das Tal hinabzusteigen.

Zwei Tage lang trockneten wir uns in den Zelten. Man konnte nicht die Nase herausstecken. Am trüben Himmel zogen die schweren Regenwolken und überschütteten uns ununterbrochen mit starken Güssen.

Endlich verloren wir die Geduld und beschloßen, ungeachtet des schlechten Wetters den Rückmarsch zum Meere anzutreten. Kaum hatten wir ein kurzes Stück zurückgelegt, als der Regen aufhörte; die Sonne brach durch das Gewölk, und wie auf den Wink eines Zauber-

stades nahm ringsum alles ein liebliches Aussehen an. Nur das gelblich schäumende Wasser des Flusses, das zur Erde gedrückte Gras und vereinzelte Nebelseen an den Abhängen zeugten von dem vorhergegangenen Unwetter.

Ermüdet vom Marschieren auf dem aufgeweichten Pfade, machten wir zeitig halt. Abends umschlich ein Tiger unser Biwak, mehrmals hörten wir ganz in der Nähe sein Brüllen. Nachts unterhielten wir verstärkte Wachfeuer und gaben verschiedene Schreckschüsse ab.



Felsformationen am Sinanza

Nach zwei Tagen erreichten wir das Lager, in dem wir die Maultiere mit einem Teile des Kommandos zurückgelassen hatten. In der Nähe der Sinanzamündung trafen wir eine Eingeborenenfamilie, die sich aus einem verwachsenen Tase, seiner Frau, zwei kleinen Kindern und noch einem jungen Udehesen namens Tshanlin zusammensetzte. Sie standen auf einer kiesigen Sandbank und waren mit Fischfang beschäftigt. Unweit ihrer Behausung lag im Sande kieloben ein Boot. Die Weiße des Holzes und die frischen Späne ringsumher bewiesen, daß das Fahrzeug soeben fertiggestellt und noch nicht im Wasser gewesen war. Der budlige Tase erklärte uns, daß er selbst sich nicht auf den Bootsbau verstehe, sondern daß er dazu seinen Reffen vom Takemaflusse herbeigeholt habe.

Nach kurzer Unterhaltung mit den Eingeborenen zogen wir weiter, Derſſu blieb zurück. Am andern Tage holte er uns ein und erzählte uns viel Sonderbares. Es stellte sich heraus, daß die Chinesen dem Budligen Frau und Kinder fortnehmen und sie an den Iman verschleppen wollten. Der Tase hatte beschlossen zu entfliehen. Falls er zu Fuß gegangen wäre, hätten die Chinesen ihn eingeholt und erschlagen. Tschanlin hatte daher empfohlen, ein Boot zu bauen und damit nach dem Meere zu entkommen.

Am 25. Juli kamen wir zu den Chinesensfanen, die nahe der Mündung des Dungou liegen, an dem der Weg zum Flusse Sanchohe entlang führt. Die folgende Nacht war dunkel und regnerisch; die Tafen hatten beschlossen, diese Gelegenheit für ihr Wagnis zu benutzen. Es traf sich so, daß die Chinesen beabsichtigten, in der gleichen Nacht den Überfall auszuführen und nicht nur das Weib zu holen, sondern sich auch gleich ein für allemal der beiden Männer zu entledigen. Derſſu hatte das irgendwie herausbekommen und die Tafen von der drohenden Gefahr unterrichtet. Mit einer Büchse versehen, begab er sich zu der Fange des Budligen und ließ dort ein Feuer anzünden, als ob die Bewohner zu Hause wären. Inzwischen ließen die Tafen vorsichtig das Boot zu Wasser und brachten Frau und Kinder darin unter. Es mußte nahe an der Chinesensiedlung vorübergefahren werden. Die Nacht war stürmisch und regnerisch, und nur dieser Umstand ermöglichte den Erfolg.

Um das Boot unkenntlich zu machen, beschmierte es Derſſu mit Schlamm und Ruß. Doch wie sich auch die Jäger bemühten, es gelang nicht, die Dorfklöter zu täuschen. Diese witterten das fremde Boot und erhoben am Ufer ein durchdringendes Gekläff. Die Chinesen stürzten aus ihren Fanen, aber das Boot hatte bereits die gefährliche Stelle passiert, als sie ans Ufer kamen. Derſſu beschloß, die Tafen bis zum Meere zu begleiten. In seinem Leben hatte er so oft Zeuge der grausamen Willkür der Chinesen sein müssen, daß er sie mit ganzer Kraft seiner Seele haßte. Nach ungefähr einer Stunde hatte das Boot das Meer erreicht. Hier verabschiedete sich Derſſu von den Eingeborenen und stieg ans Ufer. Da er eine Begegnung mit den Chinesen fürchtete, ging er nicht auf dem Pfade zurück, sondern verbarg sich im Walde und kam erst am Morgen ins Biwak.

Den 26. Juli verbrachten wir noch am Jodshye. Die Schützen beschäftigten sich damit, ihr Schuhzeug in Ordnung zu bringen, und hielten große Wäsche ab. Während des ganzen Tages war Derſſu

in trüber Stimmung. Er hielt sich abseits und wollte mit niemand sprechen. Dann erbat er sich von mir drei Rubel und verschwand damit irgendwohin. Gegen drei Uhr nachmittags unternahmen Dessulawi und Bordałow einen Ausflug in die Umgebung, während ich mich mit der Aufzeichnung der am Sinanza zurückgelegten Marschroute beschäftigte.

Am Abend zog wieder Nebel heran. Mit zunehmender Dunkelheit wurde er immer dichter; bald verschwanden in ihm das gegenüberliegende Flußufer und die Chinesenfansen. Gleichzeitig schien sich eine tödliche Stille über das Land zu legen, nur in der Nähe vom Tröpfeln des Wassers aus den feuchten Blättern der Bäume unterbrochen.

Da kam ein Schütze und erzählte, daß er „Derßu“, so nannten sie ihn stets, gefunden habe, wie er allein an einem Feuer säße und Liedchen sänge. Ich fragte, wo er Derßu gesehen habe.

„Weit von hier, tief im Walde am Flüsschen“, antwortete er. Dann erklärte er mir, daß ich auf einem schmalen Pfade so lange geradeaus gehen müßte, bis ich von rechts ein Licht sehen würde. Das sei Derßus Feuer.

Ich ging ungefähr dreihundert Schritt in der angegebenen Richtung, konnte aber nichts sehen. Ich wollte bereits umkehren, als ich doch noch abseits vom Pfade einen schwachen Lichtschein wahrte. Nachdem ich noch etwa fünfzig Schritt weitergegangen war, wurde der Nebel sichtiger. Das, was ich dort erblickte, war für mich so unerwartet und neu, daß ich wie gebannt stehenblieb und mich nicht zu rühren wagte. Derßu saß vor dem Feuer, das Gesicht zu mir gewendet. Neben ihm lagen Beil und Büchse. In der Hand hatte er ein Messer, ein kleines Stäbchen hielt er an die Brust gestemmt, schnitzelte daran herum und sang dabei leise eine Art Lied. Es war ein zagend einförmiger, trauriger Singsang. Rings um das Stäbchen ließ Derßu die Späne stehen, sie bogen sich nacheinander auf und bildeten eine Art Krone. Dann nahm er das sonderbare Ergebnis seiner Arbeit in die rechte Hand, brach plötzlich die Melodie ab, wandte sich mit einer lauten Frage an irgendein unsichtbares Wesen im Raume und lauschte — lauschte vergeblich, es kam keine Antwort. Nun warf er das Stäbchen ins Feuer und machte sich daran, ein neues zu schnitzen. Darauf holte er ein kleines Schälchen hervor, goß es voll Wodka aus einer Flasche, tauchte den Zeigefinger hinein und spritzte die Tropfen nach allen vier Himmelsrichtungen. Wiederum schrie er etwas in die wesenlosen Nebelschwaden und

lauschte. Von weit her jenseits des Flusses war der Schrei eines Nachtvogels zu vernehmen. Derſſu fuhr hoch, laut sang er nun sein Lied weiter und goß den ganzen Spiritus ins Feuer. Einen Augenblick lang züngelte die bläuliche Flamme auf. Jetzt begann er allerlei in das Feuer zu werfen: einige Blätter Tabak, getrockneten Fisch, Fleischstücke, Salz, Hirse, Reis, Mehl, ein Stückchen blauen Drell, neue chinesische Sandalen, eine Schachtel Streichhölzer und schließlich auch die leere Flasche. Das Singen hatte er eingestellt, er setzte sich auf die Erde, und den Kopf auf der Brust, versank er in tiefes Sinnen.

Ich beschloß nun, an Derſſu heranzugehen, und schritt absichtlich geräuschvoll im Kiese am Ufer entlang, damit er mich kommen höre. Der Alte hob den Kopf und sah mich an mit Augen wie aus einer anderen Welt. Ich fragte ihn, warum er so weit von den Fansen fortgegangen wäre, und sagte ihm, daß ich mich um ihn beunruhigt hätte. Derſſu erwiderte nichts; ich setzte mich zu ihm ans Feuer nieder. Etwa fünf Minuten lang herrschte Schweigen. Wieder erscholl der klagende Ruf des Nachtvogels. Derſſu erhob sich sofort, und das Gesicht nach dem Flusse gewandt, schrie er abermals mit kreischender Stimme, die aus Klage, Furcht und Freude seltsam gemischt erklang. Dann blieb alles still, der Golde ließ sich wieder langsam auf die Erde nieder und schürte das Feuer auf. Die rotglühend gewordene Flasche zersprang und begann zu schmelzen.

Ich fragte nicht danach, was das alles zu bedeuten hätte; ich wußte, daß der Alte selbst sprechen würde, und hatte mich nicht geirrt.

„Dort viele Leute,“ begann er, „Chinesen, Soldaten, verstehen nicht, würden lachen — stören bloß.“

Ich unterbrach ihn nicht, und nun erzählte er mir, daß er in der letzten Nacht einen schweren Traum gehabt hätte. Seine Familie war ihm erschienen, in einer alten verfallenen Jurte, Frau und Kinder in schrecklicher Armut, vor Kälte zitternd und ohne jede Nahrung. Sie hatten ihn gebeten, ihnen Brennholz, warme Kleider und Schuhe zu bringen, etwas zu essen und Streichhölzer. Alles, was er verbrannt hatte, schickte er so in die Unterwelt seinen Angehörigen, die nach seiner Vorstellung im Jenseits ebenso lebten wie einst auf Erden.

Dann fragte ich ihn vorstichtig nach der Bedeutung der Vogelschreie, auf die er geantwortet hatte.

„Das Chanjala (Schatten, Seele), unsereins denkt, war mein Weib, hat jetzt alles; können Fans zurückgehen.“

Derſſu ſtand auf und riß den Feuerhaufen nach allen Seiten auseinander; ſogleich ſchien die Finſternis um uns ſich zu verdoppeln. Nach einigen Minuten machten wir uns auf den Rückweg; ſchweigend ſchritten wir nebeneinander her.

Ringsum war es ſtill, die verträumte Luft hing wie geronnen. Dichter Nebel ſenkte ſich nun auch in das Thal, ein feiner Regen begann zu ſprühen.

Als wir uns den Fanſen näherten, erhoben die Hunde lautes Gebell.

Derſſu blieb wie gewohnt zum Übernachten draußen, ich ging in die Fanſe, ſtredte mich auf dem warmen Rang aus und fiel in Halbschlaf. Durch die dünne Wand war das Geräuſch der Maultiere am Futtertrog zu hören, auch die Hunde konnten ſich lange nicht beruhigen.

Mir wollte das Bild nicht aus dem Sinn, das Derſſu mir heute geboten hatte; er ſtand mir noch immer vor Augen und erregte mein Mitleid. Sein Glaube an das Jenſeits, ſeine Liebe zu den Angehörigen waren ſo echte, unverfälſchte und rührende Gefühle; ich empfand, daß mich jeder Tag mehr und mehr mit dem Golden verknüpfte und daß auch er Ähnliches fühlte. Vielleicht war es eine Art Seelenverwandtiſchaft, die uns verband. So ſchlug ich mich mit meinen Gedanken bis zum Morgen durch und ſchließ erſt kurz vor Tagesanbruch ein.

In den Küſtenbergen

Am anderen Tage war das Wetter trübe; am Himmel krochen ſchwere Regenwolken dahin, und die Luft ſelbſt ſchien verfinſtert wie in der Dämmerung vor Sonnenaufgang. Die umliegenden Berge, die geſtern noch ſo maleriſch anziehend erſchienen waren, hatten jezt ein düſteres Ausſehen.

Meine Leute wußten, daß höchſtens ein ſchweres Regenwetter den feſtgeſetzten Aufbruch hindern konnte; gewöhnlich vermochte nur ein beſonderer Zwiſchenfall uns im Biwak feſtzuhalten.

Nachdem wir die Chineſen für die gewährte Unterkunft entſchädigt hatten, ſetzten wir uns um acht Uhr morgens in Bewegung und zogen auf dem uns bereits bekannten Pfade weiter, der von den Anſäſſigen hier im Tale des Dungou zur Terneibucht angelegt iſt. In der Natur machte ſich eine gewiſſe trübſelige Langeweile fühl-

bar. Die unbewegte, regenschwere Luft lastete auf der Erde, und alles schien unter ihrem Drucke verstummt zu sein. Der düstere Himmel, die nassen Pflanzen, der schmutzige Pfad, überall von Pfützen unterbrochen, und vor allem die ringsum herrschende Stille, das alles wies auf das Unwetter hin, das nur eine kleine Atempause machte, um sich jeden Augenblick mit größerer Gewalt in neuen Regengüssen zu entladen.

Gegen Mittag erreichten wir den Oberlauf des Dungou und hielten eine kurze Rast. Als wir am Feuer saßen und Tee tranken, kam plötzlich aus den Bergen her ein weißschwänziger Fischadler herangeflogen. Er beschrieb einen großen Kreis, baumte in gewandtem Flug an einer dünnen Lärche auf und begann die Umgebung zu mustern. In diesem Augenblick schoß Sacharow nach dem Vogel — und fehlte. Das starke Echo nahm den scharfen Knall auf und gab ihn noch aus weiter Ferne von allen Seiten zurück. Der vergräunte Vogel erhob sich eiligst von seinem Sitz und flog dem Walde zu.

„Schlecht,“ sagte Derssu, „wird großen Regen geben.“

Auf unsere Fragen erklärte er, daß, wenn bei unbewegter Luft der Nebel höher steigt und ein derartig starkes Echo freigibt, das ein sicheres Anzeichen für kommenden Dauerregen sei.

Eine Stunde später brach ich mit Dessulawi und Bordaſow auf, während die Schützen noch mit dem Beladen der Lasttiere beschäftigt waren. Gegen drei Uhr kamen wir auf den Paß, von wo aus der Wasserabfluß zum Kaïmbe beginnt. Eigentlich hätten wir hier bivakieren sollen, ich gab aber den Wünschen der anderen nach, und wir zogen weiter. Wir hatten kaum den Abstieg von der Wasserscheide hinter uns, als der Regen einsetzte, der bald in einen richtigen Wolkenbruch ausartete. Unter einem überhängenden Felsen gelang es uns doch noch, ein Feuer anzuzünden, und wir wurden abwechselnd naß und trocken. In der Dämmerung kamen die Maultiere heran; nun konnten wir uns endlich umziehen und die Zelte aufbauen.

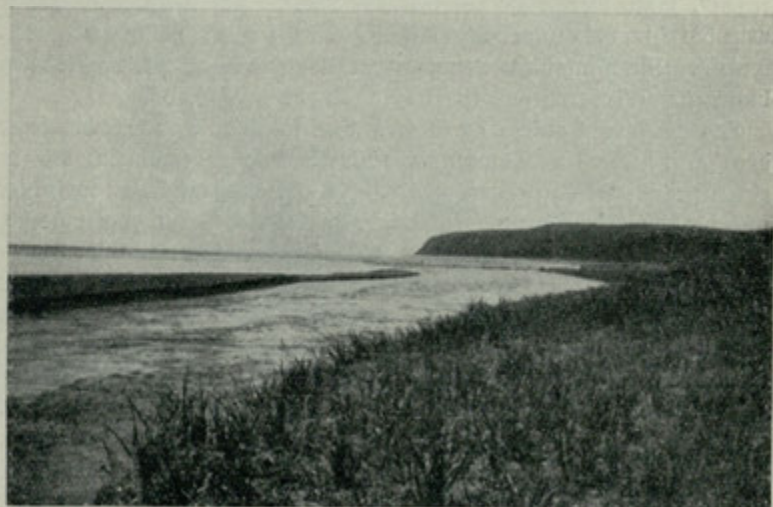
Um zehn Uhr abends setzte der Regen wieder mit neuer Stärke ein und hielt bis zum nächsten Morgen an. Wir kamen nicht zum Schlafen, froren, hielten das Feuer im Gange, kochten einige Male Tee und duselten in den Zwischenpausen im Halöschlaf.

Am Morgen beabsichtigte Dessulawi, den Berg Chuntami zu ersteigen, um dort in der Nähe der kahlen Abhänge Pflanzen zu sammeln. Es wurde jedoch nichts daraus, der Gipfel des Berges blieb in Nebel gehüllt, und gegen zwei Uhr nachmittags goß es wieder in Strömen. Am Tage konnten wir uns aber besser dagegen schützen,

die Zelte unter den überhängenden Zweigen der alten Tannen neu aufstellen und nun richtig ausschlafen.

Auch der folgende Tag, der 29. Juli, brachte nur Regen, zur Abwechslung fein und dicht. Es war nicht zu unterscheiden, wo die Nebelschwaden aufhörten und die tiefhängenden Wolken begannen. Der feine Regen hielt so dreimal vierundzwanzig Stunden hindurch an, mit wundervoller Gleichmäßigkeit.

Endlich riß uns der Geduldsfaden. Desselawi konnte nicht mehr länger warten, sein Urlaub näherte sich dem Ende, er mußte nach



Flußmündung an der Plastunbucht

Chabarowst zurück. Ungeachtet des Unwetters beschloß er nach der Dschigitbucht zu gehen und dort die Ankunft eines Schiffes zu erwarten. Es war nicht zu ändern, ich mußte ihn ziehen lassen und bedauerte mit ihm, daß seine Reise durch so viele ungünstige Zwischenfälle behindert worden war und bisher nicht weiter geführt hatte. Ich gab ihm zwei Leute mit Packtieren mit, und um elf Uhr vormittags schieden wir voneinander und wünschten uns gegenseitig gute Reise und Erfolg.

Auch gegen Mittag änderte sich das Wetter nicht, man konnte es in zwei Worten ausdrücken: Nebel und Regen. Wiederum saßen wir den ganzen Tag über in den Zelten, ich überlas mein Tagebuch, die Soldaten teilten sich die Zeit in Schlafen und Teetrinken. Gegen

Abend kam starker Wind auf. Die Stille, die bisher geherrscht hatte, wurde nun plötzlich unterbrochen. Die starre Luft kam in Bewegung und schien mit einem mächtigen Ruck die Apathie von sich abzuschütteln.

Das von den Bäumen gerissene Laub tanzte in Wirbeln vor uns auf dem Pfade entlang und hob sich in Säulen auf. Die Windstöße waren so stark, daß die Äste brachen, das Jungholz sich zur Erde neigte und alte, trockene Stämme umstürzten.

„Ist Ende, heute nacht werden Sterne sehen, morgen werden Sonne sehen“, sagte Derssu in zufriedenem Tone. Um neun Uhr abends war die Himmelskuppel übersät von Sternen und vollkommen wolkenfrei. Die blinkenden Leuchten der Nacht schienen wie vom Regen blank gewaschen und grüßten freundlich zur Erde hinab.

Gegen Morgen wurde es kühler. Der folgende Tag war der letzte des Juli. Als das Morgenrot anbrach, war zu erkennen, daß es einen prächtigen Tag geben würde. In den Bergen hingen noch hier und dort die Nebelseen. Wie ein unterlegener Feind zogen sie sich in die tiefen Schluchten zurück. Die Natur jauchzte: alle Lebewesen begrüßten freudig die allgewaltige Sonne als Siegerin, die als das mächtigste Wesen allein dem Unwetter Halt gebieten und auf Erden Ordnung zu schaffen vermochte. Diesen Tag verwandten wir auf den Übergang zu der uns bereits bekannten Pilzfuchersanse, die am See Blagodati gelegen ist. Wieder mußten wir uns wie im vorigen Jahre durch die Sümpfe quälen, die durch den anhaltenden Regen noch unwegsamer geworden waren. Um sie teilweise zu vermeiden, machten wir einen großen Umweg, aber auch das half nicht viel. Wir schlugen Holz und Sträucher ab und bauten Dämme und schwankende Brücken auf dem trügerischen Grunde; dessenungeachtet versanken die Maultiere bei jedem Schritt fast bis an den Bauch. Das Überschreiten des Moores verursachte uns größte Mühe, und erst gegen Abend arbeiteten wir uns auf festen Boden heraus.

Am anderen Tage brachen wir zeitig auf. Uns stand ein langer Marsch bevor, und wir wollten möglichst bald den Fluß Sanchohe erreichen, von dem aus erst meine eigentliche Arbeit beginnen sollte. Bordakow nahm die Büchse und zog seitlich weiter, während ich mit Derssu wie gewohnt vorausging und Mersljakow mit den Packtieren folgte. Nachdem wir mehrere Schluchten durchquert hatten, machten wir in der Nähe einer solchen halt, um auszuruhen. Derssu war gerade dabei, sein Schuhzeug zu wechseln, als plötzlich sonderbare Töne unsere Aufmerksamkeit weckten. Sie klangen wie ein

Gemisch von Winseln, Heulen und Anurren. Derſſu faßte mich am Arm, drehte ſich halb um, lauſchte und ſagte: „Bär.“

Sofort erhoben wir uns und pirschten uns weiter vor. Bald ſahen wir den Urheber des Lärms. Ein Bär von mittlerer Größe watschelte um eine große Linde. Der Baum ſtand ganz dicht an einem Felſen. An der Vorderſeite waren Arthiebe zu erkennen und zeugten davon, daß bereits jemand vor uns und vor dem Bären den Bienenschwarm entdeckt hatte, der den hohlen Stamm bewohnte.



Bepacktes Tragtier

Der Bär holte ſich alſo hier ſeinen Honig. Er richtete ſich auf und ſtreckte und wendete ſich. Mit der Taſche in den hohlen Stamm zu gelangen, hinderte ihn die nahe Felſwand, und nach einigen Verſuchen wurde der brummige Gefelle ungeduldig, er ſauchte wütend und ſchüttelte den Baum aus allen Kräften. Rings um den Stoß ſchwärmten die Bienen in dichten Wolken und ſtachen den Räuber in den Kopf. Der Muß wiſchte ſich die Schnauze, wimmerte und heulte unterdrückt, wälzte ſich auf der Erde und machte ſich wieder an die Arbeit. Seine Kunſtgriffe und Wendungen waren außerordentlich komiſch. Endlich wurde er müde, ſetzte ſich wie ein Menſch auf die Erde und ſtarnte mit halboffenem Fang und heraushängendem Leder den Baum an, wobei er angeſtrengt nachzudenken ſchien. So ſaß er faſt zwei Minuten, dann richtete er ſich plötzlich auf, trittete auf die Linde zu und erkletterte ihren Wipfel. Nachdem er ſich eine Weile hin und her gewendet, klemmte der Schlaue ſich

zwischen Baum und Fels, und mit allen vieren gegen die Steine drückend, begann er sich stark mit dem Rücken gegen den Baum zu stemmen. Der Stamm gab etwas nach, aber Meister Peh schien ordentlich der Rücken weh zu tun. Nun änderte er seine Lage, drehte sich um und drückte mit den Fägen gegen den Baum. Die Linde krachte, und der hohle Stamm brach um, der Bär purzelte ihm nach. Doch nun hatte er sein Ziel erreicht, es galt nur noch das Splintholz zu beseitigen und die Honigscheiben herauszuholen.

„Kerl ist fürchtbar schlau, was?“ meinte Derßu. „Muß ihn wegjagen, frisst sonst bald allen Honig auf.“ Indem er dieses sagte, hob er seine Büchse, schwenkte sie über dem Kopfe und schrie: „Du was für ein Kerl, wie kannst fremden Honig stiebißen!“

Der Bär stuzte, heftete seine blinzelnnden Lichter auf uns, brummte böse, schwenkte kurz um und galoppierte in den Wald, wo er im dichten Unterholz verschwand.

„Muß ihm Angst machen“, sagte Derßu und schoß seine Büchse in die Luft ab.

Inzwischen waren die Paktiere herangekommen. Auf den Schuß hatte Merslajakow die Abtheilung halten lassen und kam herbei, um zu erfahren, was vorgefallen sei. Es wurde beschlossen, zwei Schützen zum „Honigfassen“ zu kommandieren, während sich die anderen in respektvoller Entfernung hielten. Erst mußte man den Bienen Zeit lassen, sich zu beruhigen, dann war der Schwarm auszukurieren und der Honig einzuheimsen. Wenn wir das verabsäumten, dann hätte ihn der Bär doch noch geholt. Nach fünf Minuten zogen wir weiter.

Je höher wir an der Küste nach Norden rüdten, desto mehr blieben die Pflanzenarten der mandshurischen Flora eine nach der anderen hinter uns. Zuerst verschwand der Birnbaum [*Pirus sinensis* Lindl.]; zuletzt hatte ich ihn noch am Jodische angetroffen. Dann die Maadafazie [*Cladrastis amurensis* Benth.]; die Terneibucht bildet augenscheinlich die nördliche Grenze für ihr Vorkommen an der Küste. Am weitesten nach Norden dringt die mongolische Eiche [*Quercus mongolica* Fisch.] vor. Dann die Lärche [*Larix daurica* Turcz.], die meist kleine Gruppen bildete. Außerdem gab es Schneeballsträucher [*Viburnum sargentii* Koehne] in Hülle und Fülle, dazu Haselnuß [*Corylus heterophylla* Fisch.] und Lespedeza bicolor Turcz. Wir besahen die gefiederten, fünfteiligen Blättchen und charakteristischen weißlichgelben Blüten des Fingerkrautes [*Potentilla fruticosa* Lin.], dann eine strauchartig niedrigwachsende

Eberesche [*Sorbus sambucifolia* Trautv.] mit kleinen und fast geschmacklosen, hellrötlichen Früchten, daneben den daurischen Wacholder [*Juniperus daurica* Pall.], der am Boden trock und nur die dichten grünen Zweige mit mattblauem Schimmer und vorjährigen trockenen Beeren emporhob.

Unser weiteres Vordringen zum Sandhobe ging ohne Hindernisse vonstatten. Zur Ferneibucht gelangten wir gegen vier Uhr nach-



Am Unterlauf des Sandhobe

mittags, eine Stunde später hatten uns auch die Bienenjäger eingeholt und brachten als Jagdbeute 22 Pfund köstlichsten Wabenhonig mit.

Am Abend fingen die Soldaten Fische im Fluß. Außer Buckelachsen gerieten auch viele Ellritzen [*Phoxinus Logowskii* Dyb.] ins Netz.

Hier trennten wir uns von Borkatow. Er fühlte sich den Strapazen des Marsches nicht gewachsen, hatte sich entschlossen, ebenfalls nach der Dschigitbucht zurückzukehren, und beabsichtigte, Desselawi noch einzuholen, um sich ihm zur Heimreise nach Wladiwostok anzuschließen. Es tat mir leid, einen guten Reisekameraden einzubüßen, aber ich mußte mich trösten, und wir schieden in aufrichtiger Freund-

schaft. Bordakow machte sich am nächsten Morgen auf den Weg, einen Tag später, am 3. August, brach auch ich mit meiner Abteilung wieder die Zelte ab.

Am Sandhobe begegnete ich meinem Bekannten vom Vorjahre: dem Befehlshaber des freiwilligen Landjägertrupps, Tshanbao; wir verbrachten zusammen einen ganzen Tag. Es zeigte sich, daß ihm vieles bekannt war, was wir im vorigen Winter am Tman durchgemacht hatten. Er erzählte, daß er im Winter die Landstreitigkeiten zwischen den Taten und Chinesen beizulegen unternommen hätte; im Frühling war er dann am Noto, wo er eine große Chunchusenbande unschädlich gemacht hatte.

Ich freute mich maßlos, als ich hörte, daß dieser Mann mit mir nach dem Norden gehen wollte. Das war in doppelter Beziehung vorteilhaft. Erstens kannte er das Küstengebiet in geographischer Hinsicht sehr gut, zweitens galt er als Autorität unter den Chinesen, und sein Einfluß auf die Landesbewohner konnte mir bei der Erledigung meiner Aufgaben nur von großem Nutzen sein.

Der kleine Fluß Beja, udehesisch: Jelja, an dem ich von der Terneibucht aus entlang zog, tritt in den Sandhobe zwei Werst vor dessen Einmündung ins Meer. Er hat eine Länge von ungefähr 12 Werst und durchfließt ein versumpftes Tal parallel zur Küste. Dieses Tal wird vom Meere durch einen unbedeutenden Höhenzug getrennt, der drei Gipfel zeigt: den Predmestnik mit 416 Fuß, den Tschta mit 1102 Fuß und den Abrek mit 1326 Fuß Höhe. An der rechten Talseite ziehen sich flache Abhänge entlang, links liegen steile, felsige Hügel, die aus Quarzporphyr, Diabas und Diorit bestehen.

An den Quellen wendet sich die Beja nach Osten und berührt fast die Meeresküste. Der Pfad ist von Chinesen an Abhängen der rechten Talseite angelegt. Die umliegenden Berge sind mit recht spärlichem Wald bedeckt, der hauptsächlich aus Ahorn, Korkholz, Rußbaum, Linde und Schwarzbirke besteht. Die Flußufer sind dicht mit Weiden und Erlen bewachsen. An den freien Stellen wuchert Lespedeza, Weide, wilde Rose und Schneeball. Unten in den Ebenen ist das Reich des Schilfrohrs, Sumpflabkrautes und Wermuts. Stellenweise erdrücken diese Grasarten völlig jeden anderen Pflanzenwuchs, nur die Felderbse kann mit ihrer Fähigkeit, an fremden Stengeln emporzuklettern, ihr Daseinsrecht behaupten.

Dem Flußlauf folgend, biegt der Pfad nach Osten ab, erreicht nicht ganz die Quellen, wendet sich wieder nach Westen und erklimmt den Sudjalinpäß, der in einer Höhe von 867 Fuß liegt. Der Aufstieg

zu ihm von Süden und der Abstieg auf der entgegengesetzten Seite sind gleicherweise steil. Der kuppelförmige Berg an der linken Seite des Passes wird von den Chinesen „Zunganschan“ genannt. Er besteht in der Hauptsache aus Augitandesit.

Jenseits des Passes fanden wir das kleine Bergflüßchen Kudjache mit einer Länge von 5 Werst, das auf den Seekarten mit „Kudija“ bezeichnet ist; utedesisch heißt es: Kudjabasani. Es hat keinen Abfluß nach dem Meere, seine Mündung ist mit Sand und Schlud versehen. Als Folge davon hat sich ein Sumpfgelände gebildet. Nach den Angaben der Tafeln liegen hier die besten Salzlecken des ganzen Küstengebietes; tatsächlich zeigte die Umgebung des Sumpfes Wildfährten in großer Zahl. Vom Meere wird der Kudjache durch hohe felsige Berge getrennt, die an der windgeschützten Seite von Nadelwald bedeckt sind. In zoographischer Hinsicht ist diese Gegend insofern bemerkenswert, als hier die nördliche Grenze für das Vorkommen der Gorals, der Waldziegenantilopen [*Nemorhaedus caudatus* M. Edw.], anzunehmen ist.



Beschwerlicher Aufstieg

Die kleinen Tälerchen, von spitzgipfligen, aber nicht besonders hohen Hügeln beherrscht und mit lichtem Laubwald bedeckt, sind zur Besiedlung mit Farmen vorzüglich geeignet. Die nach dem Meere zu gelegenen Erhebungen bestehen aus Felsitporphyriten, denen eine Schicht vulkanischen Tuffs aufgelagert ist.

Nach dem Kudjache überschreitet der Pfad ein kleines Vorgebirge und senkt sich in das Tal eines anderen Bergflüßchens, des Tawaizy, utedesisch: Omulsi, von 7 bis 8 Werst Länge. Der Abstieg zum Tawaizytale ist steil und zerklüftet.

Nochmals wurde eine Hügelkette überstiegen, dann gelangten wir in das außerordentlich fruchtbare Tal des Flüsschens Adimil, das auf den Karten als „Akma“ bezeichnet ist und von den Udehesen „Agama“ genannt wird. Eigentlich treffen hier zwei Flußläufe zusammen und vereinigen sich kurz vor dem Meere. An ihrer Mündung bildet die Einbiegung der Uferlinie eine kleine, sehr malerische Bucht.

Zwei Werst vom Meere ab fanden wir auf dem linken hochliegenden Flußufer eine freundliche Chinesensanse, Duntawaisa genannt. Die Entfernung von der Terneibucht bis zu dieser Stelle beträgt 27 Werst.

Aus der Fanse kamen uns zwei Chinesen entgegen. Sie nahmen den Leuten die Maultiere ab, halfen beim Abladen und luden uns zu sich ein. Ich entsinne mich nicht, jemals unterwegs so freundliche Aufnahme gefunden zu haben wie hier. Da war keine Kriecherei und falsche Unterwürfigkeit zu spüren, die beiden Chinesen erwiesen uns echte einfache Gastfreundschaft und gingen dabei bereitwillig auf alle unsere Wünsche ein. Später vernahm ich auch von den russischen Ansiedlern dieselbe gute Meinung über diese Chinesen, die hier lange ansässig waren. Der eine von ihnen war ein hochbetagter Greis; er wird heute kaum mehr unter den Lebenden weilen. Jedenfalls stehen sie bei uns allen in bestem Andenken. Es war hier so gut und gemütlich, das Leben der Chinesen erschien uns so ruhig und beschaulich, daß ich gern beschloß, einen ganzen Tag zu verweilen. Abends saßen wir dann um das Kohlenbeden, tranken Tee und bekamen frische Stpfannkuchen dazu, die Chinesen rauchten ihr Pfeifchen, erzählten von ihrem Leben und Treiben hier, ihren Erfahrungen und Beziehungen und gaben uns Ratschläge für die Weiterreise nach Norden.

Der Sandhobe nimmt einen Tagesmarsch vor seiner Einmündung in das Meer von links den Fatu, udehesisch: Fartu, in sich auf, der von Nordosten kommt und parallel der Küste fließt. Ein Höhenzug scheidet sein Bassin von den kleinen Flüsschen, die unmittelbar dem Meere zufließen.

Auf der Wasserscheide sind zwei Gipfel erwähnenswert: Dobraja ochota, „Berg der guten Jagd“, mit 1825 Fuß, und Stolowaja, „Tischberg“, mit 1835 Fuß Höhe. Der nächste größere Fluß, der seinen Anfang vom Sichote-alin aus nimmt, ist der Bilimbe, der sich in das Meer nahe dem Berge Shelesnjak etwas nördlich des Kap Schanz ergießt.

Ich beschloß, einen Teil der Leute mit den Packtieren auf dem Uferpfade an der Küste entlang zu schicken und selbst mit Tschanbao, Derssu und drei Schützen am Adimil bis zu dessen Quellen aufwärts zu steigen; dann wollte ich weiter an den Bilimbe hinüber und den Sichote-alin ersteigen, um von dort an diesem Flusse entlang zum Meere zurückzukehren.

Am Morgen des 4. August machten wir uns auf den Weg. Erst mußten wir uns noch einmal ordentlich satt essen, die Chinesen vergaßen auch die Tiere nicht, und schließlich versorgten sie uns noch reichlich mit Bezgehrung. Ich wollte mit ihnen abrechnen, aber davon mochten sie nichts wissen. Geld nahmen sie nicht an; als ich es heimlich unter einen Teller in der Fasse legte, fanden sie es, kamen mir nachgelaufen und drängten darauf, daß ich es zurücknähme. Sie meinten es so ehrlich, daß wir beschämt nachgeben mußten.

Der Fluß Adimil setzt sich in seinem Oberlaufe aus zwei Bergwässern zusammen, die aus entgegengesetzter Richtung einander zufließen. Ungefähr fünf Werst von der Ackerbauanse befindet sich eine andere, die zu einer Ludewa, einem Fangzaun, gehört. Sie wird von drei Chinesen bewohnt, die sich mit dem Fang von Hirschen in Fallgruben beschäftigen.

Im Tale des Adimil wächst Laubwald von baumartigem Charakter, aber minderwertig; an den Berglehnen sind überall die Spuren von Waldbränden zu sehen. In den Erdspalten und an den Abhängen wuchert Weide, Haselnuß und Lespedeza in dichten Büschen, höher in den Bergen stehen wenige Zedern und Fichten. Die breiten Bänder der Riesbänke an den Ufern und das im Fluß aufgetürmte Bruchholz lassen erkennen, daß das Wasser in der Regenzeit des Jahres hier große Gewalt hat und die Ufer stark unterspült, obgleich große Überschwemmungen nicht eintreten.

Da die Abtheilung ziemlich spät von der Fasse Duntawaisa aufgebrochen war, so mußte nun bis zum Eintritt der Dämmerung marschiert werden. Am Abend erreichten wir noch die Quellen des Adimil und bivallierten nahe dem Übergang zum Flusse Fatu. Der Tag war zwar trübe und neblig, aber drückend und schwül. Ich befürchtete Regen und fragte Derssu nach seiner Meinung über das Wetter. Er äußerte sich in seiner Art: „Nebel ist so ein Kerl, überlegt noch, ob sich in Regen verwandeln oder noch ein Weilchen warten soll.“

Gegen sieben Uhr abends begann der Nebel plötzlich zu steigen. Gleichzeitig setzte ein feiner Sprühregen ein, der ungefähr eine halbe

Stunde anhielt; mit seinem Aufhören hatte sich auch der Nebel verteilt, und vom Himmel blinkten die Sterne herab.

Am nächsten Morgen erhoben wir uns ziemlich zeitig, tranken Tee und machten uns an die Besteigung des Tigerberges, 1975 Fuß, der gänzlich von Steinhalden bedeckt ist.

Es ist bemerkenswert, daß diese Steinhänge im Küstengebiet viel ausgedehnter und häufiger sind als westlich vom Sichote-alin. Einige bestehen aus Felstrümmern von Meterhöhe, bei anderen sind die einzelnen Bruchstücke durchschnittlich von Größe eines Pferdekopfes, stellenweise liegen nur kleinere Trümmer beisammen. Sie sind meist flach und kantig und liegen stufenförmig übereinander, so daß man auf ihnen wie auf einer Treppe emporsteigen kann. Die Steinhalden älteren Ursprungs sind fast stets von einer dicken Pflanzenschicht völlig bedeckt, doch trifft man häufig auch alte Steinfelder, nur mit Flechten bewachsen. Sie zeigen sich am häufigsten an den Gipfeln der Berge und sind aus der Ferne als graue Flecke zu erkennen. Bisweilen nehmen die Trümmerfelder so große Teile des Berges ein, daß umgekehrt nur die vom Pflanzenwuchs bedeckten Bezirke sich wie grüne Inseln von dem grauen Grunde der Steinhalden abheben.

Wie entstehen derartige Trümmerfelder? Es scheint fast, als hätten hier Erdbeben stattgefunden und ganze Felswände wären abgestürzt. In Wirklichkeit hat es aber einer jahrhundertelangen Arbeit bedurft, die ganz unbemerkt für das Auge vor sich gegangen ist. Anfänglich treten im Felsen Kern Sprünge auf, unter der Einwirkung von Feuchtigkeit, Hitze und Kälte vergrößern sie sich, der Zusammenhalt weicht der Schwerkraft, ein Felsstück nach dem anderen lockert sich und stürzt ab, und nach und nach bleiben von dem ursprünglichen Felsenmassiv nur Trümmer übrig. Sie stürzen am Berge herab, bis sie ein stärkeres Hindernis aufhält. Dort arbeitet die Zeit langsam an ihrem weiteren Zerfall.

Das Überqueren solcher moosbedeckter Steinhalden ist stets ziemlich beschwerlich: bald kommt der Fuß auf eine glatte schräge Fläche zu stehen, bald auf eine scharfe Kante oder gerät in eine Spalte zwischen den Steinen. Tiefer unten am Berge sind die Trümmerfelder so dicht mit Erde und Gras bedeckt, daß man die Steine kaum gewahrt, aber sobald man höher steigt, läßt der Pflanzenwuchs allmählich nach, und die scharfen Kanten machen sich fühlbar.

Im Sommer, zumal an heißen Tagen sondert der wilde Rosmarin [*Ledum palustre* Lin.] einen derartigen Überfluß an ätherischem Öle ab, daß der daran nicht gewöhnte Wanderer von dem starken

Geruch bis zur Ohnmacht betäubt wird. Dem Rosmarin folgen die Moose und Flechten. Den Menschen bietet das Überschreiten der Steinhalden im allgemeinen keine allzu großen Schwierigkeiten, aber für beladene Pferde und Maultiere bilden sie oft ernstliche Hindernisse, die auf weiten Umwegen umgangen werden müssen.

Nachdem wir den Gebirgsrücken erstiegen hatten, wandten wir uns nach Norden und zogen eine Zeitlang auf dem Kamme entlang. Links



Steinhänge am Adimil

von uns lag jetzt das waldige Tal des Fatu, zur Rechten die kleinen, dem Meere zufließenden Flüsschen: Sekumu, Odega I und II, Tanija, Wjastynji, Chote-e, Oneltogo, Tæle, Jelja und Schakira.

Der erste Wasserlauf Sekumu, utedesisch: Sektosju, stellt nur einen Gebirgsbach von 5 Werst Länge dar; er fließt zwischen den Abhängen des Bergzuges parallel mit der Küste dahin. Die beiden Odegaflüsse, chinesisch: Odegou, der utedesische Name bedeutet „Jungfrau“, haben eine gemeinschaftliche Mündung. Die eine Odega ist 12 Werst, die andere 15 Werst lang. Der sie trennende unbedeutende Höhenrücken trägt dieselbe Bezeichnung und bildet eine Erhebung von durchschnittlich 490 Fuß Höhe. Nach Osten zu fällt

er allmählich ab, an der Küste endet er in einer hohen Terrasse, die mit spärlichem Lärchenwald und Krüppelbirken bestanden ist. Im Tale der ersten Odoga steht Mischwald, und nur an den Quellen kommen vereinzelt Zedern, Tannen und Fichten vor. Ein großer Teil der umliegenden Berge ist durch Waldbrände völlig von Baumwuchs entblößt und kahl. Die zweite Odoga nimmt von links den Quellbach Yugawoi auf. Früher soll sich hier ein großer Fangzaun befunden haben, der nach den Angaben der Chinesen abgebrannt ist. Die Manjen erneuerten ihn nicht und siedelten an den Fluß Pſuchun über.

Die übrigen kleinen Wasserläufe sind eigentlich nur als Bäche anzusehen, bilden aber zur Zeit der starken Regengüsse oft große Hindernisse; sie fließen in kleinen Schluchten dem Meere zu.

Der Taële hat eine Länge von 12 Werst. Nahe der Mündung verengt sich sein Teil und bildet eine Klamm. An den Quellen des Taële liegt der Knotenpunkt des Bergzuges, von dem aus auch die anderen Flüsse ihren Anfang nehmen: nach Nordosten fließt der Bilimbe, nach Süden der Jatu, zum Meere der kleine Bach Jelsa.

Das Flüsschen Schakira ist 10 Werst lang, seine Mündung liegt eine Werst südlich vom Bilimbe. Eigentlich kann man von einer Mündung nicht sprechen, das Wasser des Flusses breitet sich in der Ebene aus und versickert im Riese des Strand. Das Tal der Schakira ist ziemlich schmal und verbreitert sich nur an den Quellen; seine Sohle ist felsig, in den Bergen zeigen sich überall Steinhalden. Der Pflanzenwuchs besteht hauptsächlich aus Berman, Farnkraut und Felderbse, in den Schluchten und Spalten wuchern Haselnußblüthe, wilde Rosen, Weiden und Lespedeza. Der am Meere spärliche Wald von Eichen und Lärchen wird oben in den Bergen dichter und mannigfaltiger.

An der Küste entlang verläuft ein Fußpfad, der alle die genannten Wasserläufe ungefähr drei bis fünf Werst landeinwärts von ihren Mündungen durchquert. Der feste Grund des Pfades erlaubt auch seine Benutzung mit Lasttieren. Die Übergänge der Berggrüden zwischen den Flüsschen liegen nicht höher als 400 Fuß.

Die ganze Strecke vom Sekumu bis zur Schakira setzt sich der Reihe nach aus folgenden Gesteinsarten zusammen: Kalkstein, Kalksandstein, Granit, Gneis und kristallinischem Schiefer.

Als wir gegen vier Uhr nachmittags den Abstieg nach dem Tale begannen, setzte Regen ein. Sobald wir einen Bach erreicht hatten, ließ ich halten zum Bivakieren.

Die Schützen machten sich an das Abladen der Packtiere, während ich und Derjssu nach alter Gewohnheit auf Erkundung der Umgebung auszogen. Ich ging am Quellbache aufwärts, Derjssu dem Tale zu.

Regen im Walde ist immer doppelt zu spüren. Jeder Zweig und Baum überschüttet den Wanderer bei der geringsten Verührung mit dicken Tropfen. Nach fünf Minuten war ich so durchnäßt, als wäre ich kopfüber ins Wasser gefallen.

Ich wollte bereits kehrtmachen, als ich plötzlich ein sonderbares Tier gewahrte. Es ließ sich von einem Baume zur Erde herab. Ich zielte kurz und schoß, das Tier wälzte sich zuckend am Boden; mit einem zweiten Schusse endigte ich seine Qualen. Es erwies sich als eine Bildkatze, chinesisch: Jelsa. Ihre Größe setzte mich in Erstaunen. Anfänglich glaubte ich, einen Luchs erlegt zu haben, aber das Fehlen der Pinsel an den Ohren und der lange Schwanz überzeugten mich, daß es ein *Felis euphilura* Elliot war. Die Länge betrug drei Fuß sieben Zoll. Die Färbung ist braungelblichgrau mit schwach erkennbaren Flecken am ganzen Körper; der Bauch und die Innenseite der Läufe sind schmutzigweiß. Der Schwanz ist kürzer als bei der Hauskatze und hat keine dunklen Querstreifen oder Ringe. Von der zahmen Katze unterscheidet sich die Tigerkatze nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch den stärkeren Fang, lange Schnurrhaare und dichteres Fell.

Die kleine Tigerkatze führt ein Einzelleben im Dickicht der dämmrigen Wälder, liebt Felsenspalten und hohle Stämme. Das sehr vorsichtige und scheue Tier setzt sich, verfolgt und in die Enge getrieben, sehr hartnäckig und bössartig zur Wehr.

Die bisweilen von Jägern angestellten Versuche zur Zähmung junger Bildkätzchen brachten keinen Erfolg. Auch die Eingeborenen bestätigen, daß selbst im frühesten Alter eingefangene Katzen niemals zahm werden.

Die Bildkatze wird wenig gejagt, ihre Erlegung ist Zufallsache. Die Chinesen verwenden die Felle zu Wintermützen und Kragen.

Im Ussurigebiet ist dieses Raubwild überall verbreitet; verhältnismäßig häufig findet man es in der Nähe von Bladivostok und auf der Insel Russki.

Mit meiner Trophäe kehrte ich nach dem Biwat zurück. Dort waren bereits alle Lagerarbeiten verrichtet, die Zelte aufgestellt, Feuer angezündet und Abendessen bereitet. Bald traf auch Derjssu ein und erzählte, daß er verschiedentlich frische Tigerfährten gesichtet hätte, von denen eine unweit unseres Lagerplatzes verlief.

Gegen acht Uhr abends ließ der Regen nach, doch der Himmel blieb trübe. Derſſu hatte ſich erboten, bis Mitternacht die Wache zu übernehmen. Er zog ſich ſeine Pelztiefel an, ſchürte das Feuer auf, ſtellte ſich mit dem Rücken gegen die Flammen und fing an, in ſeiner Sprache laut irgend etwas in den Wald zu rufen.

„Was ſchreiſt du? Mit wem ſprichſt du?“ fragten die Schützen.

„Amba,“ antwortete er, „hab' dem Tiger geſagt, ſind viele Soldaten im Bivak, Soldaten werden ſchießen, hab' dann keine Schuld!“

Nochmals ſchrie er gellend und anhaltend in die Dunkelheit. Das Echo fing den Schall auf und trug ihn weit durch den Wald.

Als wir dann im Zelte lagen, umgab uns plötzlich ein ſtarres Surren. Irgend etwas flog mir kräftig an die Stirn, und bald fühlte ich auch einen befremdlichen Gegenſtand im Nacken. Ich griff ſchnell zu und erfaßte etwas Hartes und Stechendes, das ich ſchleunigſt wieder abſchüttelte. Es war ein außerordentlich großer Käfer, ähnlich einem Hirkkäfer, aber ohne deſſen Geweiß. Einen anderen ſolchen Käfer hob ich nun vom Boden auf und gewahrte jezt noch eine ganze Anzahl im Zelte, die auf meinen Kleidern und der Decke umherkrabbelten. Es wurden immer mehr, ſie umſchwirrten ſchwerfällig das Feuer und fielen in die glühenden Kohlen. Beſonders aber ſchienen ſie es darauf abgeſehen zu haben, uns ins Geſicht zu fliegen. Ich ſprang vom Lager auf und rückte aus, die Soldaten ſuchtelten mit den Armen umher und ſchimpften. Noch lange ſuchten uns die plumpen Eindringlinge heim, ſelbſt Derſſu wunderte ſich und meinte:

„Hab' früher ſolche Kerle viele nicht geſehen, einen jedes Jahr, wie ſind ſo viele zuſammen?“

Natürlich fing ich einige beſonders große Exemplare für meine Sammlung. Es war der *Callipogon relictus*, ein zurückgebliebener Vertreter der Fauna des Uſſurgebietes aus der Tertiärzeit. Die Farbe iſt braun, auf dem Rückenschild trägt der Käfer einen Dorn, die Kieſer ſind ſtark und nach oben gekrümmt. Der Käfer erinnert ſehr an den Holzbock, nur die Fühler ſind kürzer. Die Körperlänge betrug $9\frac{1}{2}$ Zentimeter, die Breite des Bruſtſchildes 3 Zentimeter. Kleine Augen von dreieckiger Form liegen an den Seiten des Kopfes; ſie waren dunkel und wie mit einem feinen Netz überzogen.

Wir hatten uns lange mit den Einbrechern herumzuſchlagen und kamen erſt nach Mitternacht zur Ruhe.

Taifun im Sichote=alin

Am andern Tage setzten wir unseren Marsch längs des Bergzuges nach Norden fort und gelangten gegen zehn Uhr morgens auf den Berg Ostraja, dessen Höhe 2023 Fuß beträgt. Nachdem wir uns vom Gipfel aus orientiert hatten, stiegen wir an einem Quellbache hinab, der uns zum Bilimbe führte.



Bergzug am Mittellauf des Bilimbe

Das Wetter blieb die ganze Zeit über trübe, bisweilen fiel ein feiner Regen. Die entfernteren Berge waren in Dunst und Nebel gehüllt. Am wolkenbedeckten Himmel zog sich gegen den östlichen Horizont ein lichter Band und ließ hoffen, daß das Wetter sich bessern würde.

Nachdem wir die Maultiere eine halbe Stunde zum Grasfen auf die Weide gelassen hatten, gingen wir am Bilimbe aufwärts, der von den Udehesen „Bili“, von den Chinesen „Binljanbei“ genannt wird. Er hat eine Länge von 90 Werst und nimmt seinen Anfang am

Sichote-alin. Drei Paßübergänge gehen vom Bilimbe aus: links von den Quellen führt ein Paß an den Sandjobe, ein zweiter rechts an den Takema, der dritte geradeaus hinüber zum Iman. Der Bilimbe durchfließt ein verhältnismäßig enges Tal und empfängt auf der ganzen Strecke nur vier Zuflüsse, zwei von jeder Seite. Der größte von diesen ist die Sabytaja, die 26 Werst vor dem Meere von links in den Bilimbe mündet. Ihre Quellen befinden sich auf dem gleichen Bergmassiv, auf dem auch der Armu und Kulumbe entspringen.

Die Gegend am Bilimbe ist als Einöde zu bezeichnen; die einzige Chinesenfanse liegt zehn Werst vor der Mündung. Die Breite des Flusses beträgt in seinem Unterlauf gegen 10 Sassen, die durchschnittliche Tiefe 7 Fuß, die Strömungsgeschwindigkeit 8 bis 10 Werst in der Stunde. Im Quellgebiete stehen einige Fallentellerfansen. Hierher kommen die Chinesen vom Sandjobe zur Zeit des Zobelfanges.

An diesem Tage gelang es uns, über dreißig Werst zurückzulegen, bis zum Sichote-alin blieb noch die gleiche Entfernung. Das Tal des Bilimbe zeigt einen herrlichen Baumbestand. An beiden Ufern ist der Wald so hoch und dicht, daß der Fluß in einem dunklen Korridor dahinzuströmen scheint. Stellenweise berühren sich die Zweige der Baumriesen über dem Fluß und bilden malerische Bogen und Durchblicke.

Die Ufer der Nebenflüsse sind von Straucharten bewachsen, die zu ihrem Gedeihen Sonne und Feuchtigkeit brauchen. Ich fügte hier meinem Herbarium verschiedene Pflanzen hinzu; am häufigsten kamen vor: daurische wilde Rose [*Rosa daurica* Pall.], der die Dornen fehlen, mit herabhängenden kleinen Blättchen und mittelgroßen Blüten; rosenroter weidenblättriger Spierstrauch [*Spiraea salicifolia* L.], der zusammen mit *Lespedeza bicolor* Turcz. dichte Büsche bildet. Ferner sahen wir hier die silberweißen Wedel der Waldrebe [*Clematis intricata* Bunge] mit zarten Blättern an langen, vom Stengel abstehenden Stielen, den kräftig sich ausbreitenden Knöterich [*Polygonum divaricatum* L.], der eine auffällige Fähigkeit besitzt, sich in jeder Umgebung einzunisten und zu gedeihen, wobei er sein Aussehen zuweilen bis zur Unkenntlichkeit verändert; dann eine besondere schnell wachsende Astartart [*Aster scaber* Thunb.] und den großen Ehrenpreis [*Veronica grandis* Fisch.], der sich zu hohem Buchse entwickelt und mit weißen, ährenförmigen Blütenständen geschnückt ist.

Gegen vier Uhr machten wir uns daran, einen geeigneten Platz für das Biwak zu suchen. Wir kamen zu einer Stelle, an der der Fluß einen großen Bogen beschreibt. Unser Ufer lag flach, das gegenüberliegende war hoch und abschüssig. Hier ließ ich halten. Die Schützen befaßten sich mit dem Abladen und Aufstellen der Zelte, Derßu nahm einen Kessel und ging nach Trinkwasser. Nach einigen Minuten kam er zurück und schien sehr unzufrieden.



Unterlauf des Bilimbe

„Was gibt's denn?“ fragte ich den Golden.

„Denke, das ist schlechter Platz,“ antwortete er, „bin an dem Fluß, will Wasser holen — schimpfen die Fische.“

„Die Fische schimpfen?“ — Die Soldaten bogen sich vor Lachen.

„Was lacht ihr?“ ärgerte sich Derßu. „Werd't bald weinen.“

Schließlich erfuhr ich, um was es sich handelte. Als Derßu den Kessel füllen wollte, hatten zwei Fische, von denen der Fluß wimmelte, den Kopf aus dem Wasser gesteckt, Derßu angeschielt und dabei das Maul auf- und zugeklappt.

„Sind auch Leute!“ endete er seinen Bericht. „Können auch sprechen, nur leise, leise, unsereins versteht nicht.“

Kaum war der Kessel über dem Feuer, als einer der erhitzten Steine mit derartiger Gewalt zersprang, daß die brennenden Holzstücke nach

allen Seiten auseinanderflogen. Es klang fast wie ein Gewehrschuß, und eins der glimmenden Stücke fiel Derjju auf die Knie.

„Tfu! Verstehe gut, schlechter Platz hier“, meinte er voll Überzeugung.

Natürlich lachten die Schützen wieder kräftig.

Nach dem Abendessen nahm ich die Büchse und durchstreifte die Umgebung. Ungefähr eine halbe Werst vom Lager entfernt setzte ich mich auf einen gestürzten Baumstamm und begann zu lauschen. Ringsumher herrschte Stille, nur von weiter oberhalb her drang das dumpfe Rauschen der Stromschnellen zu mir. Am gegenüberliegenden Ufer standen mächtige Federn wie riesenhafte Wächter, stark, knorrig und finster, als bewachten sie das Geheimnis dieses Ortes, der wie von einer bangen Schwermut erfüllt war, vor der Neugier der Menschen.

Der warme Regen ließ der Erde schwüle Dünste entsteigen; sie verdichteten sich mehr und mehr, und bald lag der ganze Fluß in Nebel gehüllt. Zeitweilig brachte ein leiser Windhauch die weißen Schleier in Bewegung, dann zeichneten sich undeutlich die Umrisse des anderen Ufers, das von dunklem Nadelwald bedeckt war.

Ich hatte mich eine Weile ganz meinen Gedanken überlassen, als ich plötzlich im Nebel eine sonderbare Erscheinung wahrte. Ein ungefüges, großes Etwas bewegte sich starr am Fluße entlang mir entgegen, langsam und völlig geräuschlos. Ich saß wie erstarrt an meinem Platze, mein Herz schlug schneller. Aber meine Verwunderung wurde noch größer, als ich wahrte, wie das dunkle Wesen anhielt, sich wieder zu entfernen begann und nach einigen Minuten ebenso geheimnisvoll verschwunden war, wie es erschien. „War es irgendein Tier?“ fragte ich mich. „Oder ein schwimmender Baum auf dem Fluße?“ Ich konnte es nicht ergründen. Die Schatten der Dämmerung, der finster drohende Wald, dichter Nebel und vor allem diese quälende Grabesstille bildeten einen Ring unendlicher Bangigkeit um mich. Mir wurde unheimlich zumute. Ich sprang auf, schüttelte den Alpdruck von mir und schritt rasch zurück.

Die Leute bewegten sich um das Feuer und erschienen von weitem wie unglaublich lange Gespenster. Sie streckten sich steil in die Höhe, dann schrumpften sie wieder zusammen und sanken zu Boden. Als ich in den Kreis der Leute trat, fragte ich Sacharow, ob er etwas auf dem Fluße schwimmend bemerkt hätte. Er verneinte, und ich schilderte nun das Gesehene und versuchte die Erscheinung mit einer

Augentäuschung zu erklären, die vielleicht durch den Nebel hervorgerufen war.

„Hm! Was ein schlechter Platz“, murmelte Derffu halb für sich. Ich wendete mich ihm zu, er saß am Feuer und wiegte den Kopf.

„Muß man weggagen“, sagte er dann und nahm sein Beil zur Hand.

„Wen willst du weggagen?“ fragte ich.



Mittellauf des Bilimbe

„Böser Teufel!“ antwortete der Golde und runzelte die Stirn. Dann ging er in den Wald und holte grünes Tannenholz, Espe, Flieder und anderes herbei, alles von der Art, daß es im Feuer ordentlich knackt und kracht. Als er einen Vorrat davon zu einem großen Haufen aufgetürmt hatte, legte er Feuerbrände dazwischen und zündete den Stapel an. Helle Flammen loderten zischend auf, mit Knistern und Prasseln sprühten die Funkengarben in die Luft und tanzten über dem Feuer. Als alles gut durchgebrannt war, warf Derffu den Feuerhaufen laut schreiend nach allen Seiten auseinander. Das war für die Soldaten ein Spaß, sie liefen eiligst her-

bei, um ihm zu helfen. Sie faßten die brennenden Stücke und schleuderten sie hoch in die Luft; sie spielten Feuerwerk, funken-sprühend wirbelten die Raketen durch die Finsternis und fielen zischend in den Fluß — ein schönes Bild.

Endlich war das Feuer verloschen, die schwelenden Holzstücke verglommen ringsum im feuchten Grase.

Dann machten wir uns ans Teetrinken und richteten unsere Lagerstätten her. Ich wollte eigentlich noch etwas lesen, ließ mich aber von der Müdigkeit überwältigen und nickte unversehens ein.

Mir schien, ich hätte schon sehr lange geschlafen, als ich mich an der Schulter berührt und geweckt fühlte. Ich erkannte den wachhabenden Schützen, der mich ängstlich bat, sofort aufzustehen.

„Was ist denn los?“ fragte ich und rieb mir die Augen.

„Irgendein großes Tier ist vom anderen Ufer ins Wasser gesprungen“, antwortete bestürzt der Soldat.

Ich stand sofort auf den Füßen und nahm das Gewehr. Ringsum war finstere Nacht. Der dichte Nebel lag wie Watte im ganzen Walde, dazu ein feiner Sprühregen. Nach einigen Minuten hörte ich, daß wirklich etwas aus dem Wasser ans Ufer stieg und sich kräftig schüttelte. In diesem Augenblick kam auch Derßu mit Tschanbao zu mir. Wir standen mit dem Rücken gegen das Feuer und bemühten uns angestrengt, zu ergründen, was da am Flusse vor sich ging. Aber der Nebel war so dicht und die Nacht so finster, daß man buchstäblich auf zwei Schritt nichts mehr sehen konnte, obgleich Tschanbao sofort das Feuer aufgeschürt hatte.

„Kommt jezt“, sagte Derßu leise.

Tatsächlich schritt etwas leise über den Kies. Nach einer Minute hörten wir, wie das Tier sich wieder schüttelte und stehenblieb; wahrscheinlich hatte es uns gehört. Es hielt eine Minute an, für uns wurde die Zeit fast zu einer Stunde. Ich sah nach den Maultieren, sie drängten sich aneinander, hoben die großen Ohren und sahen nach dem Flusse hin. Auch die Hunde zeigten große Unruhe. Alpa zitterte und verkroch sich in den innersten Winkel des Zeltes, Ljeschi zog den Schwanz ein, spitzte die Ohren und blickte ängstlich nach allen Seiten. Jezt knirschte wieder der Kies; ich befahl, schnell die übrigen Leute zu wecken, und schoß in der Richtung des Geräusches mein Gewehr ab. Der scharfe Knall des Schusses durchschnitt hart die verträumte Luft, das hallende Echo gab ihn weit drüben von den Bergwänden wieder zurück. Nun hörten wir ein hastiges Laufen im stiebenden Kies, und gleich darauf warf sich das Tier in den auf-

rauschenden Fluß. Die geängstigten Hunde winselten und bellten aus ihrem sicheren Hinterhalt.

„Was war das?“ sahen wir uns fragend an.

„Können nicht wissen, Nacht vorbei, werden Spuren sehen, dann verstehen“, beantwortete Derßu die Vermutungen darüber, ob es ein Bär, ein Isjubrhirsch oder gar ein Tiger gewesen sei.

Nach der Panik, die dieser uns zuge dachte Überfall im Bivak hervorgerufen hatte, war der Schlaf wie verflogen. Alle redeten durcheinander, mußten ihre Ansichten und Vermutungen kundgeben und fragten dann wieder den Golden nach seiner Meinung. Der konnte nur darauf hinweisen, daß es kein Hirsch gewesen sein könne, da das Aufstampfen seiner Läufe auf dem Ries deutlich hätte vernommen werden müssen, aber auch kaum ein Bär, der sich durch Brummen gemeldet hätte.

Schließlich schlummerten doch fast alle wieder ein. Für den Rest der Nacht übernahm ich mit Tschanbao die Wache. Nach einer halben Stunde tönte wieder ringsum im Bivak friedliches Schnarchen.

Endlich brach dann die Morgendämmerung an; der Nebel wurde bläulichgrau und trübe. Das Licht des Lagerfeuers versuchte eine Zeitlang mit dem allmächtigen Tageslicht zu wetteifern. An den Bäumen, Sträuchern und Gräsern hing in Tropfen der Tau. Der finstere Wald lag noch im Schlummer, auch der Fluß schien unbewegt und verträumt. Nun schob auch ich mich unter das Mückennetz und schlief fest ein.

Als ich gegen acht Uhr erwachte, rieselte ein feiner Regen. Derßu ging ans Ufer hinab, konnte aber keine Spur finden. Wahrscheinlich hatte das Tier auf der Flucht einen großen Sprung aus dem groben Geröll ins tiefe Wasser gemacht, ohne den feinen Sandstreifen am Ufer zu betreten, der allein die Siegel seiner Tagen wiedergegeben hätte. So mußte das Rätsel dieses nächtlichen Besuches ungelöst bleiben, aber aller Wahrscheinlichkeit nach hatten wir wohl einen Tiger vor uns gehabt. Derßu hatte übrigens noch andere ernste Befürchtungen:

„Fische haben gesprochen, Stein hat geknallt, Kapitän hast Schlimmes gesehen, nachts so schlechter Kerl gekommen — unsereins denkt, Teufel wohnt hier. Andermal will nicht hier schlafen!“

Um neun Uhr morgens brachen wir unsere Zelte ab und zogen am Bilimbe aufwärts. Das Wetter wurde nicht besser, es blieb kalt und feucht. Die Bäume weinten: schwere Tropfen fielen ununterbrochen

von ihren trübselig herabhängenden Zweigen, und an den Stämmen rannen Bächlein herab.

Je weiter wir kamen, desto enger wurde das Flußthal. Unterwegs fanden wir einige leere Fallenstellerfansen. Ihre innere Ausstattung ließ erkennen, daß sie nur im Winter von chinesischen Zobelfängern benützt wurden. Derßu sah freilich stets mehr wie unsereiner: hier hatte der Chineser mit einem stumpfen Messer gearbeitet und das Fell an einer Seite mit den Zähnen festgehalten, die umherliegenden Fellstücke bewiesen es. Das zurückgelassene schadhafte Eichhörndchenfell stammte von einem mit dem Knüppel erschlagenen Tiere. In der anderen Fanse hatten die Bewohner sehr unter den Mäusen zu leiden gehabt und einen hartnäckigen Kampf gegen sie geführt, und anderes mehr.

Wir hielten uns nur kurz in der letzten Fanse auf und erreichten gegen Mittag den Oberlauf des Flusses. Hier gab es weder Weg noch Steg, wir zogen durch dick und dünn und durchschritten häufig den Flußlauf von einem Ufer zum andern.

Je mehr wir uns dem Sichote-alin näherten, desto dichter und unwegsamer wurde der Wald, desto mehr war er mit Bruchholz und gestürzten Stämmen erfüllt. Eichen, Pappeln und Linden blieben hinter uns; an Stelle der Schwarzbirke trat die weiße Birke.

Der Boden war mit Moosen bedeckt, zwischen denen im Überflusß der Bärlapp [*Lycopodium obscurum* Thunb.], Farnkraut [*Athyrium spinulosum* Christ], feines Waldriedgras [*Carex pilosa* Scopoli] und Sauerklee [*Oxalis acetosella* L.] wucherten.

Weiter oberhalb kamen wir an die Stelle, an der sich der Bilimbe aus dem Zusammenflusse zweier kleiner Flüsßchen bildet. An dem nach Richtung der Strömung von rechts kommenden Quellfluß entlang führt ein Übergang zum Kulumbe, einem Nebenfluß des oberen Zman, an dem linken Flüsßchen, nach Nordwesten zu, ein Übergang an einen der Zuflüsse des Armu, gleichfalls eines Nebenflusses des Zman. Wir zogen am rechtsliegenden Flüsßchen weiter und gelangten bald an den Fuß des Sichote-alin.

Jetzt hatte der Bilimbe das Aussehen eines Gebirgsbaches, dessen Bett mit großen Steinblöcken angefüllt war. Das Wasser lief in kleinen Rinnalen zwischen diesen hindurch, verschwand oft ganz unter den Gräsern und kam dann an irgendeiner anderen Stelle zwischen dem Bruchholz wieder hervor.

Der Aufstieg zum Paßübergang ist vom Meere her ziemlich steil; der Kamm des Sichote-alin ist in dieser Gegend völlig kahl. Nicht

ohne Mühe erreichten wir den Berggücken. Ich wollte hier halten lassen, um die Aussicht zu genießen, aber ringsum war alles in Nebel gehüllt. Wir ließen die Maultiere etwas verschmaufen und zogen weiter.

Die westlichen Abhänge des Sichote-alin waren von spärlichem, dunkelgrünem Nadelwald bedeckt, dazwischen die Büsche des wilden Rosmarin und ein dichter Moosteppich.

Nachdem wir etwas von der Wasserscheide hinabgestiegen waren, hielten wir zum Bivakieren am ersten Bache, den wir fanden.

Das Wetter blieb auch zum Abend unverändert. Die Erde war wie mit einem Leichengewand von dichtem Nebel bedeckt. Dieser ewige Nebel und Raureif begann wirklich langweilig zu werden. Bei solchem Wetter durch den Wald gehen heißt ebensoviel wie sich in den Regen stellen. Jeder Strauch und Baum, den man zufällig berührt, übergießt einen mit tausend starken Wassertropfen, bald ist man bis auf die Haut durchnäßt.

Nach dem Abendessen, als die Gewehre gereinigt waren, legten sich die Schützen sofort zum Schlafen nieder. Ich wollte mich eigentlich mit meinen Aufzeichnungen beschäftigen, aber die Arbeit ging mir nicht von der Hand; ich rollte mich in meinen Mantel, legte mich zum Feuer und schlief sofort ein.

Der folgende Tag war der Besichtigung der westlichen Abhänge des Sichote-alin gewidmet. Die Gebirgsbäche haben hier einen ganz anderen Charakter. Die Gewässer versickern unter dem Moose, die Flüsschen ziehen träge zwischen niedrigen Uferändern hin, die von Tannen, Fichten, Lärchen und Erlen bestanden sind.

Ich wollte an den Kulumbe hinabsteigen und bis zu der Stelle gehen, an der ich im vorigen Jahre die Udehesen getroffen hatte, aber Derffu und Tschanbao rieten, sich nicht zu weit von der Wasserscheide zu entfernen. Sie sagten, daß nach ihrer Ansicht starker Regen zu erwarten sei, und wiesen auf den Himmel. Der Nebel hob sich jetzt höher und nahm das Aussehen von Regenwolken an. Meine beiden Gefährten erklärten mir, daß bei Windstille das plötzliche Aufsteigen des Nebels und Nachlassen des Sprühregens und das Verstummen des hallenden Echos sicher heftige Regengüsse anzeigen. Alle diese Tage hindurch war es, als ob die Erde sich in Nebel hülle, gleichsam um sich vor etwas Drohendem zu verbergen — und plötzlich ließ der Nebel sie nun im Stiche. Wie im Bündnis mit höheren Mächten zog er sich zurück und überließ es ihnen, nach ihrem Gutdünken mit der Erde zu verfahren.

Tschanbao riet, an den Bilimbe zurückzukehren, um möglichst schnell die Fallenstelleransen zu erreichen. Das erschien nach den Wetterausichten als das ratsamste, und wir machten uns noch am gleichen Tage auf den Rückweg. Statt der Nebelschwaden am Morgen krochen jetzt schwere Wetterwolken über den Kamm. Derßu und Tschanbao zogen voraus, sie sahen viel zum Himmel auf und tauschten ihre Meinungen über das Wetter aus. Ich wußte aus Erfahrung, daß Derßu sich selten irrte, und wenn er sich jetzt beunruhigte, so mußten ernstliche Gründe dafür vorhanden sein.

Gegen vier Uhr nachmittags erreichten wir die erste Jagdfanse. Plötzlich umhüllte uns wieder Rebel, und zwar so dicht, daß es schien, als könne man nur mit Anstrengung hindurchkommen. Derßu schoß sein Gewehr in die Luft ab, das hallende Echo rollte durch den Wald. Meine meteorologischen Kenntnisse waren bereits völlig durcheinandergeraten, und ich mußte Derßu aufs neue um Auslegung der geheimnisvollen Wechselbeziehungen zwischen Rebel und Echo bitten. Er war im allgemeinen mit der augenblicklichen Wetterlage zufrieden, aus seinen Worten ging hervor, daß das Wiedererscheinen des Rebels und Sprühregens zusammen mit dem hallenden Echo ein Ausbleiben des Regens mindestens bis zum nächsten Tagesanbruch versprach. Folglich konnten wir vorläufig noch weiterziehen. Wir beeilten uns und erreichten kurz vor Dunkelwerden die zweite Fanse. Sie sah einladender aus und bot auch mehr Raum.

In wenigen Augenblicken hatte die Fanse ein wohlliches Aussehen erhalten. Der umherliegende Plunder wurde in einem Winkel aufgehäuft, der Fußboden gefegt und der Ofen geheizt. Infolge des drückenden Rebels oder auch weil der Ofen lange nicht gebrannt hatte, war kein Zug im Rauchfang, und die ganze Fanse füllte sich mit Qualm. Wir mußten dazu übergehen, den Ofen mit Holzkohlen zu erwärmen, die außerhalb der Hütte in Glut gebracht wurden. Erst am Abend, als es bereits ganz dunkel geworden war, stellte sich Durchzug in den Heizkanälen ein, die unter den Rangs hindurchführen, und sie begannen sich zu erwärmen. Aber dem großen Wachfeuer vor der Fanse bereiteten die Schützen Tee und die Abendmahlzeit. Unweit davon saßen Derßu und Tschanbao zusammen und rauchten schweigsam ihre Pfeifen. Ich beriet mit ihnen die Lage, und es wurde beschlossen, morgen weiterzuziehen, falls nicht allzu starker Regen einsetzen sollte. Wir mußten auf jeden Fall versuchen, die steilen Felsenwände, Engpässe und Schluchten, durch die sich weiter unterhalb der Fluß zwängt, zu erreichen, ehe das Wasser stieg. Andern-



Fallenstellerfahse am Bilimbe

falls waren wir gezwungen, eine große Umgehungsbewegung über die Felsenberge auszuführen, die von den Udehesen Onku Tschugdyni, „Teufels Wohnstätte“, genannt werden.

Die Nacht verging gut. Es war noch dunkel, als uns Tschanbao weckte; er brauchte niemals eine Uhr, um sicher die richtige Zeit zu erraten. Schnell wurde Tee getrunken, und der anbrechende Tag fand uns schon auf dem Marsche. Der Zeit nach zu urteilen, mußte die Sonne längst aufgegangen sein, aber der Himmel blieb grau und finster. Die umliegenden Berge waren in Nebel oder Regenwolken gehüllt, ein feiner Sprühregen setzte ein, und bald darauf drang ein dumpfes Rauschen aus den Lüften an unser Ohr. Der Wind hatte sich erhoben.

„Ist Anfang!“ sagte Derissu und wies nach dem Himmel. Zwischen den zerreißenen Nebelvorhängen sah man deutlich die Bewegung der Wolken, sie eilten rasch nach Nordwesten zu. Bald waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Aber das focht uns jetzt nicht an und durfte uns nicht abhalten, unser Ziel zu erreichen. Um nicht die Abhänge umgehen zu müssen, marschierten wir unten am Flusse auf den Sandbänken entlang. Alle waren guten Mutes, die Schützen lachten und sangen und stießen sich neckend gegenseitig ins Wasser. Endlich gegen drei Uhr nachmittags hatten wir die Engen durchschritten. Die gefährlichen Stellen lagen jetzt hinter uns.

Im Walde hatten wir nicht vom Winde zu leiden gehabt, sobald wir aber an freie Plätze kamen, begann uns zu frösteln. Gegen fünf Uhr erreichten wir die vierte Jägerfanse, sie lag am linken Ufer des Flusses. Um zu ihr zu gelangen, mußten wir den Fluß durchwaten. Wir richteten uns für die Nacht ein, die Packtiere wurden abgeladen, die Soldaten schleppten Holz herbei und brachten die Fanse in einen bewohnbaren Zustand.

Wem es jemals beschieden war, die Wildnis zu durchstreifen, der wird ermessen können, was es bedeutet, bei Unwetter eine Hütte zu finden. Sie gewährt eine trockene Unterkunft, ein warmes Plätzchen, ohne daß hierzu besondere Mengen Brennholz nötig sind, und ist in jedem Falle zuverlässiger als ein Zelt.

Während sich die Soldaten um die Fanse zu schaffen machten, erstieg ich mit Tschanbao den nächsten Hügel. Von hier aus war es möglich zu überblicken, was im Tale des Bilimbe vor sich ging. Die starken Windstöße jagten vom Meere her die Nebelballen heran. Wie riesenhafte Wellen wälzten sie sich über die Erde und mischten sich in den Bergen mit den Regenwolken.

In der Dämmerung kamen wir zurück, in der Farnse brannte ein Feuer; wir legten uns nach dem Abendessen auf die erwärmten Rangs, ich konnte aber lange nicht einschlafen. Der Regen peitschte an die Fenster, auf dem Dache klapperten die Rindenstücke, der Wind heulte um die Farnse, und durch den rauschenden Regen klang das Anarren und Achzen der Bäume. Gegen Mitternacht entfesselte sich ein schrecklicher Orkan, der die Nacht hindurch anhielt.

Am Morgen erwachte ich von dem gewaltigen Getöse um uns herum. Der rasende Sturm ließ die ganze Farnse erzittern, dazu goß es wie aus Eimern.

Ich kleidete mich eilends an, nahm den Regenmantel über und trat ins Freie. Die Natur war in einem unbeschreiblichen Aufruhr. Sturzregen, Nebel und Wolken hatten sich zum Unwetter verbunden. Die riesigen Federn schwankten wie Schilfrohr zur Seite und boten den Eindruck, als hätten sie unter großen Qualen zu leiden und beklagten sich stöhnend über ihr Schicksal. Das Rauschen des Waldes im Unwetter ruft stets das Gefühl der Beklemmung und drohenden Unheils hervor.

Am Flußufer gewahrte ich Derssu, der besorgt auf das Wasser sah, die Umgebung musterte und immer wieder zurück zur Farnse blickte.

„Was machst du da?“ fragte ich ihn.

„Steine ansehen, Wasser steigt,“ antwortete er und fing an auf den Chinesen zu schimpfen, der die Farnse zu nahe am Flusse gebaut hatte. Jetzt erst schenkte ich diesem Umstande Beachtung — allerdings, die Farnse stand an einer recht niedrigen Uferstelle und konnte wohl bei Hochwasser leicht überschwemmt werden.

Gegen Mittag besprachen sich Derssu und Tschanbao untereinander und machten sich auf in den Wald. Nach einer Weile ging ich ihnen nach und fand sie in der Nähe des Hügels, den ich gestern bestiegen hatte. Sie schlepten Holz und türmten es zu einem großen Haufen auf. Ich verstand nicht, warum sie es so weit abseits von der Farnse aufstapelten, ließ sie aber ungestört und stieg am Berge hinauf. Das Bilimbetal war heute nicht zu erkennen, außer Nebel und Regen sah ich überhaupt nichts. Alle Schleusen des Himmels hatten sich geöffnet, und ein Chaos ohnegleichen herrschte in der Natur. Ein Sturzregen nach dem andern stürmte heran und durchflutete den Wald. Zuweilen ein kurzes Nachlassen des Sturmes, und wie um das Versäumte einzuholen, folgte umso stärkeres Wüten.

Durchnäßt und vor Kälte klappernd, kehrte ich zur Farnse zurück und schickte die Schützen zu Derssu nach Holz. Sie kamen mit leeren Händen zurück und meldeten, daß Derssu und Tschanbao kein Holz hergäben. Ich wußte ja, daß Derssu nie etwas Böswilliges tat, und ging mit den Soldaten flußaufwärts, um von dorthier Brennholz zu holen.

Nach zwei Stunden kamen Derssu und Tschanbao zurück, sie hatten keinen trockenen Faden am Leibe, zogen sich aus und hingen ihre Kleider über dem Feuer auf.

Vor dem Dunkelwerden ging ich nochmals an den Fluß. Das Wasser stieg langsam, und augenscheinlich war bis zum Morgen keine Gefahr, daß der Fluß aus den Ufern treten würde. Dessenungeachtet ließ ich alle Sachen einpacken und die Maultiere satteln. Derssu bestärkte mich bei dieser Vorsichtsmaßregel. Am Abend, als es finster wurde, peitschten wieder schredliche Sturzregen mit starkem Tosen auf uns herab, es konnte einem angst und bange dabei werden.

Plötzlich erhellte ein Blißstrahl die Farnse und gleich darauf krachte ein scharfer Donnerschlag. Hohl rollend verbreitete sich das Echo in den Lüften. Die Maultiere rissen an ihren Stricken, die Hunde bellten.

Anders kann man sich die Sintflut nicht ausmalen wie mit dem gewaltigen Wassersturz dieser Nacht. Derssu schlief nicht, er saß auf dem Rang und lauschte aufmerksam darauf, was außerhalb vorging. Tschanbao saß an der Tür und wechselte zeitweilig mit dem Golden kurze Worte. Ich wollte ein Gespräch anfangen, aber Tschanbao machte mir ein Zeichen zu schweigen. Mit angehaltenem Atem begann ich ebenfalls zu lauschen. Mein Ohr fing durch die Wand ein schwaches Geräusch auf, wie ein Summen. Derssu sprang auf und lief schnell hinaus. Nach einer Minute kam er zurück und bedeutete mich, sofort die Leute zu wecken; denn der Fluß war aus den Ufern getreten und das Wasser umspülte die Farnse. Die Schützen erhoben sich und begannen sich rasch fertigzumachen. In der großen Eile verwechselten zwei Soldaten ihre Stiefel, und es gab Spott und Gelächter.

„Was lachen?“ schrie Derssu ärgerlich. „Werd't bald weinen.“

Noch während wir uns anzogen, drang das Wasser durch die Wände und überschwemmte den Feuerplatz. Zischend verlöschten die glühenden Kohlen. Tschanbao zündete einen Rienspan an, wir rollten unsere Decken zusammen und gingen hinaus zu den Maul-

tieren. Sie standen schon bis an die Knie im Wasser und sahen ängstlich nach allen Seiten. Beim Lichte einiger Fackeln aus Birkenrinde und Pech begannen wir die Packtiere zu beladen — es war die höchste Zeit. Das strömende Wasser hatte hinter der Fanse bereits ein tiefes Bett ausgewaschen, und wenn wir noch länger zögerten, so kamen wir überhaupt nicht mehr hindurch. Derssu und Tschanbao waren vorausgeeilt und in der Finsternis verschwunden, und ich muß bekennen, daß ich ziemlich ängstlich wurde. Ich befahl den Leuten, sich dicht beieinander zu halten, wir wollten dem kleinen Berge zustreben, den ich am Tage bestiegen hatte. Als wir um die Ecke der Fanse kamen, umhüllte uns sofort völliges Dunkel; Sturm und Regen peitschten uns ins Gesicht, so daß man die Augen kaum öffnen konnte. In der undurchdringlichen Finsternis schien es, als ob mit dem Sturme die Bäume, Hügel und der Fluß ins Bodenlose gerieten, und alles zusammen bildete mit dem strömenden Regen eine dichte Masse, die sich mit unheimlicher Schnelligkeit im Kreise drehte.

Die Reihe der Schützen geriet in Unordnung, stolpernd wateten wir umher.

Nun erblickten wir ein kleines Feuer und hörten bisweilen abgerissene Rufe Derssus und Tschanbaos. Der Nebenarm, der sich hinter der Fanse gebildet hatte, war zwar schmal, aber tief. Gurgelnd rauschte das Wasser zwischen den ausgespülten Baumwurzeln. Wir trieben die Maultiere hinein, die Schützen sollten sich seitlich von ihnen gegen die Strömung schützen. Bis zu dem Platze, an dem uns Derssu und Tschanbao erwarteten, waren es nur noch wenige Schritte, aber diese kurze Entfernung zu durchschreiten, kostete viel Zeit und Mühe. In der Dunkelheit gerieten wir in ganze Haufen schwimmenden Bruchholzes, fielen mit den Packtieren in grundlose Löcher, arbeiteten uns durch überschwemmte Gestrüppinseln und verloren in der reißenden Strömung immer wieder den Grund unter den Füßen. Endlich erreichten wir den Fuß des Hügels.

Jetzt sah ich erst, welchen Grad von Voraussicht unsere Begleiter gehabt hatten, und es wurde uns klar, warum sie hier am Tage soviel Holz zusammentrug. In einer Erdspalte brannte ein kleines Feuer, ringsum von großen aufgestellten Rindenstücken gegen den Wind geschützt.

Ohne Zeit zu verlieren, machten wir uns an das Aufstellen des Zeltes. Der hohe Felsen, an dessen Fuß wir uns befanden, schützte

uns etwas gegen den Sturm. An Schlaf war nicht zu denken. Wir saßen um das Feuer herum und versuchten abwechselnd die eine oder andere Körperhälfte zu trocknen. Der Sturm raste noch wütender, das Tosen des Flusses wurde immer stärker.

Allmählich graute der Morgen. Als wir bei Tagesanbruch die Lage etwas übersehen konnten, war der Platz nicht mehr zu erkennen, an dem die Farnse gestanden hatte — von ihr war keine Spur mehr zurückgeblieben. Der ganze, weite Wald lag unter Wasser; es reichte bereits bis an unser Biwak heran, und es war Zeit, sich nach einem höhergelegenen Platze umzusehen. Ohne Zaudern taten die Leute, was nötig war; die einen machten sich daran, das Zelt zu versehen, die anderen schlugen Tannen- und Fichtenzweige ab und bauten einen kleinen Wall. Derßu und Tschanbao schleppten wieder Brennholz heran. Der Umzug und das Fertigstellen des Brennmaterials nahmen zwei Stunden in Anspruch. Inzwischen schien der Regen etwas nachzulassen, aber es war nur eine kurze Pause. Wieder trat dichter Nebel ein, der sich rasch erhob, und gleich darauf rauschte von neuem stärkster Sturzregen. Ich habe solche Güsse niemals weder vorher noch später erlebt. Die nächsten Hügel und Bäume verschwanden hinter den Wasserwänden. Notdürftig schützten wir uns fröstelnd unter dem Zelt.

Plötzlich gab es Geschrei. Gefahr kam von einer Seite, von der wir sie am wenigsten erwartet hatten. Durch die Schlucht, an deren Mündung wir unser Biwak aufgeschlagen hatten, kam jetzt Wasser herab, das bald zu einem kleinen Wildbache anwuchs. Zum Glück lag eine tiefere Stelle neben unserem Zelt, wir bauten eiligst einen Damm, um das Wasser nach dorthin abzuleiten, und es wühlte sich selbst eine tiefe Rinne. Während ich mit Tschanbao das Feuer gegen den Regen schützte und im Gange hielt, kämpfte Derßu mit den Soldaten gegen das von den Höhen herabströmende Wasser. Niemand konnte jetzt daran denken, trocken zu bleiben, wir mußten froh sein, uns bisweilen etwas wärmen zu können.

Bon Zeit zu Zeit war durch den Nebel der dunkle, wolkenbedeckte Himmel zu sehen. Die Wolken zogen nach Südwesten, während der Wind aus einer ganz anderen Richtung blies.

„Schlimm,“ meinte Derßu, „nicht bald zu Ende.“

Er erzählte, daß er nur im Jahre 1895 einen derartigen Taifun erlebt habe. Die Überschwemmung hatte ihn damals am Daubische überrascht, in der Nähe der Siedlung Anutschino. Dort rettete er

mit einem kleinen Rachen nacheinander den Popen, einen Telegraphisten, einen Offizier, zwei Soldatenfamilien mit Kindern und vier Chinesen. Zwei Tage und Nächte hindurch fuhr er mit seinem Kahn umher und holte die Leute von den Hausdächern und aus den Bäumen herab. Nachdem er mutig das Rettungswerk vollendet, verließ Derssu Anutschino, ohne das völlige Fallen des Wassers abzuwarten. Man wollte ihn für sein Hilfswerk belohnen, aber er war nirgends zu finden.

Vor Anbruch der Dämmerung liefen wir alle nochmals in den Wald, um möglichst viel Holz für die Nacht herbeizuholen. Am Morgen des 12. August bei Tagesanbruch blies ein starker Nordostwind, der bald abflaute. Der Regen strömte wie vorher ununterbrochen. Wir waren alle schrecklich abgespannt; vor Müdigkeit konnten wir uns kaum auf den Beinen halten. Bald mußten wir das Zelt festhalten, daß es nicht fortflog, bald das Feuer schützen und Holz holen. Der durch die Schlucht stürmende Bach machte uns nicht wenig Arbeit. Das Wasser wühlte sich oft bis an das Zelt heran, und wir mußten neue Dämme bauen, Kanäle graben und offen halten. Das nasse Holz brannte schlecht und gab viel Qualm. Von dem Mangel an Schlaf und dem beißenden Rauch schmerzten allen die Augenlider; es war eine Empfindung, als hätte man Sand in den Augen. Die armen Hunde lagen unter dem Felsen und hoben nicht die Köpfe.

Der Fluß bot ein schauerliches Bild. Die Wassermassen schossen mit solcher Schnelligkeit dahin, daß einem beim Hinsehen schwindlig wurde; es sah aus, als ob die Ufer und die im Wasser stehenden Bäume mit der gleichen Schnelligkeit nach der entgegengesetzten Seite flögen. Das ganze Tal von Berg zu Berg war mit Wasser gefüllt. Das ursprüngliche Flußbett war nur an der reizenderen Strömung zu erkennen. Auf dem Wasser schwammen Reifighaufen und starke Bäume, es schien, als ob sie sich durch eilige Flucht einem unabwendbaren Schicksal entziehen wollten, das sich irgendwo hoch oben in den Bergen ausgewirkt hatte. Die Wurzeln der Baumriesen waren vom wühlenden Wasser bloßgelegt, die Stämme stürzten in den Fluß und rissen große Stücke Erdreich und darauf wachsendes Jungholz mit. Sofort bemächtigte sich die Strömung dieser schwimmenden Inseln und trug sie mit sich fort. Wie ein riesiges, tobendes Tier wälzte sich der Fluß zwischen den Bergen, in wahnsinnigen Sprüngen raste er dem Tale zu. Dort, wo die angeschwemmten Bruchholzbarrikaden ihn stauten, standen kreisende Wirbeltrichter und

Ballen von gelblichem Schaum. Große Schaumblasen schwammen auf dem Wasser, platzten und bildeten sich von neuem.

Noch ein solcher Tag ging vorüber. Gegen Abend setzte der Regen wiederum mit neuer Gewalt ein, gleichzeitig verstärkte sich noch der Sturm. Diese Nacht verbrachten wir in einem quälenden Hindämmern. Ich hörte das Rauschen des Regens und zuweilen die Stimmen der Leute, aber ich hatte nicht die Kraft, ein Glied zu rühren. Einer erhob sich schwerfällig, andere wankten zu Boden. Es war, als ob die Natur uns beweisen wollte, bis zu welchem Grade sie die Macht hatte, den Menschen im Kampfe mit ihren Elementen niederzuringen. So verging die vierte Sturmnacht.

Bei Tagesanbruch dasselbe Bild wie gestern. Es ist unmöglich, die Herkunft des tobenden Lärms festzustellen: Ist es der Sturm, der durch den Wald heult, der prasselnde Regen, das Tosen des Flusses? Gegen neun Uhr vormittags schlug der Wind nochmals um und blies von Südosten her. Die Schützen verkrochen sich frierend in die Zelte und lagen dort unbeweglich, in ihre Mäntel gehüllt. Am Feuer blieb nur Derffu und Tschanbao zurück, aber auch sie waren augenscheinlich gänzlich erschöpft. Ich selbst fühlte mich wie zerschlagen. Ich mochte weder essen noch trinken noch schlafen — ich wünschte nur zu liegen und mich nicht rühren zu müssen. Gegen Mittag schien sich der Himmel etwas aufzuhellen, aber der Regen ließ nicht nach.

Plötzlich erhob sich ein kurzer, aber starker Wirbelwind. Nach jedem Windstoß herrschte minutenlange Stille. Die einzelnen Stöße kamen immer seltener, dafür aber jedesmal stärker als die vorhergehenden.

„Bald zu Ende“, sagte Derffu.

Derffus Worte jagten sofort den Leuten die Apathie aus den Knochen. Alle wurden lebhaft und erhoben sich aus ihren Reijig-nestern. Der Regen gab seine Beständigkeit auf und fiel mit Unterbrechungen, bald als Guß, bald als Sprühregen. Das war doch wenigstens eine kleine Abwechslung und gab Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren. In der Dämmerung begann der Regen merklich nachzulassen, und am Abend hörte er ganz auf. Nach und nach wurde der Himmel klarer, hier und dort blinkten die Sterne auf.

Frohgemut atmeten wir auf, trockneten unsere Hüllen und labten uns am heißen Tee. Dann suchten wir uns trockene Lagerstätten aus und schliefen fest ein.

Nun konnten wir uns endlich der Ruhe hingeben.

Überschwemmung am Bilimbe

Am anderen Morgen erwachten wir spät. Der Wolkenvorhang hatte Risse bekommen, und die Sonne schaute hindurch. Sie verbarg sich aber wieder, gleichsam als scheue sie sich vor dem Anblick der Erde und der auf ihr vom Taifun zurückgelassenen Spuren. Überall stürzte das trübe Wasser in rauschenden Kasladen von den Bergen. Das Laub der Bäume und das Gras an der Erde hatten noch keine Zeit zum Trocknen gefunden und blühten wie lackirt; in jedem Wassertropfen spiegelte sich die Sonne wider und ließ ihn in allen Regenbogenfarben erglänzen. Die Natur kehrte aufs neue zum Leben zurück. Die Wetterwolken zogen nach Osten. Jetzt wüthete der Orkan wohl irgendwo an der Küste Japans oder an der Südspitze der Insel Sachalin.

Wir verblieben noch den ganzen Tag hindurch an diesem Plage, trockneten unsere Sachen und ruhten aus.

Der Mensch vergißt schnell wieder erlittene Unbilden. Bald hatten die Schützen ihre gute Laune wiedergefunden, lachten und neckten sich untereinander.

Die Dämmerung hielt lange an, und es gab ein prächtiges, purpurnes Abendrot. Wir legten uns zeitig zum Schlafen nieder, es galt, die versäumte Ruhe nachzuholen und für die kommenden Tage Kräfte zu sammeln.

Der folgende Tag war der 15. August. Wir erhoben uns alle bei Sonnenaufgang. Am östlichen Horizont lag noch immer der dunkle Streif der schweren Wetterwolken. Nach meiner Berechnung konnte Merslajakow mit seiner Abtheilung nicht weit gekommen sein. Die Überschwemmung mußte ihn irgendwo am Bilimbe aufgehalten haben. Um uns mit ihm wieder zu vereinigen, war es nötig, auf das rechte Flußufer hinüberzugehen. Dieser Übergang war möglichst schnell hier im Oberlaufe des Flusses vorzunehmen, denn weiter unten im Tale wäre bei dem gewaltigen Hochwasser nicht daran zu denken gewesen.

Zur Ausführung dieses Planes zogen wir ein Stück im Tale entlang; aber bald mußten wir haltmachen, der Fluß hatte den Pfad auf weite Strecken unterspült und ausgewaschen. Große Mengen Bruchholz waren hier vom Wasser zu Barrikaden aufgetürmt. Auf der anderen Seite des Flusses ragte ein kleiner Hügel aus dem Wasser. Es galt, diese Stelle zu untersuchen, um hier den Übergang

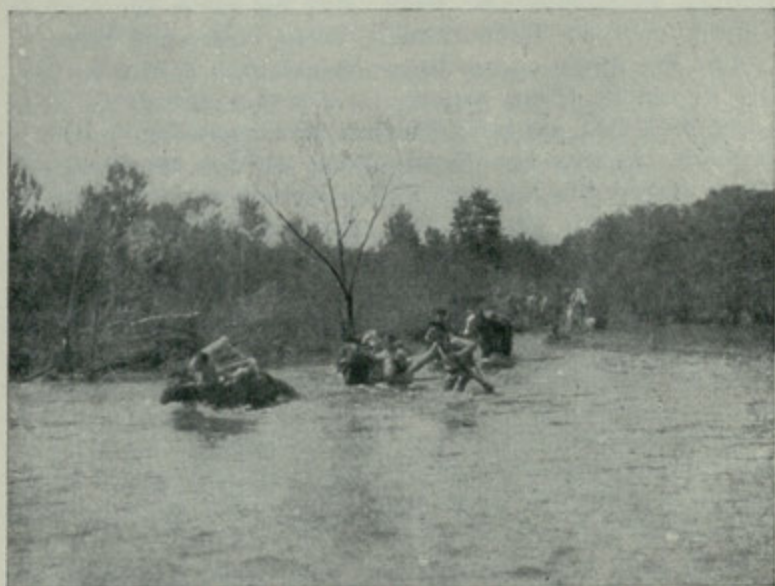
auszuführen. Als erster ging Tschanbao in den Fluß. Bis über den Gürtel im Wasser, mit einem langen Stock in der Hand, watete er dem gegenüberliegenden Ufer zu und untersuchte den Grund. Es erwies sich, daß das Flußbett in zwei Arme geteilt war, die in einer Entfernung von fünfzehn Sassen hintereinanderlagen. Der zweite Wasserlauf war breiter und tiefer als der uns zunächstliegende und frei von Treibholz. Die Strömung war so stark, daß Tschanbao mit seiner Stange den Grund nicht erreichen konnte und sie ihm fast aus den Händen gerissen wurde. Nun machten sich Derssu und Tschanbao daran, eine große Pappel am Ufer zu fällen; die Schützen kamen ihnen mit einer Säge zu Hilfe. Bis über die Knie im Wasser, arbeiteten sie mit großem Eifer daran. Nach zwanzig Minuten krachte der Baum und fiel mit großem Getöse ins Wasser. Der Stamm der Pappel drehte sich langsam in den Strom und trieb ein Stück ab; bald aber blieb er an irgendeinem Hindernis hängen und lag still. Er bildete eine Brücke, auf der wir den zweiten Flußarm überschreiten konnten. Es blieb noch übrig, ungefähr fünfundzwanzig Sassen durch überschwemmten Wald zu waten. Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß weiterhin kein Flußlauf mehr folgte, gingen wir vorläufig zurück.

Die Leute konnten wohl hinüber, auch die Sättel und nötigenfalls die Lasten ließen sich tragen, was machten wir aber mit den Maultieren? Wenn wir sie frei schwimmen ließen, dann riß sie die Strömung sicher unter das angeschwemmte Bruchholzwehr, noch ehe sie das andere Ufer erreicht hatten. Wir beschloßen, sie an Stricken zu halten. Die festesten Halfter wurden ausgewählt und aneinandergebunden; mit Hilfe einer Leine zogen wir das Ende über den Treibholzverhau zum anderen Ufer. Als alles bereit war, ließen wir das erste Maultier vorsichtig in den Fluß. Im trüben Wasser stolperte es und versank bis über den Kopf. Sofort bemächtigte sich seiner die starke Strömung und trug es nach dem Behre hin. Das arme Tier bleckte die Zähne und begann zu ertrinken. In diesem Augenblick zogen wir es ans Ufer heran. Der erste Versuch war nicht sehr günstig ausgefallen; wir wählten darum eine andere Stelle, dort wo die Ufer nicht so steil waren. Nun hatten wir besseren Erfolg.

Nicht wenig Schwierigkeiten bereitete uns das Durchschreiten des überschwemmten Waldes. Die Maultiere versanken bis an den Bauch in dem schlammigen Grunde, sie gerieten in tiefe Löcher, stürzten und kamen ganz von Kräften.

Erst gegen Anbruch der Dämmerung gelang es uns, die Berge an der rechten Seite des Tales zu erreichen. Die Lasttiere waren völlig abgeheht und die Menschen zu Tode erschöpft. Zur Ermüdung kam noch die Kälte; in den durchnähten Kleidern konnten wir lange nicht warm werden. Aber die Hauptsache war getan — wir hatten den Fluß überschritten.

Als es dunkel wurde, setzte wieder Regen ein, fein und dicht; es sprühte die ganze Nacht hindurch.



Flußübergang

Von der Stelle unseres Überganges über den Bilimbe bis zum Meere waren es noch an vierzig Werst. Diese Entfernung legten wir in zwei Tagen, am 16. und 17. August, ohne besonderes Vorkommnis zurück. Wie zu erwarten war, nahmen die Wassermengen des Flusses immer gewaltiger zu, je weiter wir talabwärts kamen. An den Einmündungen kleiner Seitentäler waren Massen von Schlamm, Geröll und Bruchholz aufgetürmt. Die Menge dieser Schwemmsstoffe konnte man nach Tausenden von Tonnen schätzen — und alle diese Bälle und Barriladen hatten sich im Zeitraume von drei Tagen gebildet. Stellenweise hatte das Wasser tiefe Schluchten ausgewühlt, an deren Rändern große Erdbeben erfolgt waren. Aber von den

abgestürzten Erdmassen war keine Spur mehr zu sehen, der reißende Strom hatte alles mit sich fortgeführt, um es weiter unten im Tale abzulagern. Winzige, unbedeutende Rinnsale waren zu tosenden, wasserreichen Strömen geworden, deren Überschreitung uns viel Zeit und Anstrengung kostete. Wir waren nach wie vor gezwungen, uns auf den Höhen des Talrandes zu halten und allen seinen Krümmungen zu folgen.

Je mehr wir uns dem Meere näherten, desto spärlicher und einförmiger wurde wieder der Wald. Bald bestand er nur noch aus Einzelgruppen von Birken, Lärchen, Ahorn, Linden und Eichen.

Nahe dem Flusse, an den kiesigen Sandbänken, standen im Ueberfluß Korbweiden [*Salix viminalis* L.] und Pyramidenweiden [*Salix acutifolia* Willd.], aus deren Stämmen die Eingeborenen ihre Rähne herstellen. Zwischen dem Weidengestrüpp auf dem überschwemmten Sande fanden wir besondere Pflanzengattungen. Am häufigsten wuchsen hier: die ziemlich hohe ochotskische Hohlwurz [*Corydalis ochotensis* Turcz.] mit kleinen, gelblichen Blüten, die zarten rosafarbenen Blumen des Dostostemon [*Dostostemon hispidus* Max.], dessen Stengel und obere Blätter mit einem feinen Flaum bedeckt sind, dann, um die Weiden geschlungen, Schizopepon bryoniaefolius Max. mit gerieften, herzförmigen Blättern, ferner der Wasserstern [*Stellaria aquatica* Scop.] mit seinem charakteristischen, fahlen Blattwerk und knotigen Stengel und, nicht zu vergessen, der Husflattich oder Pestwurz [*Petasites palmata* Asa Gray.], der mit seinen riesigen, dicken Blättern große Büsche bildete und an die Geweihchaufeln des Elches [*Alces palmatus* Pall.] erinnert.

Durch gutes Wetter wurden wir nicht lange verwöhnt. Am 16. August abends erschien aufs neue der Nebel, und es begann wieder zu regnen. Das blieb so die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch. Wieder mußten wir den ganzen Tag fast bis an die Knie im Wasser waten. Als es dunkelte, hatte ich bereits die Hoffnung aufgegeben, noch an diesem Tage die Mündung des Bilimbe zu erreichen, doch plötzlich vernahmen wir das Rauschen der Meeresbrandung. Wir waren im Nebel bis an die Küste geraten und bemerkten es erst, als wir den feinen Sand am Strande und das angeschwemmte Seegras unter den Füßen spürten. Bald erblickten wir dann auch die weißen Wogenkämme.

Ich wollte mich nun nach links wenden, Derjju riet aber, nach rechts abzubiegen. Seine Erwägungen begründete er damit, daß er im Sande die Spur eines Menschen gefunden hatte. Diese führte vom

Flusse Schafira an den Bilimbe und zurück. Hieraus folgerte der Golbe, daß das Bivak Mersljakows nach rechts zu gelegen sei.

Derffus Annahme erwies sich als richtig. Nachdem wir ein Stück weitermarschiert waren, gab ich zwei Signalschüsse ab; sogleich erfolgte die Antwort vom Ufer der Schafira her — und nach kurzer Zeit waren wir mit der anderen Abteilung vereint.

Das gegenseitige Ausfragen begann: was jeder erlebt und gesehen hatte und wie das Wetter gewesen war. Am Abend saßen wir lange am Lagerfeuer und tauschten unsere Eindrücke aus.

Der Mensch ist doch ein sonderbares Wesen: Dieses Bivak unterschied sich in nichts von vielen anderen, es war ebenso unter freiem Himmel aufgeschlagen, neben dem spitzen Zelte brannte wie stets das Lagerfeuer, wie so häufig war es ringsum naß und neblig — trotz alledem fühlten wir uns heute abend fast wie zu Hause.

Gegen neun Uhr abends fiel ein kurzer, aber starker Regen, nach dem der Nebel plötzlich verschwand und unseren Blicken den dunkelblauen Himmel freigab, übersät von blinkenden Sternen. Das Meer hatte sich völlig beruhigt, in seiner glatten Fläche spiegelte sich das helle Band der Milchstraße, Sternmyriaden lagen über der dunklen Tiefe des Ozeans.

Nachts war es kalt, die Soldaten standen oft auf und wärmten sich am Feuer. Bei Sonnenaufgang zeigte das Thermometer 7 Grad Celsius. Als die liebe Sonne dann die Erde langsam erwärmte, legten wir uns alle nochmals nieder und schliefen bis neun Uhr morgens.

Ehe das Wasser nicht fiel, war an ein Überschreiten des Bilimbe nicht zu denken. Aber diese unfreiwillige Muße hatte auch ihr Gutes. Wir bedurften alle sehr des Ausruhens: Die Maultiere waren stark heruntergekommen; Kleider und Stiefel mußten geflickt, das Sattelzeug in Ordnung gebracht und die Waffen gereinigt werden. Außerdem hatten unsere Lebensmittelvorräte sehr abgenommen. Ich beschloß, auf Jagd zu gehen, und sandte außerdem zwei Schützen zu den Chinesen am Flusse Adimil zum Einkauf von Lebensmitteln. Da ich während der letzten fünf Tage meine eigenen Arbeiten sehr vernachlässigt hatte, galt es auch das Versäumte nachzuholen.

Die Schützen Sabitow und Arinin hatten sich marschbereit gemacht, und ich war auf dem Wege zum Flußufer, um zu sehen, wie weit inzwischen das Wasser gefallen war. Ich hatte soeben das Lager verlassen, als man mich zurückrief. Von der anderen Seite sah ich

zwei Chinesen mit Lastpferden auf unser Lager zukommen. Gleichzeitig mit ihnen langte ich wieder an. Es waren Knechte aus der Fanse Duntawaisa, wohin ich soeben die beiden Schützen abschießen wollte. Die Chinesen sagten, daß ihre Dienstherrn sie zu uns geschickt hätten, da sie wußten, daß wir hier festsaßen und es uns nicht gelingen würde, den Bilimbe zu überschreiten. Sie hatten daher beschlossen, uns vier Saß Mehl, zwanzig Pfund Speck, ein Pud Reis, zwei Pud Hirse, zehn Pfund Bohnenöl, zehn Pfund Zucker und eine Tafel Ziegeltee zu übersenden. Die Manfen erklärten dazu, daß es ihnen verboten sei, Geld dafür zu nehmen. Wir waren aufs angenehmste überrascht und gerührt von dieser Aufmerksamkeit der Chinesen, und ich bot den Überbringern Gegengeschenke an; sie waren aber nicht zu bewegen, irgend etwas anzunehmen.

Die Chinesen blieben über Nacht bei uns. Ich erfuhr von ihnen, daß auch am Jodshche eine große Überschwemmung gewüthet habe und mehrere Menschen dabei ertrunken seien. Am Sandhobe hatte das Hochwasser einige Fansen fortgespült, Menschen waren nicht verunglückt, Pferde und Hornvieh aber zahlreich umgekommen.

Als die Chinesen uns am andern Tage verließen, versicherten sie uns, daß wir uns unbesorgt noch mehr Lebensmittel holen könnten, falls wieder Mangel einträte.

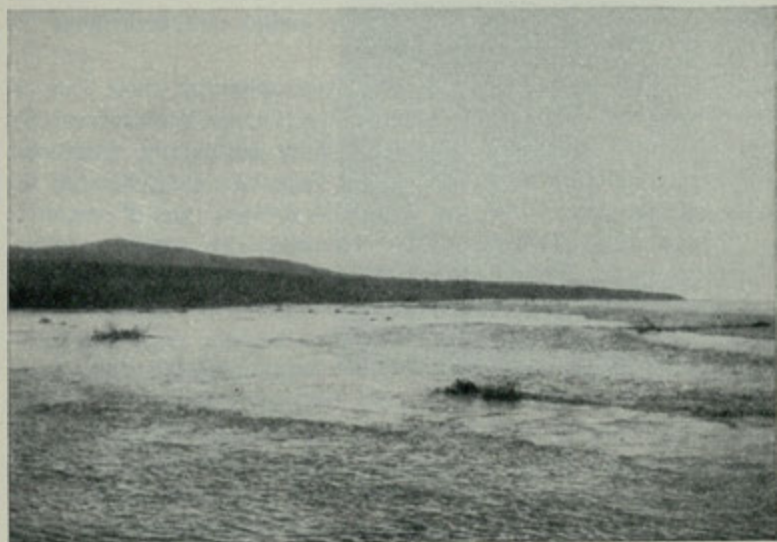
Nachdem wir den beiden unseren herzlichsten Dank an die Fansenbesitzer aufgetragen hatten, ging ich mit Merslajakow zur Mündung des Bilimbe. Das Meer hatte hier ein ungewohntes Aussehen. Auf zwei bis drei Werst Entfernung vom Ufer war es schmutziggelb gefärbt, und auf dieser ganzen Fläche schwamm Treibholz in großer Menge. Von weitem sah es wie Dschunken, Rähne und Segelboote aus; einige Baumstämme trugen noch ihr grünes Laubwerk. Als der Wind sich drehte, trieb die ganze Flotte wieder dem Ufer zu. Das Meer machte sich daran, alles Tote und Überflüssige, was seinem freien und lebendigen Elemente fremd war, wieder auszuwerfen.

Die Bilimbemündung befindet sich in der Nähe des Berges Schelesnjak, der 1532 Fuß mißt. Er besteht aus Quarzporphyr, an einigen Stellen von tiefgehenden, grünlichen Gesteinsadern durchzogen, die bei der Verwitterung einen ockergelben Grus ergeben. Unweit der Mündung erhebt sich an der linken Seite eine Uferterrasse, deren Sohle aus feinkörnigem Tuff besteht; nach rechts zieht sich eine versumpfte Ebene. Diese wurde früher vom Bilimbe durchflossen; seine Mündung lag dort, wo sich jetzt die Schalira ins Meer ergießt. Mit der Zeit hatte die Brandung den alten Lauf versanden

lassen, und der Fluß suchte sich einen neuen Ausgang nach dem Meere nahe dem Berge Schelesnjak.

Im Unterlaufe hat der Bilimbe bei niedrigem Wasserstande eine Breite von 30 Sassen. Das gelbe, schmutzige Wasser floß jetzt in starker Strömung dahin, die sich noch weit ins Meer hinein fortzusehen schien.

Die Zerstörungsprodukte aus den Bergen werden vom Flusse in Form von feinem Sande davongetragen und dort abgesetzt, wo die



An der Mündung des Bilimbe

Süßwasserströmung schwächer als die Brandung wird. Als Folge davon hat sich unweit der Mündung des Bilimbe ein Streifen seichten Wassers gebildet, eine Barre, welche die Einfahrt in den Fluß versperrt.

Vom 19. bis 21. August blieben wir an unserem Platze. Die Schützen gingen der Reihe nach auf die Jagd und hatten einigen Erfolg. Sie erlegten ein Reh und zwei Wildschweine, Derjssu sogar einen Hirsch. Aus den Röhrenknochen der Schienbeine entnahm er das Mark und Knochenfett, erwärmte es am Feuer und füllte es in eine kleine Büchse. Dieses Öl wird von den Eingeborenen zum Ein fetten der Schußwaffen verwendet, es bleibt nach der Erwärmung flüssig und gerinnt auch in der Kälte nicht.

Am Abend bewirtete mich Derßu mit dem gebratenen Hirschwedel. Er hatte ihn auf ein Stäbchen gespießt und mit der Haut über den glühenden Kohlen geröstet. Der Hirschschwanz bildet ein nicht sehr großes Säckchen, das von einem dünnen Knorpel durchzogen wird. Alles übrige daran ist eine rötlichweiße Fleischmasse, die im Geschmack an Leber oder Hirn erinnert. Die Chinesen schätzen Hirschwedel, chinesisch Lu-iba, als Lederbissen.

Ich verbrachte ganze Tage im Zelt, zeichnete die Marschrouten auf, ergänzte meine Tagebucheinträge und schrieb Briefe. In den Zwischenpausen streifte ich am Strande umher und beobachtete die Vögel.

Einmal jagte ich aus den rohrbewachsenen Sümpfen einen Drosselrohrfänger auf; er flog ein Stück ab, ließ sich im Niedgrase nieder und war nicht wieder aufzufinden. Auch mittelgroße Schnepfen gab es hier, mit aufwärts gebogenem Schnabel; wahrscheinlich befanden sie sich bereits auf dem Zuge nach Süden. Am Meeresufer, im Sande und selbst im Wasser trippelten die zierlichen Uferschnepfen auf der Suche nach Nahrung umher; auch sie bereiteten sich zur Übersiedlung nach wärmeren Ländern vor. Im Meere schwammen Tauchenten und weiße und blaugraue Möwen. Nahe der Flußmündung schossen im blißschnellen Fluge langflügelige Vögelchen durch die Luft. Mit Mühe erlegte ich eins von ihnen, und es erwies sich als nadelschwänzige Wasserschwalbe. An den Uferhängen waren Steindrosseln zu finden von dunkelbrauner Färbung mit weißer Sprengelung auf dem Rücken. Sie waren kaum von ihrer Umgebung zu unterscheiden und verbargen sich geschickt zwischen den Steinen. In den Bächen, zwischen den Sträuchern und in Tümpeln nahe dem Flusse hielten sich Zierenten [*Nettion formosum* Georgi]. Diese zutraulichen, friedlichen Kleinenten zeigten keine Furcht bei Annäherung des Menschen und flogen nicht davon, sondern schwammen nur ein Stückchen zur Seite, ganz nach Art der zahmen Hausente.

Am Abend saß ich meist mit Derßu lange zusammen am Feuer, und wir unterhielten uns über Jagd und Bild, Waldbrände und Naturerscheinungen aller Art. Er erzählte von interessanten Beobachtungen, die er in der Wildnis gemacht hatte. So waren, nach seinen Worten, vor etwa zwanzig Jahren die Tiger zwei Jahre hintereinander im Winter von Westen nach Osten gewandert. Diese Feststellung hatten außer Derßu auch andere Jäger gemacht. Alle Tigerpuren führten in ihrer Hauptrichtung aus dem Sungarigebiet nach dem Sichote-alin, und es schien ein massenweises Herüber-

wechselfn gewesen zu sein. Ferner entsann Derffu sich eines großen Bildsterbens im Jahre 1886. Im Sommer fielen die gefleckten Hirsche, dann folgten die Ijju-hirsche, und im Winter erlag selbst das Schwarzwild. Ich hatte Derffu früher mehrmals auszufragen versucht, welche Umstände ihn seiner Zeit veranlaßt hätten, einen Tiger zu töten. Bisher hatte der Golbe stets beharrlich über diese Begebenheit geschwiegen oder das Gespräch auf ein anderes Thema gebracht, heute abend gelang es mir, von ihm Näheres darüber zu erfahren.

Es war vor langen Jahren, am Fudsin, im Frühling. Derffu war im Tale entlang durch den dünnen Eichenwald gezogen, mit ihm sein kleiner Hund. Anfangs war dieser munter vorausgesprungen, dann aber hatte er Furcht gezeigt. Da Derffu nichts Verdächtiges



Japanische Zierente

gewahrte, glaubte er, daß der Hund sich vor den Bärenfährten scheute, und ging ohne Besorgnis weiter. Aber der Hund war nicht zu beruhigen und drängte sich so an seinen Herrn heran, daß er ihn geradezu am Weitergehen hinderte. Den tatsächlichen Anlaß gab ein Tiger in unmittelbarer Nähe, der sich bei der Annäherung des Menschen hinter einem starken Baume im Gestrüpp eingeschoben hatte. Der Zufall wollte es, daß Derffu gerade auf diesen Baum zuschritt. Je näher er dem gefährlichen Orte kam, desto besser verbarg sich das Tier zwischen dem Farnkraut; es hatte sich gänzlich zu einem Klumpen zusammengezogen. Ohne die Gefahr zu bemerken, gab Derffu dem winselnden Hunde einen Tritt — im gleichen Augenblick sprang der Tiger auf. Er machte einen großen Satz zur Seite, schlug mit dem Schweif die Flanken und begann wütend zu brüllen.

„Was brüllst du?“ schrie ihm Derffu zu. „Unserer hat dir nichts getan. Was ärgert dich so?“

Nun sprang der Tiger noch einige Sätze weiter ab, blieb aber wieder stehen und fuhr fort zu knurren und zu fauchen. Wieder

schrie ihn der Golde an und forderte ihn auf, sich zu trollen. Der Tiger machte nochmals einige Sprünge und brüllte von neuem. Da Derßu sah, daß das schreckliche Raubtier nicht weichen wollte, rief er ihm zu:

„Gut, willst nicht Platz machen — werde schießen, hast dann selbst schuld!“

Er hob die Büchse und zielte, aber im gleichen Augenblick hörte der Tiger auf zu brüllen und schritt in die Büsche am Hange eines Hügel. Derßu hätte die Kugel in der Büchse behalten sollen. Aber als der Tiger die Höhe des Hanges erreicht hatte, krachte der Schuß. Der Tiger warf sich ins Gebüsch und verschwand. Er hatte seinen Denktettel weg, und Derßu setzte seinen Weg weiter fort. Nach vier Tagen traf es sich, daß der Golde wieder auf demselben Wege zurückkehrte. Als er in die Nähe der Anhöhe kam, sah er auf einem Baume drei Raben sitzen, von denen sich einer am Aste den Schnabel putzte.

„Hab' etwa gar den Tiger getötet —“, fuhr es Derßu durch den Sinn.

Raum hatte er die andere Seite der Anhöhe erreicht, als er auf das tote Raubtier stieß. Der ganze Leib war bereits von Würmern zerfressen. Derßu erfaßte großer Schrecken: das Raubtier war doch fortgegangen, warum hatte er geschossen? . . . Derßu wandte sich bekümmert weiter. Seit jener Zeit gab ihm der Gedanke, daß er den Tiger ohne Grund getötet hätte, keine Ruhe mehr und verfolgte ihn überallhin. Er glaubte, daß diese Tat ihm früher oder später heimgezahlt würde und daß er noch im Jenseits sich vor Gott dafür verantworten müsse. —

Als der Alte seine Erzählung beendet hatte, verfiel er in nachdenkliches Schweigen und starrte lange ins Feuer. Ich fühlte die Ermüdung kommen und ging schlafen.

Die Nacht war lau und still. Bisweilen lugte der Mond auf Augenblicke durch das Gewölk, aber die finsternen Wetterwolken bemühten sich immer wieder, ihn zu verschleichen, gleichsam als gönnten sie ihm nicht, die Erde zu beleuchten. Die verträumte Luft war mit den schweren Düften des Rosmarins erfüllt und stand unbeweglich. Jrgendwo abseits tropfte tönend ein Rinnsal, in der Ferne rief klagend ein Nachtvogel. —

Zwei Tage später begann das Wasser im Flusse zu fallen, und wir konnten daran denken, den Übergang zu versuchen.

Das Bruchholz trieb noch langsam im Meere umher und setzte sich nach und nach auf der Barre fest.

Die Absicht, morgen aufzubrechen, machte die Gefährten froh. Alle wurden geschäftig, schnell waren die Sachen gepackt.

Nach dem vergangenen Unwetter war die Atmosphäre wieder ins Gleichgewicht gekommen, und in der ganzen Natur herrschte Beruhigung. Besonders die Abende waren friedlich und still, die Nächte wurden kühler.

Als ich am anderen Morgen erwachte, stand die Sonne bereits hoch. Man wartete nur auf mich, schnell machte ich mich fertig, trank meinen Tee, steckte ein Stück Brot in die Tasche und ging, während die Soldaten die Packtiere beluden, mit Derssu, Tschanbao und Merslajakow voraus an den Bilimbe.

Die Hunde schwammen sofort ans andere Ufer hinüber und kamen zurück, als sie sahen, daß wir nicht folgten. Es galt, eine Furt zu suchen. Unweit von uns erstreckten sich von beiden Seiten Sandbänke in den Fluß hinein. Am anderen Ufer befanden sie sich etwas oberhalb im Flußlaufe; augenscheinlich zog sich die Furt schräg durch den Fluß. Das Wasser stand noch ziemlich hoch, und die Strömung war reißend. Menschen und Tiere wären vielleicht hindurchgekommen, wie aber machten wir es mit den Lasten? Es blieb nur eins übrig, es mußte ein Floß gebaut werden, um auf ihm ans jenseitige Ufer zu gelangen. Diese Arbeit nahm fast den ganzen Tag in Anspruch, und erst gegen sieben Uhr abends war der Übergang beendet. Wir waren gründlich ermüdet und ganz durchnäßt. Die Maultiere zeigten sich noch von der großen Überschwemmung her recht ängstlich und wollten anfänglich nicht ins Wasser gehen. Der Schütze Djakow durchschwamm mit einem der Tiere am Halfter den Fluß, und darauf folgten die anderen dann ohne weiteres Zögern hinterher.

Am anderen Ufer ragte eine große Terrasse auf. Dort machten wir halt zum Nachtlager.

Als im Westen die letzten Schimmer des Abendrotes verglommen waren und alles ringsum im nächtlichen Dunkel versank, bot sich unseren Blicken eine interessante elektrometeorologische Erscheinung: ein Meeresleuchten und gleichzeitig eine besondere Helligkeit der Milchstraße am Himmel. Das Meer war vollkommen ruhig, nirgends ein einziger Wellenschlag. Und diese unendliche glatte Fläche lag in einem eigenartigen matten Lichte; bisweilen aber leuchtete das ganze Meer auf, als liefen Blitze über den Ozean. Dieses Aufleuchten ver-

schwand an einem Punkte in der Ferne, erschien wieder an anderer Stelle und erstarb irgendwo draußen am Horizont. Am Himmel standen so viele Sterne, daß sie wie ein dichter, leuchtender Nebel erschienen, und aus dieser Masse hob sich besonders klar die Milchstraße hervor. Ob die ungewöhnliche Durchsichtigkeit der Luft dabei eine Rolle spielte oder tatsächlich irgendeine Verbindung zwischen den beiden Erscheinungen bestand, wage ich nicht zu entscheiden, jedenfalls war dieses Zusammentreffen sehr eigenartig. Wir blieben lange auf und bewunderten bald das Meer, bald den Himmel. Am anderen Morgen berichtete der Wachhabende, daß das Meeresleuchten die ganze Nacht hindurch angehalten und erst bei Hellwerden nachgelassen habe.

Im Sjaokematale aufwärts

Am 24. August verließen wir den Bilimbe und zogen längs des Strandes weiter. Als Fortsetzung des Küstengebirges, das die Flüsse Fatu und Beiza vom Meere trennt, ist der Berg Uslowaja anzusehen. Weiterhin nach Norden treten folgende kleinen Flüsse in das Meer ein: Kolgateo (udechesisch: Kualigassa), Chaoma (Choma), Sjurigtshi (Sjuliksi), Gizirofa, Westgni, Dionktogo (chinesisch: Kuandol, udechesisch: Kuanda), Uda, Tschurkan (chinesisch: Tschanuosa, udechesisch: Ankuga) und Konor. Auf dieser Strecke treten an den kahlen Stellen der Uferhänge von Mineralien zutage: Glimmerschiefer, Kalk- und Tonstein, von Eisenoxyd gefärbt, dann Kalkstein, Schiefer, Melaphyr, Basalt und Andesit. Der Berg Shelesnjat fällt in steilen Abhängen zum Meere ab, an deren Fuß sich nur ein schmaler, streckenweise ganz verschwindender Geröllstreifen entlang zieht. Bei bewegtem Meere und Wellengang ist es unmöglich, hier vorbeizukommen. Nahe dem Flusse Kolgateo ragt ein Felsen auf, der überraschend deutlich an einen Menschenkopf erinnert. Die Udechesen nennen ihn Kadani, „Steinerner Mann“. Onku, der Geist der Berge und Wälder, hat hier einen Jäger ergriffen, versteinern lassen und ihm die Bewachung der Berge aufgetragen.

Von der Mündung des Bilimbe bis zum Konor beträgt die Entfernung in gerader Linie 12 Werst. Ungeachtet des guten Wetters legten wir an diesem Tage nur ein kurzes Wegstück zurück. Zum Bivak hielten wir am Flüsschen Sjurigtshi, das nur eine Länge von 5 bis 6 Werst besitzt. Der untere Teil des Tales ist versumpft, der

obere von Brandstellen bedeckt. Einstmals stand hier prächtiger Wald, wie die starken Baumstümpfe erkennen lassen. Die letzte Überschwemmung hatte beide Flußufer stark unterwaschen.

Unweit des Bivaks fand ein Schütze die Skelette zweier Hirsche, die sich mit den Geweihen ineinander verkoppelt hatten. Ich ging nach der bezeichneten Stelle und sah an der Erde die Hirschknochen liegen. Augenscheinlich hatten Vögel und Bierfüßler für Beseitigung des Aases gesorgt, die Knochen lagen verstreut, aber die Geweihe saßen teilweise noch auf den Schädeln und boten einen sehr merkwürdigen Anblick. Im Kampfe hatten sich die Hirsche derart mit ihren Geweihen verklammert, daß sie nicht mehr voneinander freikommen konnten und verhungern mußten. Die Schützen versuchten, die Geweihe voneinander zu lösen: je drei Mann von jeder Seite strengten vergeblich ihre Kräfte an. Man kann daraus ermessen, mit welcher Gewalt sich die Hirsche geschlagen hatten. Augenscheinlich hatten die Geweihe bei dem letzten Schlage etwas nachgegeben und sich miteinander zu tödlicher Gemeinschaft verzwängt. Obgleich unsere Packtiere fast überladen waren, beschloß ich doch, diesen seltenen Fund bis zur nächsten Chinesenfanse mitzunehmen und dort zur Aufbewahrung zu geben.

Nachts, kurz vor dem Hellwerden, weckte mich der wachhabende Schütze und meldete, daß ein „Stern mit Schwanz“ zu sehen sei. Ich zog mich rasch an und ging hinaus. Es begann leicht zu dämmern, der nächtliche Nebel verschwand, und nur auf dem Gipfel des Scharfjagel hingen weiße Wölkchen. Die Flut hatte ihren Höhepunkt erreicht, das Meer war so gestiegen, daß es einen großen Teil des Strandes überspülte. Bis zum Sonnenaufgang war es noch lange hin, die Sterne begannen aber schon zu verblaffen. Im Osten, nahe dem Horizont, war ein Komet mit langem Schweif zu sehen.

Bald fanden sich auch die anderen Leute ein und befaßten sich gleich mit der Deutung dieses himmlischen Ungeheuers. Sie entschieden sich dafür, das Erscheinen des Kometen mit der kürzlichen großen Überschwemmung in Zusammenhang zu bringen, aber Tschanbao erklärte, daß in den Gegenden, in Richtung auf die der Komet sich bewegte, in nächster Zeit ein Krieg ausbrechen würde. Ich wollte auch gern hören, was Derssu zu dieser seltenen Erscheinung zu sagen habe; bisher hatte er geschwiegen.

„Geht seinen eigenen Weg am Himmel, kümmert sich gar nicht um die Menschen“, erklärte der Golde gleichmütig. Trotz seiner konsequent durchgeführten animistischen Betrachtungsweise der Natur

und Vermenschlichung ihrer Kräfte und Erscheinungen urtheilte er hier schlicht und realistisch.

Nun entfachte sich im Osten das Morgenrot, und der Komet verschwand. Die nächtlichen Schatten zogen sich in den Wald zurück; über die Erde breitete sich das bläulichgraue Licht des nahenden Morgens. Plötzlich brachen die grellen Sonnenstrahlen am Horizont hervor und beleuchteten mit einem Male das ganze Meer.

„Derſſu, was ist das eigentlich, die Sonne?“ fragte ich ihn.

Er sah mich zweifelnd an und antwortete seinerseits mit einer Frage:

„Haſt du ſie denn wirklich noch niemals geſehen? Nun, dann ſchau hin!“ ſagte er und wies mit der Hand nach der Sonnenscheibe, die ſich jezt aus dem Meere erhob.

Alle lachten. Derſſu aber blieb unzufrieden: einen Menschen zu fragen, was die Sonne ist — wenn man ſie ſelbſt vor ſich hat! — Er nahm das als Neckerei auf.

Da wir nun einmal ſo früh auf die Beine gekommen waren, brachen wir auch zeitig auf. Der Pfad führte uns weiter am Strande entlang. Hinter dem Sjuritſchi begleiteten uns auf eine lange Strecke dürftig bewachsene Abhänge aus verwittertem Tonſchiefer.

Aus der Zahl der kleinen Flüßchen ist als interessantestes der Konor zu nennen. Er beſitzt eine Länge von 10 Werſt und bildet ſich aus dem Zusammenfluß zweier Waſſerläufe. Die Quellen des Konor liegen auf dem gleichen Bergknotenpunkt, den Bergen Tumannaja und Dromedar, von dem auch das Flüßchen Sabytaja, der Nebenfluß des Bilimbe, ſeinen Anfang nimmt.

Das Thal des Konor ist zum größten Teil ſumpfig und mit dürftigem Laubwalde bedeckt. Der Fluß ist nicht ſehr waſſerreich, hat aber eine ziemlich ſchnelle Strömung. Nahe der Mündung teilt er ſich in zwei Arme, die in tiefen Schluchten dahinfließen. An ihren Seiten erheben ſich alte Strandterrassen, ein Reſultat des Zurückweichens der Küſtenlinie.

Nachdem wir eine Weile am Konor geſtartet haben, ſetzten wir uns aufs neue in Marsch. Hier verläßt der Pfad das Geſtade und führt an den Quellen des Uda in die Berge hinauf, überſchneidet das Flüßchen Tſchurigi und kommt dann nach dem Tale des Sjaokema heraus, auf den Seekarten Sakhoma genannt.

Am Sjaokema lebte, anderthalb Werſt vom Meere ab, der Altgläubige Iwan Bortnikow. Zu ſeiner Familie gehörten ſeine Frau, zwei erwachſene Söhne und zwei Töchter. Bei unſerer Annäherung

fuhr ein gewaltiger Schreck in diese Leute, die in ihrer friedlichen Abgeschlossenheit wohl selten einen Fremden zu Gesicht bekamen. Die Mutter nahm ihre Kinder, wie eine Henne ihre Küchlein, eiligst mit sich fort und riegelte sich in der Hütte ein. Als wir an den Fenstern vorbeikamen, blickten sie ängstlich durch die Scheiben und duckten sich sofort, wenn sie einem Blick begegneten. Wir zogen noch eine halbe



Am Sjaokema

Werst weiter und bivaktierten am Flußufer in einem alten Lindenhain.

Heute lag den ganzen Tag hindurch eine Art Dunst in der Luft, der sich nach und nach verdichtete. Am Nachmittage verschwanden in ihm die umliegenden Berge. Das Barometer stand auf 757 Millimeter, das Thermometer zeigte 15 Grad Celsius. Am westlichen Himmel hielt sich lange eine große, dunkle Regenwolke mit scharf abgesetzten Rändern. Es herrschte ein unregelmäßiger Wind, bald blies er mit kurzen, kräftigen Stößen, dann folgte wieder völlige Stille. Als die Sonne hinter die Wolken trat, erglühten die Wolkenränder, als wären sie aus flüssigem Metall. Es vergingen einige Minuten,

dann erhoben sich von den Wolken aus auf dem gelblichgrünen Hintergrunde des Himmels fächerartig purpurrote Strahlenbündel. Diese Farbenpracht dauerte nur wenige Minuten, dann verblaßte das herrliche Bild, und gleichzeitig breitete sich die Wolke über den ganzen Himmel aus.

Ich fürchtete, daß es spätestens am nächsten Tage schlechtes Wetter geben würde. Aber meine Besorgnisse erwiesen sich als unnötig. Am Morgen klärte sich der Himmel auf, und der Tag war völlig klar.

Die Bortnikows lebten auskömmlich, von Militärpflicht und Abgaben waren sie befreit, Land bebauten sie wenig, beschäftigten sich mit Fischfang und Fallenstellen, besonders auf Zobel, und sahen ihren Aufenthalt hier nur als vorübergehend an. Sehr freundschaftlich gestaltete sich unser Verkehr mit den scheuen und starrköpfigen Altgläubigen während der kurzen Nachbarschaft nicht. Sie wollten nicht, daß wir tiefer in die Berge eindringen, und gaben uns nur widerwillig Auskunft über die Umgegend.

Auch der Sjaokema bildet sich aus der Vereinigung zweier Flüsse: der Gorelaja von 15 Werst und des Sakchoma von 20 bis 25 Werst Länge. Ihr Zusammenfluß liegt 4 Werst vom Meere entfernt. Hier verbreitert sich das Tal und wird von nicht sehr hohen Hügeln umsäumt, die zum größten Teil aus Basalt bestehen.

Durch die letzten Überschwemmungen war das Flußbett stark ausgewaschen, und es hatten sich überall neue Abzweigungen gebildet. Stellenweise war zu erkennen, wie das Wasser das ganze Tal ausgefüllt und die fruchtbare Erde mit Sand und Schlamm überzogen hatte. Nahe der Mündung vereinigen sich wieder alle Nebenarme zu einem gemeinsamen Flußlaufe und bilden eine Art langgestreckter Bucht.

Auch der heutige Sonnenuntergang war wiederum sehr eigenartig, und der Himmel erstrahlte in entzückender Farbenpracht. Am äußersten Horizonte war er dunkelrot, höher hinauf am Himmelsgewölbe folgten orange und gelbliche Töne, dann grüne, und gegen den Zenit ein fahles Weiß, das aus einem Neß von feinen Federwolken bestand. Nach und nach verdichteten sich diese und verwandelten sich schließlich zu einer dunklen Wollenschicht. Gegen zehn Uhr waren auch die letzten Sterne darin verschwunden. Das Barometer begann zu fallen.

Am Morgen weckte mich ein starker Regen. Ich kleidete mich schnell an und ging hinaus. Die niedrig über der Erde hineilenden Wetterwolken, die Windböen und Regenschauer erinnerten mich leb-

haft an das Unwetter am Bilimbe. Während der Nacht war das Barometer um 17 Millimeter gefallen. Der Wind wechselte wiederholt seine Richtung und artete gegen Abend zu einem rechtschaffenen Sturme aus.

An diesem Tage war es nichts mit dem Arbeiten. Das Zelt wurde so stark vom Winde gezaust, als wollte er es zerreißen und ins Meer entführen. Erst gegen zehn Uhr abends ließ das Unwetter nach.



Orchideen in der Taiga

Am nächsten Morgen hörte der Regen auf, und der Himmel wurde klar.

Der 28., 29. und 30. August waren der Besichtigung des Flusses Sjaokema gewidmet. Zu dieser Exkursion nahm ich Derfsu und die Schützen Arinin und Sabitow mit mir nebst einem Paktier. Die Marschroute hatte ich am Sakchoma aufwärts gewählt bis zu dessen Quellen, um dann an der Gorelaja wieder zum Meere zurückzuführen.

Die Soldaten sollten uns mit dem Maultier so weit begleiten, wie der Pfad es gestattete; weiterhin mußten wir allein mit den Bündeln auf dem Rücken vorwärtsdringen, während die Schützen auf dem gleichen Wege umkehrten.

Gegen acht Uhr morgens brachen wir vom Biwak auf. Der Pfad beginnt am Hause der Altgläubigen und führt am linken Flußufer

entlang. Das Relief des Geländes ist hier von Hügeln mit sanft geneigten Abhängen gebildet. Die im Tale verstreut liegenden trockenen Landstreifen sind dicht mit Haselbüschen bewachsen und wechseln mit Sumpfstüden und steinigen Bezirken, auf denen jeder Pflanzenwuchs fehlt. Zwischen diesen haben sich verschiedene Flußarme gebildet, die jetzt nach den starken Regengüssen bis zum Uferande voll waren. Im Gegensatz zu den flachen Abhängen standen die ausgewaschenen Flußterrassen, die mit lichtem Wald aus Eichen, Korkholz, Ahornen, Schwarzbirken, Pappeln, Ulmen und Linden, Bäumen im Alter von 150 bis 200 Jahren, bestanden waren.

Das dicke Unterholz im Tale des Sakchoma wurde wie überall aus Schneeball und Mehlbeerbüschchen, Spierstrauch und Lespedeza gebildet. Zwischen die Sträucher hatte sich der ochotische Hopfen [*Atragene ochotensis* Pall.] eingedrängt, der sich mit seinem verholzten, winterfesten Stengel an die nächststehenden Bäume klammert und ihnen seine Kettenfingern mit dem weißen Blütenflaum, ähnlich der Hundsbilume, anheftet. An anderen Stellen wucherte die Waldrebe [*Clematis manshurica* Rupr.], mit langen, dünnen Rankenzweigen, kleinen, weißen Blüten, und umstrickte die anderen Sträucher oft gänzlich. Dort hob die prächtige, orchisartige Waldhyazinthe [*Platanthera chlorantha* Custor.] ihr schönes Blütentöpfchen aus den Büschchen, neben ihr die giftige Rieswurz [*Veratrum album* L.], leicht an ihren groben, gefalteten Blättern und weißen Blütenhauben zu erkennen, die freilich jetzt bräunlich und vertrocknet waren.

Auf dem Grunde der langen Schluchten, von denen die Terrassen senkrecht zur Richtung des Talweges durchschnitten wurden, flossen kleine, geschlängelte Bäche dahin. An ihren Mündungen wird das Gestrüpp von Rohrbüschchen [*Phragmites communis* Trin.] abgelöst und gemeinem Beifuß [*Artemisia vulgaris* L.] von Sashenhöhe, die sich gegenseitig die freien und trockenen Stellen streitig machen.

Das Maultier, das Arinin und Sabitow mitgenommen hatten, erwies sich als Faultier; insolgedessen blieben die Schützen meist weit hinter uns zurück. Ich mußte daher mit Derßu oft haltmachen und die drei Nachzügler herankommen lassen. Bei einer der Ruhepausen machte ich mit den Leuten ab, daß ich dort, wo der Pfad sich gabelte, ein Signal aufstellen würde. Dieses sollte ihnen die Richtung weisen, in der wir gegangen waren. Die Schützen blieben wieder zurück und hatten noch das Sattelzeug in Ordnung zu bringen.

Der Fluß Sakchoma hat an seiner Mündung eine Breite von 3 bis 4 Sashen bei einer Tiefe von höchstens 3 bis 4 Fuß. Etwas

oberhalb der Stelle, an der er sich mit der Gorelaja vereinigt, verengt sich das Flußtal. An der rechten Seite erheben sich hohe Berge, die mit dichtem Mischwalde bestanden sind, nach links ziehen sich ausgewaschene Terrassen hin, von lichtem Laubwald gekrönt.

Hier teilte sich der Pfad zum ersten Male: ein Steig ging am Flusse aufwärts weiter, der andere irgendwohin rechts ab. Das verabredete Zeichen mußte angebracht werden. Derßu nahm einen Stock, spitzte ihn an einem Ende zu und steckte ihn in die Erde; daran befestigte er einen kleinen Stab, der mit seiner Spitze dorthin zeigte, wohin die Schützen gehen sollten. Mit unserem Signal zufrieden, zogen wir weiter in der Überzeugung, daß die Nachfolgenden es verstehen und sich danach richten würden. Nachdem wir noch zwei Berst zurückgelegt hatten, machten wir halt. Wir warteten eine halbe Stunde, aber die Schützen kamen nicht. Es blieb uns nichts weiter übrig, wir mußten zurück. Als wir an die Gabelung des Weges



Paeonia albiflora

kamen, sahen wir auf den ersten Blick, daß das Maultier und seine beiden Führer den falschen Weg genommen und unser Signal nicht beachtet hatten. Derßu schimpfte weiblich:

„Was ein Volk! Tappen so weiter, wackeln mit dem Kopf — ganz egal, wie kleine Kinder. Sind Augen — können nicht sehen; solche Leute können nicht im Walde leben, bald verloren“, meinte er mit herzlicher Bitterkeit.

Ihn verwunderte es nicht so sehr, daß sich Arinin und Sabitow geirrt hatten — das Unglück war nicht groß. Aber wie konnten sie so lange auf dem falschen Wege weiterziehen, da sie doch bald erkennen mußten, daß unsere Spuren fehlten? Dabei hatten sie noch den Signalstock umgestoßen, es war zu erkennen, daß nicht der Huf des Lasttieres, sondern ein Soldatenstiefel dabei in Frage kam.

Aber mit langen Erwägungen war nichts gebessert; inzwischen zogen die drei Träumer wahrscheinlich unentwegt weiter. Ich nahm die Büchse und gab zwei Schüsse in die Luft ab. Nach einer Minute war aus irgendwelcher Ferne ein Schuß als Antwort zu vernehmen. Nun ließ ich es noch zweimal knallen, dann warteten wir und zündeten inzwischen ein Feuer an. Nach einer halben Stunde kehrte die Karawane wohlbehalten zurück. Die Schützen rechtfertigten sich natürlich damit, daß Derßus Signal zu klein gewesen wäre, als daß sie es hätten bemerken können.

Der Golde entgegnete gar nichts und tritt nicht. Er begriff, daß das, was ihm ganz klar und deutlich erschien, für andere wohl nicht so augenfällig sei.

Nachdem wir Tee getrunken hatten, zogen wir weiter, ich mit Derßu voraus. Beim Fortgehen schärfte ich den Leuten ein, gut auf den Weg zu achten und die Augen offen zu halten, um den Fehler nicht zu wiederholen. Nach zwei Stunden kamen wir an die Stelle, an der von rechts die Ugrjumaja in den Sakhoma eintritt. Hier teilte sich wiederum der Pfad und führte teils an den Paßübergang zum Flusse Ilimo, einem Nebenfluß des Takema, teils zu den Quellen der Gorelaja, die wir erreichen wollten.

Derßu legte sein Bündel ab und begann Holz zu sammeln.

„Zum Bivakieren ist es noch zu früh, komm noch ein Stück weiter“, wandte ich mich an den Golden.

„Ist kein Brennholz, will bloß den Weg verschließen“, antwortete dieser in ernsthaftem Tone.

Ich mußte lachen, aber er hatte recht. Die Schützen hatten ihm den Vorwurf gemacht, daß sein aufgestellter Wegweiser nicht genügend sichtbar gewesen — jetzt hatte er beschlossen, ihnen ein solches Hindernis vorzusetzen, daß sie mit der Nase darauf stoßen mußten. Derßu häufte das Bruchholz quer über den Abweg, schlug frische Zweige und Sträucher ab und steckte sie als Bekrönung auf den Wall — er baute eine richtige Barrikade. Das half dann auch. Als die beiden Schützen auf das Hindernis stießen, sahen sie sich gut um und schlugen den richtigen Weg ein.

Der Fluß Ugrjumaja fließt in Richtung des Breitengrades. Sein enges Tal ist von dichtem Nadelmischwald bedeckt. Überall waren die Spuren der zerstörenden Einwirkung des Wassers zu bemerken. Die umgestürzten Baumstämme waren halb von Sand und Schlamm bedeckt und bildeten Stauwehre, bis eine neue, größere Überschwemmung sie wieder freilegt und mit sich weiterträgt.

Unterwegs sahen wir verschiedentlich Rehwild. In der Dämmerung erlegte ich ein Reh, und wir bivakierten am Oberlaufe des Flusses.

Am Abend briet Derissu das Rehfleisch auf eine besondere Art. Er machte in der Erde eine Grube von anderthalb Kubikfuß, legte sie mit flachen Steinen aus und zündete darin ein starkes Feuer an. Als die Wände der Grube genügend erhitzt waren, warf er die Glut heraus; dann nahm er ein Fleischstück, wickelte es in ein großes Huslattichblatt [*Petasites palmata*] und legte es in die Grube. Von oben deckte er einen flachen Stein darüber, auf dem er von neuem ein großes Feuer entfachte und etwa anderthalb Stunden brennen ließ. Das auf diese Weise zubereitete Fleisch war außerordentlich schmackhaft. Auch im besten Restaurant hätte man es nicht so gut gebraten: von außen zeigte sich das Rehfleisch von einer rötlich-braunen Kruste umgeben, innen war es überraschend saftig. Von nun an brieren wir, wenn wir irgendwie die Möglichkeit hatten, das Fleisch stets auf diese Weise.

Von diesem Punkte gingen die Schützen mit dem Maultier zurück, während ich mit Derissu die Marschrouten weiterverfolgte.

Im Oberlaufe bildet sich die Ugrjumaja aus zwei Flüsschen, die im Winkel von 30 Grad einander zufließen. Wir zogen am linken Flußlaufe weiter und machten uns an die Erstiegung des Kammes, der hier in Form eines großen Hufeisens gelagert ist und von allen Seiten die Quellen der Gorelaja umfaßt. Von diesen Bergen aus nehmen auch die anderen Flüsse ihren Anfang. Nach Westen zu fließt der Sjakuntschi, ein Nebenfluß des Takema, nach Süden einer der Nebenflüsse des Bilimbe, nach Südosten der Konor. In der Richtung vom Meere aus gesehen liegen die den Bergzug bildenden Gipfel in folgender Reihe von rechts nach links: Goliath (3150 Fuß), Lumannaja (2870 Fuß), Spitz (3080 Fuß), Schanz (3300 Fuß), Dromedar (3480 Fuß), Oblatschnaja (3220 Fuß) und Almasnaja (2940 Fuß).

Die Höhen „Spitz“ und „Schanz“ sind von Seefahrern auf diese Namen getauft, und ihre Höhe wurde mit Hilfe von Winkelmessinstrumenten bestimmt. Die übrigen Gipfel haben ihre Bezeichnungen von den altgläubigen Ansiedlern erhalten, ihre Höhe ermittelte ich mit zwei Aneroidbarometern.

Der Almasnaja, „Diamantberg“, besteht aus grobkörnigem Quarzporphyr. In ihm finden sich zahlreiche starke Drusen von Bergkristall. Dieser Umstand hat auch wahrscheinlich zur Benennung

des Berges Veranlassung gegeben. Alle umliegenden Berge sind durch Waldbrände gänzlich von Baumwuchs entblößt. Die starken Regengüsse haben dann die Erde vollständig abgespült, die alten Steinhalden liegen kahl zutage. Zwischen den Abhängen blieben hier und dort einzelne Felspartien stehen, die teilweise sehr wunderliche Formen haben und an Menschen, Tiere, Säulenhallen und Schlossruinen erinnern.

Wir zogen auf dem Kamme entlang. Nach allen Seiten bot sich ein weiter Ausblick. Im Süden, in einem tiefen Talgrunde, schlängelte sich das blizende Band eines Flusses; im Westen ragten die nebelblauen Höhen des Sichote-alin auf, auch im Norden zogen sich Gebirgszüge hin; nach Osten fiel das Land stufenförmig ab, weit hinter ihm lag dort das dunkelblaue Meer.

Das Ganze war ein Bild von erhabener, rauher Schönheit. Welch ein gewaltiger Maßstab! Wie klein und nichtig erschienen wir Menschenlein dagegen!

Als es zu dämmern begann, stiegen wir ein Stück vom Kamme nach der Seite der Gorelaja hinab. Nach den kurz vorhergegangenen Regengüssen fanden wir bald genügend Wasser. Die Gebirgsbäche stürmten lärmend über die Felsblöcke. Bald hatten wir ein passendes Plätzchen gewählt und biwaktierten hier in beträchtlicher Höhe.

Seit der Frühe war der Himmel bewölkt, aber zum Abend klärte es sich auf. Die rosiggoldenen Strahlen der untergehenden Sonne lagen noch einige Zeit wie lieblosend auf den Berghängen, dann stiegen sie höher und höher und verklärten mit zauberhaftem Scheine noch ein Weilchen die kahlen Gipfel der umliegenden Berge. Bald verließen sie auch diese, die leichten Wölkchen am Himmel röteten sich in zartem Farbenspiel, und langsam verlosch das Abendrot. Aus den Tiefen krochen die dunklen Mächte der Nacht heran, die Berge Dromedar, Schanz und Almasnaja hoben sich scharf vom hellen Grunde des Himmels ab und erschienen jetzt noch finsterner und gewaltiger. Bald nach dem Sonnenuntergang und dem Schwinden der Helle am Himmel ging der Mond auf und übergoss die Erde mit seinem zartblauen Schein. Die Schatten wurden dunkler und schärfer. Rings fiel reichlicher Tau und ließ die Felskanten wie flüssiges Silber erglänzen.

Die Nacht versprach kühl zu werden; wir machten uns daran, möglichst viel Brennholz zu sammeln, an dem zum Glück in unserer Nähe kein Mangel war.

Am Feuer liegend, ließ ich meinen Blick zu den Sternen schweifen. Derſſu ſaß mir gegenüber und lauschte auf die Laute der Nacht. Er verstand diese Stimmen, er wußte das murmelnde Lied des Baches zu deuten und was der Wind im trockenen Graſe tuschelte und im raschelnden Laube. Zur Hälfte war die Figur des alten Walbläufers rot beschienen vom grellen Feuerſchein, zur anderen Seite war sein Schatten vom blauen Mondlicht erhellt: als ſäßen



Felspartien im Quellgebiet der Gorelaja

da zwei eng aneinandergedrückt, ein roter Berggeist und sein blauer Gefährte.

Wir unterhielten uns: sprachen vom Himmel, vom Mond und den Sternen. Ich hörte gern, wie ein Mensch sich diese Himmelserscheinungen erklärte, der sein ganzes Leben inmitten der Natur verbracht hatte und dessen Verstand von keinerlei Theorien beschwert war. Es zeigte sich, daß er niemals darüber nachgedacht hatte, was wohl eigentlich Himmel und Sterne seien. Er machte sich seine Erklärungen überraschend einfach zurecht. Ein Stern — ist eben ein Stern, der Mond — jeder sieht ihn doch, also was ist da zu erklären; der Himmel ist am Tage blau, nachts dunkel und trübe bei schlechtem Wetter. — Derſſu wunderte sich über meine Fragen nach

diesen jedem Kinde doch so gut bekannten Dingen. Ihm erschien das Gespräch wohl so einfältig wie mir seine Antworten.

„Ringsum alle Leute verstehen. Hast du, Kapitän, so Mond und Sterne denn wirklich noch nicht gesehen?“ so fragte er mich erstaunt.

Mir kam daraus der Gedanke, daß das Gefühl der Furcht vor dem Unendlichen und das Bewußtsein der eigenen Nichtigkeit nur Eigenheiten des Kulturmenschen sein müssen. Erst das Vertiefen in diese Gedanken löst solche Gefühle aus, und je gebildeter ein Mensch ist, desto stärker werden diese Empfindungen.

Ich versenkte mich so in das Anschauen des gestirnten Himmels, daß ich ganz vergaß, wo ich mich befand, bis mich Derßus Stimme aus meinen Gedanken wieder empörte.

„Sieh diese kleine uikta (Stern), Kapitän!“

Ich konnte lange nicht feststellen, welches Gestirn er meinte; endlich begriff ich, daß er vom Polarstern sprach.

„Das ist größter Hauptkerl,“ fuhr er fort, „steht immer an einer Stelle still, aber die andern uikta laufen um ihn herum.“

In diesem Augenblick leuchtete grell eine Sternschnuppe auf.

„Was ist denn das, Derßu, was meinst du wohl?“ fragte ich ihn.

„Eine uikta purzelt herunter.“

Ich hatte erwartet, daß er dieser Erscheinung den Gedanken an Geburt oder Tod eines Menschen weihen oder ihm eine religiöse Färbung geben würde. Nichts dergleichen, ein ganz einfacher Vorgang: ein Stern ist heruntergefallen.

„Chinesische Leute sagen, dort, wo ein Stern hingefallen, muß man Shenschen suchen“, setzte er hinzu.

Für einen gebildeten Menschen ist diese Erscheinung sehr verwickelt: ein Bruchstück eines Asteroïds, zufällig in den Bereich der Anziehungskraft der Erde geraten und durch die Reibung mit der Erdatmosphäre erhitzt, verbrennt unter Verbindung mit dem Sauerstoffgehalt der Luft. Die auf die Erde niedergehenden Sternschnuppen müssen im Laufe unzählbarer Jahrtausende verändernd auf Rauminhalt, Gewicht und Dichtigkeit der Erde einwirken — aber die geringste Veränderung dieser Werte zieht auch eine Änderung der Erdbewegung nach sich und beeinflusst wieder die Bewegung der anderen Planeten und so fort. — Der Versuch der Ermittlung letzter Endwirkungen führt den Grübler stets in eine Sackgasse. Der Entscheidung der Fragen: „Wo ist der Anfang der Schöpfung, wo ihr Ende?“, steht der gebildete Mensch ungeachtet der Masse seines Wissens ebenso fern wie der Urmensch. Und beide

haben ihren Aberglauben. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Aberglaube des ersten unendlich verwickelt, der des Wilden einfach und handgreiflich ist.

Ich gab das Nachsinnen auf. Das Feuer war am Verlöschen. Derjü saß, den Kopf auf die Brust gesenkt, und schlummerte. Ich legte reichlich Holz ans Feuer, dann wickelte ich mich in meine Decke und schlief ein.

Am andern Morgen ließ uns die Kälte nicht lange schlafen. Der reichlich gefallene Tau war zu Reif erstarrt. Nachdem wir uns mit heißem Tee gestärkt, nahmen wir unsere Bündel über die Schulter und begannen zur Gorelaja hinabzusteigen. Ihr Thal ist breiter als das des Sakhoma und hat den stark ausgeprägten Charakter der Auswaschung. Ein anderes unterschiedliches Merkmal ist das Fehlen der Wälder infolge von Waldbränden. Alle der Gorelaja zugekehrten Berghänge sind völlig von Steinhalden bedeckt, die mit Gras und Gestrüpp überwachsen und mit Bruchholz überschüttet sind. Der Fluß ist reich an Stromschnellen und reißend. Seine Länge beträgt 14 Werst, die Breite an der Mündung 2 bis 3 Sassen und die Tiefe nicht mehr als 2 bis 3 Fuß.

Je mehr wir uns dem Talgrunde näherten, desto wasserreicher wurde der Bach. Von rechts und links fielen ebensolche Wildbäche in ihn ein, und bald war er zu einem ziemlich großen Gebirgsflüßchen angewachsen. Das Wasser eilte lärmend über die Felsblöcke. Dieses Rauschen klingt so eintönig, daß das Gehör sich bald ganz daran gewöhnt und man es gar nicht mehr vernimmt; es ist dann, als ob völlige Stille im Tale herrsche.

Wer jemals das Gewirr einer solchen Brandstätte zu durchschreiten hatte, der weiß, wie mühevoll das ist. Die von den Wurzeln an völlig kahlen Stämme mit ihren spizen Aststümpfen liegen verworren durcheinander. Von dichtem Grase überwuchert, sind sie oft nicht zu sehen, man stößt dagegen, spießt sich fast auf oder stolpert. Die Pferde haben nach einem Tagemarsch durch solche Brandfelder überall Risse und Wunden an den Beinen, den Menschen geht es an die Kleider, und Gesicht und Hände sind zerkratzt und blutig gestoßen. Da wir längst Erfahrung gesammelt hatten und lieber einen Umweg um derartiges Gelände machten, so stiegen wir in das Bett des Flüßchens hinab und gingen auf den Sandbänken weiter, allen Krümmungen des Laufes folgend.

Hier sah ich plötzlich an einer Biegung des Flusses ein Tier, ähnlich einem Hunde, nur größer. Der breite Kopf, die mittelgroßen,

behaarten, aufgerichteten Ohren, der abgestumpfte Fang, der hagere Körperbau auf hohen Läufen und die lange, buschige Rute erwiesen das Tier als einen Rotwolf, einen schakalartigen wilden Hund, [*Cuon alpinus* Pall.]. Die Farbe war tatsächlich stark rötlich, auf dem Rücken dunkler, an Brust und Bauch heller. Das Tier löschte seinen Durst am Ufer. Als wir auf die Sandbank hinaustraten, hielt es inne, sicherte kurz und flüchtete dann mit langen Sätzen dem Walde zu. Hinter ihm fuhrn aus dem Ufergestrüpp noch zwei Gefährten heraus, der eine von gleicher Farbe wie der erste, der andere dunkler; einige Tiere flühten noch unweit von uns durch die Sträucher. Ich schoß dazwischen und streifte einen der Burschen. Wir gingen dann näher heran und fanden an der Stelle, wo wir die Wölfe gesehen hatten, eine große Blutlache an der Erde und ringsum einige Flocken aus einer Hirschdecke. Dersü bestätigte mir, daß die roten Wölfe stets in Rudeln die Taiga durchstreifen und gemeinsam jagen, besonders auf Rehe und Wildziegen, indem einer die Rolle des Verfolgers übernimmt, während die anderen dem gejagten Tiere den Weg abschneiden. Sobald sie ihre Beute erreicht haben, zerreißen sie sie mit unglaublicher Schnelligkeit und Gier, so daß in kurzer Zeit nichts mehr davon übrig ist als das Gehörn und die Schalen. Die hiesigen Jäger erzählen, daß die roten Wölfe zuweilen auch Überfälle auf Menschen ausführen und in ihrer Schnelligkeit und Wut sehr gefährlich werden können, besonders wenn sie sich zu einem größeren Rudel vereinigt haben.

Das Verbreitungsgebiet der roten Wölfe umfaßt die Täler des Ussuristromgebiets und den Küstenstreifen von der St. Olgabucht nach Norden bis zum Kap Plitnjak, mit anderen Worten: ihr Vorkommen fällt mit den Verbreitungsgrenzen der Wildziegen und gefleckten Hirsche zusammen. Doch das Tier findet sich auch in den Bezirken von Pobjet, Barabasch und am Suifun.

Nachdem wir etwas am Flüßchen geruht hatten, zogen wir weiter und erreichten gegen Abend wieder die Küste.

Den folgenden Tag, den 31. August, verbrachten wir am Sjaotema, ruhten aus und sammelten neue Kräfte. Die Altgläubigen hatten sich endlich überzeugt, daß wir keinerlei Absichten hatten, ihr friedliches Leben hier zu stören, und änderten nach und nach ihr Verhalten. Sie brachten nun Milch, Butter, Quark, Eier und Brot, gaben Auskunft und fragten uns, wohin wir wollten, was wir vorhätten und — ob wir Plätze in ihrer Nähe für andere Ansiedler suchten.

Tafen am Takema

Heute war der 1. September und der erste, richtige Herbsttag. Am Nachmittage verließen wir den Sjaolema und zogen an den Takema hinüber. Die Entfernung dahin ist nicht groß, nur etwa 7 Werst, bei gutem Wege, der parallel der Küste hinführt.

Die benachbarten Erhebungen bestehen aus metamorphischem Basalt, Augitandesit und Tuff und haben das Aussehen von ausgewaschenen, nicht sehr hohen Hügeln mit sanft geneigten Abhängen. An den Takema gelangten wir zeitig, konnten aber nicht hinüberkommen. Am rechten Ufer, unweit der Mündung, weideten Pferde, von einem alten Chinesen gehütet. Wie uns dieser erklärte, war der Fährmann, ein alter, lahmer Tase, mit seinem Boote ins Dorf hinaufgefahren, um Lebensmittel zu holen, und sollte bald zurückkommen. Wir mußten also warten. Inzwischen brühten die Schützen Tee auf, dann schlenderte ich eine Weile am Strande entlang, um die Vögel zu beobachten.



Ancistrodon blomhoffi Boie
Grubenotter

Der Herbstflug hatte bereits begonnen. Zuerst bemerkte ich graue Enten und schmalschnäblige Kriechenten, beide Arten in großer Zahl. Die ersten waren sehr scheu, ließen mich nicht herankommen und flogen beim kleinsten Geräusch auf. Die anderen, kleine graue Entchen mit dunkelblauem Spiegel an den Flügeln, friedlich und zuversichtlich, schwammen nur eben ein Stück zur Seite, als ich mich ihnen näherte. An anderen Plätzen traf ich einige Blaudenten, schwarz mit blauem Schimmer und weißen Flecken auf dem Rücken; sie schwammen flink in der Lagune umher und tauchten öfters unter. Ich erlegte zwei Stück, aber sie erwiesen sich als ungenießbar, da das Fleisch widerlich nach Fischen roch. Am gegenüberliegenden Ufer trippelten Scharen von Strandläufern umher. Einige von

ihnen kamen herübergeflogen, es waren rotfüßige Sumpfwasserläufer. Am Wasser liefen Steinwölzer geschäftig auf und ab, schöne bunte Vögelchen, ebenfalls mit roten Füßen. Sie gingen in das Wasser hinein, und jedesmal, wenn die Wellen zurückwichen, suchten sie eiligst im Seetang und unter den Steinen nach Nahrung. Näher dem offenen Meere zu hielten sich große und schöne Seeschnepfen, mit rötlichem Schnabel und grauvioletten Füßen. Sie ließen mich höchstens auf 150 bis 200 Schritt herankommen und erhoben sich eine nach der andern, um ein Stück abzustreichen; dann ließen sie sich wieder am Wasser nieder und sicherten aufmerksam nach allen Seiten. An der Flußmündung eilte mit wippendem Schwänzchen eine zierliche Bachstelze über die Steine, unbekümmert um die Annäherung des Menschen. Im Meere schwammen Säugethauer, die ersichtlich an dem Zug nach dem Süden keinen Anteil nahmen. Die herannahende Kälte beeinflusste ihre Lebensweise nicht.

Es nahte die Zeit der Lachszüge. Um dabei zu sein, hatten sich bereits im Meere, nahe der Takemamündung, ganze Scharen von Röhren versammelt. Vor einigen Tagen waren diese Vögel einzeln irgendwohin nach Süden zu geeilt; dann blieben sie eine Weile verschwunden, und jetzt erschienen sie plötzlich von neuem in großen Scharen, um die Ankunft der Ketalachse zu erwarten. Zuweilen erhob sich der ganze Schwarm wie auf ein Signal aus dem Wasser, überflog kreischend die Barre und ließ sich in der Bucht des Flusses nieder.

Fasänen fehlen am Takema gänzlich, obgleich doch die Chinesen hier seit mehreren Jahrzehnten Feldbau betreiben. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß zwischen den Flüssen Sanhobe und Takema weite, öde Landstrecken liegen ohne Acker- und Feldbau. Augenscheinlich bildet der Takema im Transsuffurigebiet auch die nördliche Grenze für das Vorkommen der gewöhnlichen schwarzweißen Elstern, die im Olgarayon so häufig sind und deren Verbreitung im Küstengebiet nach Norden zu schnell abnimmt.

Endlich war der hinkende Tase zurückgekehrt, und wir machten uns fertig zur Überfahrt. Es war aber nicht so leicht und einfach, wie es vom Ufer aus schien. Die Strömung im Flusse war sehr reißend, der alte Fährmann wurde mit seinem schwankenden Rahne jedesmal über eine Sassen hochgehoben, ehe er das Fahrzeug dem gegenüberliegenden Ufer zuwenden konnte, und er hatte alle Kraft anzuwenden, um mit der langen Stange das Boot gegen die Strömung zu stoßen, die es nach der Mündung hin abdrängte.

Nahe der Mündung teilt sich der Takema in drei Arme, die sich alle in eine lange Bucht ergießen, die sich längs des Strandes hinzieht und von diesem durch einen sandigen Wall getrennt ist. Der Ausfluß ins Meer liegt gerade gegenüber dem Hauptarm.

Früher befand sich die Takemamündung 12 Werst landeinwärts, dort, wo sich das Tal verengt und eine Klamm bildet. Hiervon zeugen klar und deutlich die Terrassen an der linken Talseite am Fuße der gegenwärtig weit ins Festland zurückgetretenen Uferhänge, die aus Granit bestehen.

Zehn Werst vom Meere ab ist das rechte Flußufer felsig und wird aus festem Granit gebildet, der nicht der Zerstörung unterworfen ist, mit zahlreichen Adern von Aphanit.

Nachdem wir das andere Ufer erreicht hatten, wandten wir uns den Fansen zu, die 5 Werst vom Meere entfernt liegen. Die Ansiedlerschaft am Takema ist aus Chinesen und Tafen gemischt; wir zählten 23 Chinesenfansen und 11 Tafenfansen.

Früher haben die Mansen in den Bergen an der rechten Flußseite Gold gewaschen. Diese Versuche wurden aber aufgegeben, da die Ausbeute der aufgewendeten Mühe nicht entsprach.

Die Tafen am Flusse Takema sind gleichen Stammes mit den südussurischen Tafen, stehen aber nicht so bedingungslos unter der Macht der Chinesen. Sie leben in festen Fansen, verstehen sich auf den Bootsbau und die Anfertigung von Schneeschuhen; im Sommer treiben sie etwas Feldbau, im Winter ist der Jobelfang ihre Hauptbeschäftigung. Sie sprechen fast nur Chinesisch, udehesisch sind nur noch ihre Zahlenbezeichnungen und einzelne Wörter. Die Chinesen sind auch hier die alleinigen Herren und Besitzer des Flußgebietes; die Eingeborenen befinden sich wie überall ihnen gegenüber in unteilbarem Schuldverhältnis.

Als wir uns der Ansiedlung näherten, kam uns der Dorfälteste entgegen, Sjukai, ein wohlhabender Greis mit eisgrauem Bart, und begrüßte uns freundlich.

Zur Herberge wählte ich die Fanse des Tafen Siufu, die einzeln hinter einem Flußarm lag.

Für den nächsten Tag, den 2. September, hatte ich große Raft angefaßt. Einige der Leute gingen an den Fluß zum Fischfangen. Sie brachten drei große Ketalachse [*Oncorhynchus keta* Walb.], einen Budellachs [*Oncorhynchus gorbusha* W.] und zwei Groppen [*Cottus poecilopus* Haeckel] von bunter Färbung und mit dunkel-

olivgrüner, orangerot geränderter Rückenflosse. Die übrigen Leute flichteten Kleider und Schuhwerk und reinigten ihre Gewehre.

Nachdem ich mich mit den Tafen beraten hatte, beschloß ich, mit Derissu, Tschanbao, Arinin und Tschanlin, dem Neffen des vom Jodysche entflohenen budligen Tafen, am Takema aufwärts zu ziehen, während Merslajakow mit den übrigen Leuten sich nach dem Amagu aufmachen sollte, um dort meine Rückkehr abzuwarten.

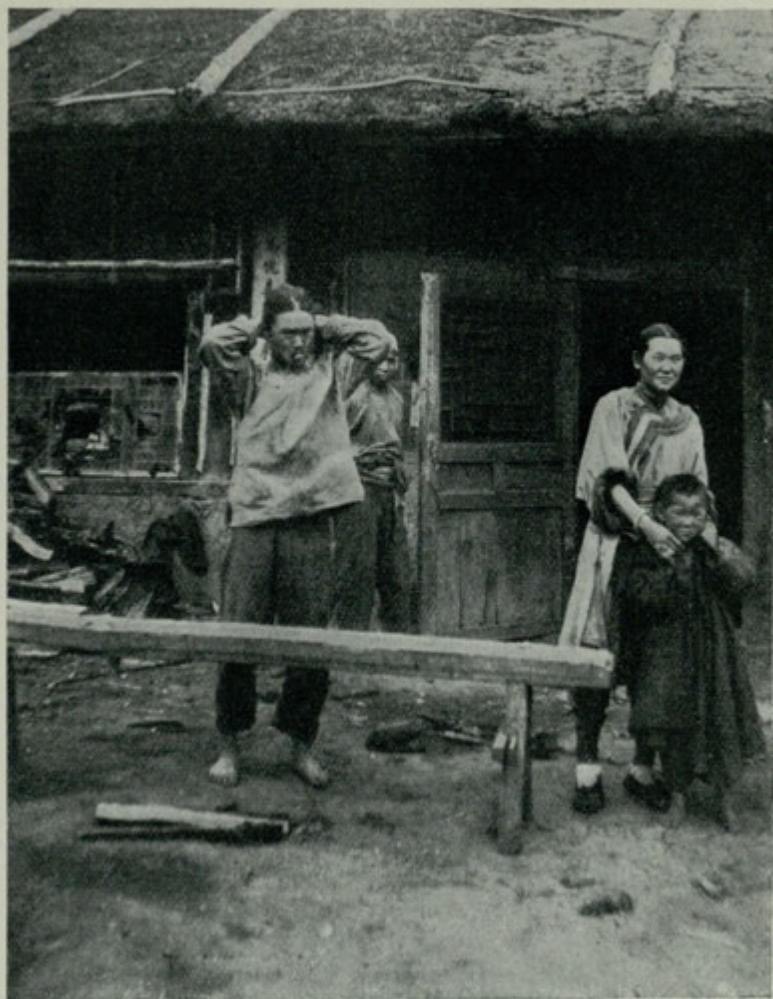
Der Aufbruch war für den nächsten Tag vorgesehen, aber es wurde nichts daraus, das Wetter war zu ungünstig. Erst am 4. September ließen die starken Regengüsse nach. Nun packten wir rasch unsere Bündel und zogen noch am Spätnachmittage ab.

Nördlich des Kaps Widny stellt das Küstengelände in geographischer Hinsicht ein Gebiet dar, das dem von uns im Süden gesehenen in keiner Weise ähnelt. Als merkwürdige Eigentümlichkeit dieses transsibirischen Teiles treten hier bogenförmig gelagerte Gebirgsfalten in Erscheinung. Infolgedessen ist auch die Richtung der Flußläufe zum Meere bogenförmig. So bilden der Takema und Kusun einen größeren, der Kulumbe und Amagu einen konzentrisch verlaufenden kleineren Bogen. Kulumbe und Amagu umfassen wieder den aus Wandagou, Raina und Momoktschi gebildeten Bogen.

Der Takema hat eine Länge von über 100 Werst. Er fließt in einem Quertale und durchbricht in seinem Unterlaufe den Gebirgszug. Er ist wasserreich, reißend und außerordentlich stark mit Stromschnellen versehen. Seine Breite beträgt im Unterlaufe bis zu 30 Sassen, die Tiefe durchschnittlich 5 Fuß.

Von den Tafensansen aus führt ein Fußpfad talaufwärts. Er hält sich am linken Flußufer und vermeidet alle Furten. Dort, wo sich das Tal schluchtartig verengt, muß man von einem Felsen zum andern weiterklettern und teilweise im Wasser waten. Die erste Klamm, aus Quarzporphyr gebildet, liegt 12 Werst vom Meere entfernt, die nächste $2\frac{1}{2}$ Werst höher. Hier zeigt sich an den freiliegenden Stellen diabasischer Aphanit und stark chlorhaltiger Porphyrit. In einer grottenartigen Vertiefung im Felsen haben die Chinesen ein Gebetshäuschen errichtet, der Gottheit der Wälder und Berge geweiht.

Hinter der zweiten Klamm erweitert sich wieder das Tal. Diese Stelle wird Ilimo genannt, nach dem gleichnamigen Flusse, der hier von rechts in den Takema einfällt. Die Länge des Ilimo beträgt 35 Werst, er bildet sich in seinem Oberlaufe aus drei Zuflüssen. Der



Tafen am Takema

bemerkenswerteste von diesen ist der von links kommende Bergbach Tschaku mit einem Übergange an den Takuntschi, einen anderen Nebenfluß des Takema. An seiner Quelle ragt ein hoher, turmartiger Felsen auf, von den Chinesen Janlasa, „Schornstein“, genannt. Der mittlere, namenlose Zufluß des Tschaku führt an den Bilimbe, der rechte an den Sjaokema.

Das Tal des Ilimo verläuft gerade, ist steinig und liegt im unteren Teile offen. An seiner linken Seite ziehen sich Terrassen entlang, stellenweise ist der Boden sumpfig und mit dünnem Wald und Gestrüpp von Schwarzbirke, Linde und Lärche überwuchert.

Nahe der Ilimomündung fanden wir zwei kleine halbverfallene Fansen. In einer von ihnen lebte eine alte Tasin mit zwei Enkelkindern: einem Jungen von neun Jahren und einem Mädchen von sieben Jahren. Die Eltern der Kinder waren vor zwei Jahren an den Blattern gestorben. Die Chinesen hatten sich die Schutzlosigkeit der alten Frau zunutze gemacht und sie gänzlich ausgeplündert, ihr das Häuschen mit den Feldern, die Hühner, Schweine und sogar den Hund abgenommen. Der Alte blieb nichts weiter übrig, als fortzugehen, und sie siedelte sich hier in der Einsamkeit am Ilimo an. Ich fand die kleine Familie in schrecklicher Armut. Der Bube fing Fische und ernährte damit die Großmutter und das Schwesterchen.

Nirgends bedeutet der Verlust des Familienvaters ein solches Unglück wie bei den Tasi. Mit dem Tode des Ernährers der Familie erscheinen die Gläubiger. Wie Nasgeier stürzen sie sich auf das Eigentum des Verstorbenen und nehmen der Witwe buchstäblich das Letzte fort. Zu ihrer Trauer gesellt sich sofort die Angst vor der Vertreibung von ihrer Wohnstätte, der bittersten Armut und der Trennung von den Kindern, die gewöhnlich von den Chinesen wie Sklaven irgendwohin verkauft werden.

Die Alte tat mir leid, und ich gab ihr drei Rubel. Sie war außer sich vor Freude, weinte und bat mich, nur ja den Chinesen nichts davon zu sagen. Wir verabschiedeten uns von ihr und zogen weiter. Der kleine Tase ging mit uns bis zum Flusse Zimuche.

Von der Mündung des Ilimo aus erstreckt sich das Tatematal nach Norden und behält auf 6 bis 7 Werst diese Richtung bei. Der Fluß fließt hier eng an der rechten Talseite entlang, am Fuße von Bergen, die von Geröllhalden bedeckt und fast ganz von Baumwuchs entblößt sind. Diese Berge bestehen aus Tonschiefer, mit Feuerstein durchsetzt, und Granitporphyr. An der linken Flußseite zieht sich ein breiter, unbewaldeter Landstrich hin. Hier sind gut erhaltene, doppelte Terrassenbildungen anzutreffen. Verstreut stehende Bäume, einzeln und in kleinen Gruppen, geben der Landschaft einen malerischen Charakter.

Das Tal des Zimuche erscheint als Fortsetzung des Tatematales. Aus den grünen Waldungen an seiner Mündung erhebt sich ein

einzelner hoher Felsen, der als guter Orientierungspunkt dient. In der Ferne ist ein hoher Bergzug zu sehen, der das Bassin des Takema von der nordöstlichen Seite umschließt und völlig von Wald entblößt ist.

Vom Zimuche aus macht das Takematal eine scharfe Wendung nach Westen. Der Takema durchfließt hier eine Schlucht zwischen den Bergen, die aus Feldspatporphyr mit Einschluß von Chlorit gebildet sind; von rechts sind freie Stellen von Felsarten und Quarzporphyr mit Epidot zu bemerken. Das Gelände ist hier sehr felsig. Unter der Einwirkung des Wassers sind eigenartige Felsgebilde entstanden: Torbögen, gekrümmte Tiergestalten mit Köpfen auf langen Hälsen, bucklige Menschenfiguren und anderes mehr. Derartige Felsklippen liegen auf einer Strecke von zwei bis drei Werst verstreut. Dann erweitert sich das Tal wieder. In der Regenzeit staut sich hier das Wasser stark, der Fluß tritt leicht über seine Ufer und überschwemmt den ganzen anliegenden Wald.

Im Tale des Takema stehen mächtige, jungfräuliche Urwälder, die noch unberührt von Menschenhand sind. Es ist, als habe die Natur diese einsamen Gegenden auserwählt, um an ihnen ihre mächtige Schöpfungskraft zu erweisen.

Riesige schlanke Federn streben hier zum Himmel, gewaltige Pappeln [*Populus suaveolens* Fisch.], Ahorn [*Acer Mono Max.*], Erlen [*Alnus fruticosa* Rupr.], Faulbaum [*Prunus Padus Maackii* Rupr.], Hagebuttensträucher [*Rosa acicularis* Lindl.], holunderblättrige Ebereschen [*Sorbus sambucifolia* Trautv.], amurische Berberitze [*Berberis amurensis* Rupr.], Teufelsholz [*Aralia chinensis* R. M.], umschlungen von der wilden Weinrebe [*Vitis amurensis* Rupr.], Aktinidien [*Actinidia Kolomicta* Max.] und Magnoliaceen [*Schizandra chinensis* Baill.]. Alle diese und noch manche andere Sträucher und Schlingpflanzen bilden hier ein derartig unentwirrbares Dickicht, daß man nur unter größter Anstrengung mit Hilfe von Beil und Baummesser hindurchkommen kann. Von den Kleidern bleibt natürlich mancher Fetzen an den sperrigen Ästen hängen.

Wild bekamen wir nur selten zu Gesicht, das dicke Unterholz versperrte jeden Blick auch nur auf wenige Schritte voraus; zudem verursachte natürlich unser Zug viel zuviel Lärm, um nicht längst jegliches Getier zu vergrämen, ehe wir zum Schuß kamen. So war es auch diesmal wieder: das dürre Fallholz knackte unter unseren Füßen, die streifenden Zweige schlugen rauschend zurück, Derßu erzählte mit lauter Stimme, Tschanbao und Tschanlin lachten kräftig

dazu. Plötzlich stuzte der Hund Ujeschi, klemmte den Schwanz ein, legte die Ohren an, sah sich nach allen Seiten um und zeigte größte Furcht. Er ließ die Leute an sich vorüber und kroch ängstlich winselnd hinterher. Die Ursache wurde bald klar: an einer freien Stelle zeigten sich auf dem feuchten Boden die frischen, tellergroßen Siegel von Tigertaten. Das Raubtier mußte soeben hier hindurchgezogen sein, hatte unsere Stimmen gehört und sich ins dicke Unterholz eingeschoben.

Währenddessen war meine Alpa, die hinter jedem Vogel- schwanz herjagte, etwas zurückgeblieben und kam wieder angestürzt, um uns einzuholen. Als Ujeschi dieses Geräusch hinter sich vernahm, flüchtete er aufheulend voraus und fuhr Derssu mit solchem Schwung zwischen die Beine, daß er wie hingemäht zu Boden purzelte. Auch wir waren anfänglich erschreckt und griffen rasch zu den Gewehren. Derssu erhob sich ärgerlich von der Erde, wandte sich an Ujeschi und hielt ihm eine Strafpredigt:

„Rein, kannst nicht mit ordentlichen Leuten gehn. Bin nicht dein Genosse. Mit solchem Rötter Kompanie machen — danke schön, unserereins bald verloren.“

Am Ende seiner Ansprache spuckte er kräftig nach Ujeschi aus. Allerdings, mit einem derartigen Angsthasen war es geradezu gefährlich, auf die Jagd zu gehen, er zog das Raubtier auf den Jäger und erlaubte kein ruhiges Zielen.

Gegen fünf Uhr nachmittags hielten wir zum Bivak. Unsere Bündel waren schwer, und wir waren alle sehr erschöpft. Ringsum stand viel dürres Gras, es fehlte auch nicht an Feuerholz. Um keinen Waldbrand zu verursachen, richteten wir uns auf einer Sandbank am Flusse ein.

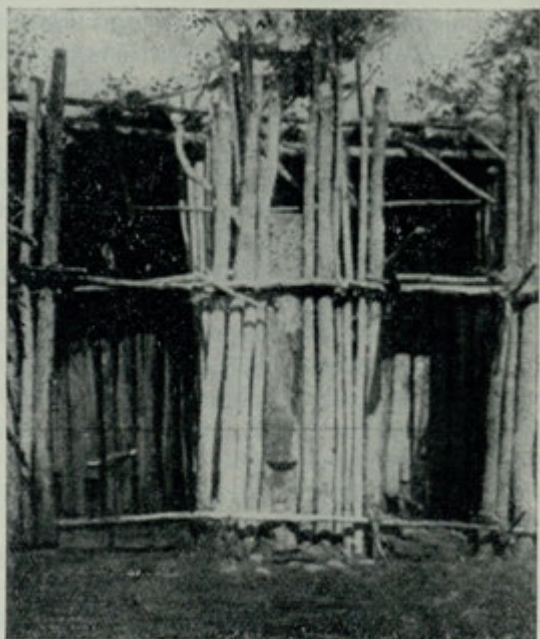
Der Herbst nahte; es begann früher zu dämmern, die Nächte wurden länger und kälter, es fiel reichlicher Tau. So trauerte die Natur um den entschwundenen Frühling und Sommer, da alles frisch und jung war und sich des Lebens freute.

Am Abend nach dem Essen streifte ich noch ein Weilchen auf den langgestreckten Sandbänken umher. An ihrem Ende angelangt, setzte ich mich auf einen halb versunkenen Baumstumpf und sah auf den Fluß hinaus. Die Nacht war ruhig und klar. Eine Seite des Flusses lag im Schatten, die andere war beleuchtet. Im Mondlicht erschienen die taufeuchten Blätter der Bäume wie versilbert, die Stämme weißlichblau, die Schatten tiefschwarz. Die Weidensträucher neigten sich niedrig über das Wasser, als wollten sie etwas

unter sich verbergen. Ringsum war es lautlos und still, nur der Fluß rauschte leise an den Ufern.

Plötzlich drang ein Knistern an mein Ohr, es kam von den Sträuchern her. Ich entsann mich der Begegnung mit dem Tiger und erschrak ein wenig. Aber ich sagte mir, daß ein Geräusch noch längst keine Gefahr bedeutet. Überall ringsum können kleine Lebewesen oft ziemlich

starken Lärm verursachen, selbst eine Maus oder ein Frosch. Ich nahm mich zusammen und blieb abwartend unbeweglich sitzen. Nach einer Minute wiederholte sich das Scharren, dann knackten dürre Zweige, und gleich darauf trat auf die vom Mondlicht übergoßene Riesbank ein Hirsch heraus. Er schritt zum Wasser und begann gierig zu trinken. Ich wagte kein Glied zu rüh-



Käfige für gefangene Ijjuhrhirsche

ren und ergözte mich wohl zwei Minuten lang an dem Anblick des prächtigen Tieres. Aber jetzt hatten unsere Hunde das Bild gewittert und erhoben ihr Geläut. Der Ijjuhrhirsch warf sich sofort herum, sicherte einen Augenblick, dann trollte er über die Sandbank, legte das Geweih zurück und nahm mit einem langen Satz die Uferböschung, wo er zwischen den Sträuchern verschwand. Ich erhob mich von meinem Sitze und ging nach dem Lager zurück.

Abends saßen wir noch lange am Feuer und unterhielten uns über die Jagd.

Am andern Morgen standen wir alle zeitig auf. Die ersten Morgenstrahlen trafen uns bereits unterwegs.

Jetzt bog das Tal nach Westen ab. Der Fluß hatte hier eine Breite von 30 bis 40 Saßhen bei 6 bis 7 Fuß Tiefe. Der Takema gilt als der reißendste Fluß im ganzen Küstengebiet. Ich maß seine Strömungsgeschwindigkeit, sie betrug im Durchschnitt 8 Werst in der Stunde. Dieser Umstand scheint auch der Grund dafür zu sein, daß sich hier keine Eingeborenen angesiedelt haben.

Der Wildbestand war dank der großen Wälder im Takematalle gut erhalten. Hier konnte man alle vierfüßigen Bewohner des Gebietes antreffen, vom Eichhörnchen bis zum Tiger, besonders aber viele Sjubrhirsche. Häufig trafen wir unterwegs auf chinesische Jagdhütten und Zobelstellen.

Wir zogen lange am linken Flußufer auf einem alten Wildwechsel weiter. Solche Wildpfade finden sich hier reichlich, sie sind mehr oder weniger deutlich ausgetreten, verlieren sich aber oft im Gebüsch. Das Wild benützt sie regelmäßig und bummelt auf ihnen entlang, für den Menschen sind sie nicht immer sehr bequem. Es gehörte hier eine besondere Gewandtheit dazu, mit dem schweren Gepäck auf dem Rücken von einem Stein zum anderen zu springen und an jäh abfallenden Hängen auf und ab zu balancieren.

Je weiter wir vorwärts drangen, desto stärker klang uns aus der Ferne ein dumpfer Lärm entgegen. Tschanlin erklärte, daß es die Stromschnellen wären. In sechs Stufen liegen sie hier im Flusse, die größte nahe der Mündung des Takuntschi, die kleineren an den Schotche- und Tschandingousamündungen.

Hier mußten wir den Übergang nach der anderen Seite des Flusses vornehmen.

Einen tiefen und reißenden Fluß zu durchwaten ist nicht ganz einfach. Bei niedrigem Wasserstand bietet es natürlich keine besonderen Schwierigkeiten; wenn aber das Wasser bis über den Gürtel reicht, ist große Vorsicht bei jedem Schritt vonnöten.

Da die Temperatur des Wassers, wie bei allen Bergwässern, sehr niedrig war, so mußten wir die Kleider anbehalten; der nackte Körper erstarrt zu schnell, besonders die Knie. Wir durften nicht in gerader Linie durch den Fluß gehen und auch nicht gegen die Strömung, sondern schräg mit der Strömung. Keinesfalls durften wir im Wasser den Kopf oder Körper umwenden, sonst riß uns die Strömung den Halt unter den Füßen fort. Damit uns das Wasser nicht von dem vorgenommenen Wege abdrängte, mußten wir fest auf den Beinen sein und daher das Schuhzeug an den Füßen behalten. Um unseren Körpern einen festeren Widerstand zu geben,

nahmen wir die Bündel über den Rücken und packten noch Steine hinein. Allerdings hat diese Maßnahme auch eine gefährliche Seite: Stolpert und fällt man mit dem schweren Bündel, so kann man sich nicht wieder aus dem Wasser erheben, an Schwimmen ist gar nicht zu denken.

Wir beschloffen, alle gleichzeitig ins Wasser zu gehen und möglichst zusammenzubleiben, um uns nötigenfalls gegenseitig unterstützen zu können. Voraus ging Tschanlin, nach ihm Tschanbao, ich war in der Mitte, hinter mir Urinin, und den Beschluß der Reihe machte Derßu. Die Hunde schwammen nebenher, und obgleich sie die Strömung abtrieb, gelangten sie doch ziemlich rasch an das andere Ufer.

Bei den ersten Schritten fühlte ich, daß ich mich ohne das schwere Felleisen auf dem Rücken und ohne den festen, langen Knüppel in den Händen nicht in der Strömung hätte halten können. Von dem Anblick der eilig dahinschießenden Wassermassen wurde mir schwindlig, ich schwankte und wäre sicherlich gefallen, wenn nicht Tschanbao mich mit starker Hand gehalten hätte. Ich stieß mir mit dem Stock die Mühe vom Kopfe, aber ich hatte keine Zeit, danach zu greifen. Nach einem kurzen Augenblick ging die Schwäche vorüber, ich riß mich zusammen und ging weiter. Bald war das schwerste Stück überwunden, ich fühlte jeden Schritt leichter werden, wir kamen in leichtes, stilleres Wasser. Unter allgemeinem Pusten und Stöhnen erreichten wir ganz erschöpft das Ufer, an den Mienen der Gefährten sah ich, daß auch für sie der Übergang recht ernste Gefahr bedeutet hatte.

Zähneklappernd wollten wir eilig weiterziehen, um uns zu erwärmen, aber Tschanlin riet, heute den Marsch abubrechen und hier an Ort und Stelle zu übernachten.

Am Ufer waren die Spuren eines Lagerfeuers zu sehen. Asche, Kohlen und halbverbrannte Holzstücke lagen umher. Derßu machte mich darauf aufmerksam, daß an ein und derselben Stelle mehrere Male Feuer gebrannt hatte. Hier führte also eine häufig benutzte Furt durch den Fluß. Derßu erklärte weiter, daß zuletzt vor drei Tagen hier ein Mann übernachtet hätte. Es sei ein alter Chinese gewesen, ein Fallensteller, er habe nachts nicht geschlafen und am Morgen nicht gewagt, den Fluß zu durchwaten, sondern sei umgekehrt und zurückgegangen.

Daß hier ein einzelner geweilt hatte, konnte man allenfalls aus den Fußspuren auf der feuchten Sandbank erkennen; daß er nicht hatte schlafen können, war aus dem Fehlen jeder Lagerstätte am

Feuer zu schließen, an dem er offenbar nur längere Zeit gehockt hatte. Neben dem Feuer lag ein hölzernes Stäbchen mit bestimmten Einkerbungen, das zum Aufstellen kleiner Tierfallen verwendet wird und auf die Beschäftigungsart hinwies; ein Paar fortgeworfener chinesischer Leinenstrümpfe ließ erkennen, daß es eben ein Chinese gewesen war, worauf auch die ganze Anlage des Lagerfeuers deutete. Das war schließlich alles verständlich; wie aber konnte Derfsu wissen, daß es ein alter Mann gewesen sei? Dafür fand ich keine Erklärung. Auf meine Frage entgegnete Derfsu:

„Wie kannst du nicht verstehen, läufst schon so viele Jahre in den Bergen herum?“ Er hob die genähten Leinenstrümpfe von der Erde auf; sie waren alt, vielfach geflickt und von neuem an den Fersen durchlöchert. Für mich war nur klar, daß der Chinese sie als unbrauchbar fortgeworfen hatte und dann zurückgegangen war.

„Versteht du wirklich nicht?“ fuhr Derfsu mit Bewunderung fort. „Ein junger Mensch läuft doch zuerst die Spitzen durch, ein alter aber die Fersen.“

Mit dieser einfachen Erklärung hatte er allerdings recht. Man braucht nur einmal auf den Unterschied im Gehen eines jungen und eines alten Menschen zu achten, um zu sehen, wie leicht der jüngere auftritt und wie er stets zuerst mit den Spitzen den Boden berührt, während der alte dabei die ganze Sohle aufsetzt und mehr auf die Ferse drückt.

Während ich mit Derfsu das verlassene Bivak betrachtete, hatten Tschanbao und Tschanlin ein Feuer angezündet und das Zelt aufgebaut. Nachdem ich mich gewärmt und getrocknet hatte, ging ich ein Stück am Ufer flußabwärts mit der schwachen Hoffnung, meine Mütze wiederzusehen. Sie konnte vielleicht von der Strömung irgendwo ans Ufer getrieben sein. So streifte ich bis zur Dämmerung umher, aber die Mütze fand ich nicht und mußte als Ersatz dafür den Kopf mit einer Art Binde umwickeln. Mit diesem eigenartigen Kopfschmuck legte ich dann den ganzen, ferneren Marsch zurück.

Als ich mich zur Rückkehr wandte, senkte sich die Nacht auf die Erde. Der Mond ging auf, hinter den Hügeln auf der anderen Seite des Flusses wurde es heller. Der Wald auf den Rämmen der Berge hob sich so scharf vom hellen Himmel ab, daß man jeden einzelnen Baum unterscheiden konnte. Die Schatten im Walde erschienen wie tiefe Gruben, die Lichter des Lagerfeuers viel röter als bei völliger Dunkelheit. Irgendwo seitwärts schrie ein Hirsch, aber

nur matt und ohne bis zur letzten Note durchzuhalten. Er erhielt auch keine Antwort. Vom Flusse stiegen schwere Dünste auf und zogen langsam über die Fläche wie graue Gespenster. An einer Stelle schien es, als säße dort ein Greis im weißen Leichenhemd auf den Steinen, und im Ginsterstrauch hatte sich eine Wassernymphe verfangen. Ich verspürte noch keine Lust, nach dem Lager zurückzugehen, setzte mich am Ufer nieder und sah dem Tanz der Schatten und Nebelgeister im blauen Mondlicht zu. Der Fluß rauschte dazu fein eintönig dumpfes Lied, an der Uferböschung, zwischen den Baumwurzeln, quirlten und gurgelten die Wasserwirbel, zuweilen plätscherten die Fische auf. So saß ich lange und wäre hier fast eingeschlafen, als ich Tschanbao und Derssu rufen hörte, die durch mein langes Ausbleiben beunruhigt waren. Eine Viertelstunde später saß ich bei ihnen am Feuer.

Der Einsiedler am Takuntschi

Kaum begann der Morgen zu blauen, als wir das Biwak abbrachen und am rechten Takemaufer weiterzogen. Das Tal wandte sich wieder nach Norden. Zwischen den Nebenflüssen Chumo, Sjaokuntschi und Takuntschi schieben sich Gebirgsausläufer heran, die am Ufer des Takema in hohe Terrassen übergehen. Ihr fester Kern besteht aus Quarzporphyr und Liparit. An den Stellen, an denen die Ausläufer der Bergkanten den Fluß durchschneiden, haben sich Stromschnellen gebildet, von denen die letzte das Aussehen eines wirklichen Wasserfalles hat. Das Wasser drängt sich mit Getöse durch die enge Klamm und stürzt schäumend über die Felsen herab. Nahe der Stromschnelle hat das Wasser eine tiefe Mulde ausgewaschen; hier fließt es ruhig und hat im Sonnenlicht eine herrliche, smaragdgrüne Farbe. Ich freute mich lange an dem malerischen Bilde, als plötzlich meine Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung gelenkt wurde.

Unweit von uns zeigte sich an der Oberfläche des stillen Wassers ein schwimmender Gegenstand. Wir erkannten den Kopf eines Fischotters [*Lutra vulgaris*]. Er hielt einen großen Fisch zwischen den Zähnen und schwamm dem gegenüberliegenden Ufer zu. Nach einer Minute hatte er einen flachen Stein erreicht und erkletterte ihn. Sein nasser Leib glänzte in der Sonne. Jetzt wendete er sich um und

hatte mich eräugt. Er ließ den Fisch fahren und glitt blüßschnell ins Wasser zurück, wo er sofort untertauchte. In der Hoffnung, ihn noch einmal zu sehen, machte ich meinen Gefährten mit der Hand ein Zeichen, sich zu verbergen, aber der Fischotter zeigte sich nicht mehr. Schon wollte ich aufstehen, als plötzlich ein Schatten über das Wasser glitt und sich gleich darauf ein großer, weißschwänziger Fischadler auf dem Steine niederließ. Er holte sich den Fisch von der gedeckten Tafel und erhob sich sofort wieder mit leichtem Fluge in die Luft. Nun zeigte sich auch für einen kurzen Augenblick der Otter wieder in weiter Entfernung. Wahrscheinlich schöpfte er nur seine Lungen voll Luft, tauchte bald wieder unter und blieb verschwunden.

Das Tier erreicht eine Länge von 1,20 Meter, der Körper ist langgestreckt, der Schwanz 40 Zentimeter lang, die Füße kurz, der Kopf rund, mit ausdrucksvollen, schwarzen Augen. Die Färbung ist dunkelbraun auf dem Rücken und an den Seiten, die Haare glänzend, an der Kehle und der Unterseite des Bauches silbergrau.

Auf dem trockenen Lande setzt das Tier bei der Fortbewegung die Vorder- und Hinterfüße so nahe zusammen, daß sich sein Körper dabei bogenförmig nach oben wölbt.

Im Ussurigebiet ist der Fischotter überall und gleichmäßig verbreitet. Seinen Lieblingsaufenthalt bilden die fischreichen Flüsse, besonders die Stellen, die im Winter nicht zufrieren und unter dem Eise am Ufer Höhlungen offen lassen. Auf seinen Ausflügen nach dem trockenen Lande hält er regelmäßige Wechsel ein und besucht stets die gleichen Plätze, selbst wenn er dazu große Strecken durchschwimmen muß. Dort stellen die Jäger im Sande ihre Fallen auf. Der Otter ist ein großer Fischräuber, der oft mehr mordet, als er fressen kann. Wenn in einem Abschnitt des Flusses die Fische knapp geworden sind, wandert er am Ufer entlang flußaufwärts oder abwärts nach einem anderen Bezirk. Sein Orientierungssinn ist vorzüglich ausgebildet. Wo der Fluß eine Schlinge beschreibt, wählt er zu seinen Wanderungen über die Halbinsel die schmalste Stelle aus. Bisweilen siedelt der Fischotter auch gänzlich aus einem Flusse nach einem anderen über und unternimmt hierzu erstaunlich lange Wanderungen über Land. Die Eingeborenen erzählen, daß das Tier gelegentlich sogar im Gebirge anzutreffen ist, weit entfernt von jedem Wasserlaufe. Der scheue, schlaue und vorsichtige Räuber liebt seine Jagdzüge vornehmlich in hellen Mondnächten auszuführen und ist dann recht lebhaft; bei Tage zeigt er sich selten.

Drei Werst weiter kamen wir zu der Mündung des Takuntschi und bivaktierten in der Nähe. Tschanbao und Derßu besaßen sich mit dem Herbeischaffen von Brennholz, Tschanlin ging an den Fluß, um Fische mit der Harpune zu fangen.

Eine solche Harpune, wie sie die Udehesen unterwegs mit sich führen, besteht aus einer scharfen Spitze mit Widerhaken und ein paar Riemen. Sie wird am Gürtel getragen und zum Gebrauch an einem geeigneten langen Stod befestigt. Gewöhnlich werden damit



Am Takuntschi

die Fische vom Ufer aus erlegt, an das der Eingeborene sich vorsichtig heranpirscht. Nach dem Stoße löst sich die Spitze von dem Schaft, bleibt im Leibe des Fisches stecken und wird von ihm davongetragen. Der lange, dünne Riemen, an dem sie befestigt ist, wird ausgelassen und dann an ihm die Beute vorsichtig an Land gezogen.

Tschanlin handhabte seine Harpune mit großer Geschicklichkeit und erlegte sechs Forellen, die uns ein köstliches Abendbrot gaben.

Am folgenden Tage, dem 8. September, verabschiedeten wir uns vom Takema und zogen am Takuntschi aufwärts. Dieser Fluß hat eine Länge von 40 Werst und fließt in einem Bogen von Nordwesten nach Osten. An der Mündung beträgt seine Breite bis 3 Sassen, die Tiefe in der Mitte 3 bis 4 Fuß. Das Wasser ist trübe, mit einem bläulichopalen Schimmer.

Der Takuntschi durchfließt ein typisches Denudationstal, eng an

der Mündung, weiter oberhalb dagegen breiter. Die scharfgipfligen, einzelft ehenden Hügel mit geglätteten Konturen und fchrägen Abhängen weisen auf starke Auswaschungsprozesse hin.

Zur Geologie des Takuntschi ist folgendes zu fagen: Nahe der Mündung hat der Fluß hohe Terrassen unterwaschen, deren Kern aus schönem Tonschiefer besteht, der von dünnen Adern grauen Sandsteins durchzogen ist. Etwas oberhalb, an der rechten Seite, zeigen die freien Stellen sehr alte Konglomerate, die das Aussehen haben, als wären sie im Feuer gewesen. Weiterhin folgt links Granit in plattenförmigen Lagerungen, höher hinauf wieder Tonschiefer mit stark ausgeprägter Faltung.

Von den Nebenflüssen des Takuntschi am Mittellaufe sind erwähnenswert: zwei kleine, namenlose Zuflüsse von rechts und ein größerer, der Talda, von links. Einer der ersten führt zum Übergang an den Ilimo, der andere an den Sakhoma, der Talda wieder an den Takema. An der Mündung jedes dieser Zuflüsse stehen chinesische Jagd- und Fallenstellerfansen.

Die erste dieser Fansen erreichten wir bald. Dort ruhten wir etwas aus, frühstückten Tee mit Hartzwieback und zogen weiter. Das ganze Tal des Takuntschi ist wie das des Takema von dichtem Nadel- und Mischwald bedeckt. Das breit ausgewaschene Flußbett und die Schwemmholzbarrikaden beweisen, daß auch hier zeitweilig große Überschwemmungen herrschen.

Auch die zweite Fansen erreichten wir leicht und ohne Zwischenfälle und richteten uns hier zur Nacht ein wie zu Hause.

Die Sonne hatte ihre sommerliche Kraft verloren; sie leuchtete nicht mehr so hell, ging später auf und beeilte sich, zeitig zum Ende ihres Tagewerks zu kommen. Das Gras am Boden begann zu verdorren und nahm eine braungelbe, eintönige Farbe an. Auch die Blätter der Bäume und Sträucher verwelkten. Als erste verspürten Ahorn und wilder Wein das Herannahen des Winters; sie verfärbten sich zu prächtig gelben, violetten, orange und purpurroten Tönen.

In der Dämmerung zog ich mit Derffu in den Wald. Die Ijjubrhirsche hatten sich schon zu Rudeln vereinigt. Die Hirsche zeigten keine Kampflust mehr, obgleich sie noch gegenseitig auf den Schrei der anderen antworteten. Sie hielten sich hinter ihren Rudeln und trieben mit dem Geweih die Muttertiere weiter, sobald ein Rivale nahe.

Nach dem Abendessen machten wir es uns auf den warmen Rangs bequem. Derffu erzählte von seinen Jagderlebnissen. Neben ihm

säßen Tschanbao und Tschanlin und hörten aufmerksam zu. Aus ihren kurzen Zwischenrufen entnahm ich, daß der Golde eine sehr interessante Geschichte erzählte, aber der Schlaf übermannte mich, ich konnte ihm nicht mehr widerstehen und schlief ein, wie erschlagen.

Am 9. September setzten wir unseren Marsch in der Richtung nach dem Sichte-alin weiter fort. In den Wäldern war hier auch die Vogelwelt zahlreich vertreten. Außer den im Ussurigebiet sehr häufigen Meisen, Schwarzspechten, Rußhähern, Elstern, Buntspechten, Holztauben, Raben und Adlern hielten sich hier am Flusse und an den alten, wieder von Jungholz überwucherten Brandfeldern verschiedene besondere Arten auf. Da gab es grauköpfige Spechte; die Eingeborenen nennen sie „Erdspechte“, weil sie ihre Nahrung ganz im Gegensatz zu ihren Artgenossen mehr auf der Erde suchen als an den Bäumen. Diese Vögel erhoben bei unserer Annäherung jedesmal ein durchdringendes Geschrei und bemühten sich, schnell im Dickicht zu verschwinden. Dann traf ich rotbrüstige Drosseln; sie flogen auf das Geräusch unserer Schritte alle gleichzeitig aus dem Grase auf, setzten sich auf die nächsten Bäume und zwitscherten dort, als ob sie sich gegenseitig ihre Meinungen über die Begebenheit sagen wollten. In den Sträuchern schwirrten kleine, niedliche Vögelchen umher, mit gestreiftem Rücken und weißen Köpfchen; es waren Fliegenschnäpper. Mit dem Verschwinden der Insekten mußten auch sie nach wärmeren Gegenden aufbrechen. Die Zeit war nahe, und dazu begannen diese Mückenjäger sich in Scharen zu sammeln. Über den Abhängen kreisten zwei Habichte; ein leederes Opfer bilden für sie die kleinen Pfeifhasen; aber diese Rager sind leider sehr vorsichtig, sie entfernen sich nicht weit von ihren Schlupflöchern, und bei dem geringsten Anzeichen einer Gefahr flitzen sie unter die Steine. Dennoch bleiben die beschwingten Räuber bei geschicktem Manövrieren nicht ohne Beute.

Unmerklich war der Tag vergangen. Die Sonne bereitete sich zur Ruhe vor, ihre goldenen Strahlen durchdrangen tief den Wald und verliehen ihm eine besonders anziehende Schönheit.

Wir beschleunigten unsere Schritte. Der kleine, kaum bemerkbare Pfad, auf dem wir entlang zogen, beschrieb fortwährend Biegungen; bald führte er an dem einen Flußufer entlang, bald am gegenüberliegenden.

Das Tal, das sich bisher immer mehr verengt hatte, wurde nun plötzlich breiter. Das Gelände erhielt einen unbestimmten, verschwommenen Charakter. Hier lag das Quellgebiet des Takuntschi,

der aus dem Zusammenfluß von Bächen entsteht. Wir befanden uns am Fuße des Sichote-alin.

Die Ausläufer des Gebirgszuges, stark ausgewaschen und von Bergwässern durchschnitten, erschienen als voneinander isolierte Erhebungen. Hinter ihnen zeigte sich der Kamm der Wasserscheide; wie eine hohe Wand umsäumte er das Tal des Takuntshi und trennte den Küstenrayon scharf vom Bassin des Zmanflusses.

An der Stelle, an der sich die drei Bäche vereinigen, lag eine freie Fläche, und auf ihr stand eine kleine Fasanse, mit Rinde und trockenem Grafe gedeckt.

In der Nähe stießen wir auf einen einzelnen alten Chinesen. Als wir aus den Sträuchern traten, waren seine ersten Bewegungen Flucht. Aber dann hielt ihn ersichtlich doch sein Selbstgefühl, das Bewußtsein seines ehrwürdigen Alters zurück. Er konnte doch nicht so gegen alle Sitte der Gastfreundschaft verstoßen und einfach davonlaufen. Jedenfalls hatte ihn unser plötzliches Erscheinen völlig außer Fassung gebracht, und er wußte noch nicht recht, wie er sich verhalten sollte.

Behördlicherseits hatte man damals endlich damit begonnen, der Wildddieberei und Raubwirtschaft Einhalt zu tun; verschiedene rückfällige Übeltäter waren bereits des Gebietes verwiesen worden.

Der Chineser schien anzunehmen, daß er sofort verhaftet und vielleicht unter militärischer Begleitung nach St. Olga gebracht werden sollte. Vor Aufregung setzte er sich auf einen Baumstamm nieder und konnte sich lange nicht beruhigen; er atmete schnell und schwer, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

Derßu und Tshanbao traten näher heran, begrüßten ihn in seiner Sprache, und er ließ sich endlich etwas beruhigen.

Inzwischen war die Sonne hinter den Bergen verschwunden. Das märchenhafte Leuchten im Walde verlosch, es wurde plötzlich trübe und kühl.

Ich hatte keine Lust weiterzuziehen; der Platz mit der kleinen Fasanse erschien mir so einladend, daß ich beschloß, hier zu übernachten.

Bald loderte ein Lagerfeuer auf, und die Gefährten machten sich an die Bereitung des Abendessens. Ich saß etwas abseits und betrachtete den alten Chinesen.

Er war von hohem Wuchs, etwas gebeugt unter der Last der Jahre, mit schwarzen, getrübbten Augen und einem langen, dünnen, eisgrauen Bart. Der schwielige Hals, das dunkle, verrunzelte Gesicht und die spitze Nase ließen ihn fast mumienhaft erscheinen. Gekleidet

war er in eine alte verblüehene und viel geflickte Hemdbluse aus blauem Drell, gegürtet mit einer Schärpe aus ähnlichem Stoff. An der Seite hatte er ein Jagdmesser hängen, ein Stäbchen zum Ausgraben der Schenschenwurzeln und ein Beutelchen mit dem Feuerzeug. An den Beinen trug er dunkelblaue Hosen und niedrige, aus Renntierfell gefertigte Schuhe, mit Riemen befestigt, um den Kopf einen Lappen gewickelt, fast schwarz von Staub und Schweiß.

Der alte Chinese glich nicht den gewöhnlichen Arbeitermansen. Diese Hände mit langen, schmalen Fingern, das Profil und die Nase mit dem kleinen Höcker, der ganze Gesichtsausdruck sprachen davon, daß der Alte nur durch Zufall in die Taiga verschlagen worden war. Es lag etwas sehr Intelligentes in ihm.

Wahrscheinlich ein politischer Flüchtling, sagte ich mir.

Es erschien mir, als ob besonders meine Person dem Chinesen Anlaß zur Furcht gäbe, und das war mir peinlich. Als mir dann Urinin eine Tasse Tee und zwei Stücke Zucker brachte, stand ich auf, trat an den Alten heran und bot ihm den Trank an. Der alte Mann geriet derartig in Verwirrung, daß er den Zucker fallen ließ und fast den Tee ausgegossen hätte. Seine Hände zitterten, Tränen liefen ihm über das runzlige Gesicht. Er warf sich vor mir auf die Knie und rief mit gepreßter Stimme: „Tau-sje ba, ta-lai-ja (Dank, Kapitän)!“

Ich hob ihn auf und beruhigte ihn, so gut ich konnte: „Bupa, be-chai-pa, laturl (Du hast gar nichts zu befürchten, alter Herr)!“

Wir besaßen uns dann alle mit unseren Arbeiten; ich zeichnete die zurückgelegte Marschrouten auf, Derssu und Tschanbao machten sich an die Zubereitung des Abendessens.

Nach und nach fand sich auch der Alte mit unserer Anwesenheit ab und wurde zutraulicher. Als wir nach dem Tee am Lagerfeuer saßen, entspann sich eine Unterhaltung, und ich begann den Chinesen auszufragen, wie er hierher an den Takuntschi geraten sei.

Er nannte sich Lizunbin und erzählte, daß er jetzt vierundsiebzig Jahre alt sei und aus Tientsin aus einer wohlhabenden Familie stamme. Noch als junger Mensch hatte er sich mit seinen Angehörigen überworfen. Von seinem jüngeren Bruder war er schwer gekränkt worden. Der Streit knüpfte sich an eine Frau, die er, Lizunbin, liebte. Der Vater hatte sich auf Seite des jüngeren Bruders gestellt. Damals hatte Lizunbin das Elternhaus verlassen und war an den Sungari gezogen; von dort gelangte er in das Ussurigebiet und hatte sich am Daubische angesiedelt. Als dann später die russischen An-

siedler dort erschienen waren, zog er an den Ulahe, darauf an den Sudjuche, Psuchun und Waifudin und gelangte endlich bis an den Takema, wo er vierunddreißig Jahre lang verblieb.

Früher hatte er sich mit der Jagd beschäftigt. Seine erste Feuerwaffe war ein Luntengewehr, für das er dreißig ausgewählte Zobel-felle geben mußte. Später befaßte er sich mit dem Suchen der kostbaren Shenschenwurzeln. Für die Jagd war er zu alt geworden, höchstens als Fallensteller konnte er noch den Tierfang ausüben. Auf seinen Streifzügen in der Einsamkeit war er an den Takuntschi gelangt. Die Gegend hatte ihm so gefallen, daß er bereits vor vielen Jahren hierher übergesiedelt war.

Lizunbin lebte hier in völliger Abgeschlossenheit. Selten nur geriet ein Eingeborener durch Zufall an diesen Platz, und er selbst kam höchstens zwei- oder dreimal im Jahre an die Takemamündung hinunter.

Dann gedachte der Greis seiner Kindheit, seiner Mutter, des elterlichen Hauses mit dem Garten am Flusse . . . Er verstummte, senkte den Kopf auf die Brust und hing seinen Gedanken nach.

Ich sah mich um, wir saßen beide allein am Lagerfeuer, Derßu und Tschanbao waren noch in den Wald nach Holz gegangen.

Die Nacht versprach kalt zu werden. Aber den sternbesäten Himmel zog sich breit das helle Band der Milchstraße. Ein scharfer, kalter Wind blies von Nordwesten her. Ich fröstelte und ging in die Farnse, der Alte blieb allein am Feuer zurück.

Als Derßu und Tschanbao zurückkamen, gewahrte ich, daß sie auf den Zehenspitzen an Lizunbin vorübergingen, sie sprachen nur flüsternd und bemühten sich in jeder Weise, keinen Lärm zu verursachen.

Von Zeit zu Zeit trat ich an die Tür und sah den Chinesen noch immer in der gleichen Haltung an seinem Plage am Feuer sitzen. Der Flammenschein glitt über sein greises Gesicht, und zuweilen huschten dunkle Schatten darüber hin. In diesem zuckenden Lichte erschien der Alte wie ein Geist aus der Unterwelt, sein Gesicht wie rotglühendes Eisen. Er war so in seine Gedanken vertieft, daß er augenscheinlich unsere Anwesenheit ganz vergessen hatte.

Was ging in ihm vor, worüber sann er nach? Er gedachte wohl seiner Jugendzeit und wie anders sich sein Leben gestaltet hatte; er erinnerte sich der Angehörigen, des geliebten Mädchens und durchmaß im Geiste sein langes Leben in der Taiga, als Einsiedler in selbstgewählter Verbannung . . .

Spätabends sah ich nochmals nach dem Alten. Der Wind hatte den verlöschenden Feuerhaufen zu neuer Glut entfacht, minutenlang züngelte die Flamme auf und beleuchtete auf Augenblicke die hagere Gestalt des Greises. Er saß noch immer an seinem Plage, den Kopf auf die Hand gestützt, sah in die zuckende Glut und sann der Vergangenheit nach. Ich wollte ihn anrufen, zögerte aber immer wieder damit.

Endlich hatte ich meine Arbeit beendet, schloß das Heft und machte mein Lager zurecht. Als ich aus der Tür nach Lizunbin blickte, war das Feuer verlöschen; der Wind trieb die letzten Funken über das Feld. Aber der alte Chinese saß noch genau so auf seinem Baumstumpf wie vor einer Stunde, einer leblosen Hülle gleich, deren Geist sie zu einer weiten Reise verlassen.

Ich bedeutete Derssu, den alten Mann hereinzurufen.

„Nein, Kapitan, geht doch nicht!“ entgegnete leise der Golde und setzte hinzu, daß man in solchen Augenblicken, da der Mensch über seine Vergangenheit nachdenkt, ihn unmöglich stören dürfe. Er hatte recht; eine derartige innere Einkehr und Selbstbetrachtung ist ein feierlicher, großer Seelenakt. Alles Geschehene tritt plötzlich vor unser geistiges Auge, längst zurückgedrängte Bilder steigen auf, die Vergangenheit liegt klar und übersichtlich vor uns, wir erkennen alle Zusammenhänge, alle unsere Taten treten in Erinnerung; sie erfüllen entweder das Herz mit Stolz und Genugtuung oder sie treiben uns die Schamröthe ins Gesicht und erwecken bittere Reue.

Ich begriff, daß es wirklich nicht angängig war, in solchen Augenblicken einen Menschen zu stören. Ich trat in die Farnse zurück und legte mich auf den Kang.

Klagend strich der Wind durch den Rauchfang und raschelte in dem dünnen Grase auf dem Dache. Von außen krazte irgend etwas an der dünnen Wand; es war wohl der dürre Ast eines nahen Strauches oder Baumes. Eingekullt von diesen Lauten, fiel ich in Schlaf.

Als ich am anderen Tage erwachte, stand die Sonne schon hoch. Ich zog mich rasch an und trat ins Freie.

Ringsum war alles weiß bereift, das Wasser in den Pfützen gefroren. Unter der dünnen Eisdecke standen große Luftblasen. Das vertrocknete, von Eiskristallen bedeckte Gras funkelte in solchem Glanze, daß mir fast die Augen davon schmerzten. Die Zweige der Bäume, die Steine und die festgetretene Erde waren mit einem kalten, mattglänzenden Schimmer überzogen.

Ich sah mich um und bemerkte, daß alle die Sachen, die noch gestern

ohne Ordnung in der Nähe der Fasse umhergelegen hatten, jetzt zusammengetragen und unter einem Schuttdache aufgestapelt waren. Am Feuer saßen Tschanbao, Derffu und Tschanlin und besprachen leise etwas untereinander.

„Wo ist der Alte?“ fragte ich sie.

Tschanbao wies mit der Hand nach dem Walde. Jetzt erst gewahrte ich am Rande der Lichtung ein kleines Gebetshäuschen, aus Latten errichtet und mit Zedernrinde gedeckt. Neben ihm kniete der alte Mann und betete. Ich machte einen kleinen Umweg an ihm vorbei nach dem Bache, um mich zu waschen. Nach einer Viertelstunde kam der Alte in die Fasse zurück und begann still sein Bündel zu schnüren.

„Wo will er hin?“ wandte ich mich an meine Gefährten. Nun erklärte mir Tschanbao, der alte Mann habe beschlossen, in seine Heimat zurückzukehren. Er wolle sich dort mit seinem Bruder ausöhnen, falls dieser noch lebte, und bis an das Ende seiner Tage ein gottgeweihtes Leben führen.

Als der Greis sich reisefertig gemacht hatte, zog er vom linken Handgelenk ein hölzernes, geschnitztes Armband, überreichte es mir und sagte:

„Nimm, Kapitän, heb' es auf — es wird dir Glück bringen!“

Ich dankte ihm für sein Geschenk und legte das Armband an. Hierauf verneigte sich der Greis nach allen vier Himmelsrichtungen tief zur Erde und nahm Abschied von den Bergen, der Hütte und dem nahen Bache.

Unweit der Fasse standen zwei Lärchen, unter ihnen eine kleine Bank. Lizunbin wandte sich an diese Bäume mit einer rührenden Rede. Er sprach davon, daß er sie mit eigener Hand gepflanzt habe, jetzt seien sie zu großen Bäumen herangewachsen. Viele Jahre hatte er hier in der Abendkühle ausgeruht, nun wollte er sie für immer verlassen. Der Greis weinte, kniete nochmals nieder und berührte mit der Stirn die Erde.

Dann verabschiedete er sich von meinen Gefährten, sie verbeugten sich tief vor ihm, halfen ihm, das Bündel auf den Rücken zu nehmen, gaben ihm einen Stab in die Hand und geleiteten ihn dem Walde zu.

Am Rande der Lichtung wandte sich der Alte nochmals um und warf noch einen letzten Blick auf den Ort, an dem er so viele Jahre als Einsiedler verbracht hatte. Als er mich gewahrte, winkte er mit der Hand, ich gab ihm seinen Gruß ebenso zurück und fühlte das Armband am Gelenk.

Tschanbao, Derffu und Tschanlin kamen zurück, auch wir packten unsere Sachen und zogen unseren Weg weiter. Als wir den Saum des Waldes erreicht hatten, schaute auch ich nochmals zurück. Mir war, als wäre ein Band zerrissen, das diesen Platz umschlungen hielt. Die waldumrahmte Pichtung und die kleine, graue Farnse — gestern schien mir hier alles so freundlich und vertraut, jetzt lag es öde und fremd da.

Du verlassenes Haus! Deine Seele ist entflohen, nur eine tote Hülle blieb zurück.

In der Taiga auf dem Sichote-alin

Von der Farnse aus begann der Aufstieg nach dem Sichote-alin, anfangs mäßig geneigt, dann immer steiler. An den östlichen Hängen des Gebirges wächst Nadelmischwald, in der Hauptsache Zedern, Tannen, Fichten, Lärchen, Ahorn und Birken mit gelber, zottiger Rinde. Der Boden ist mit Farnkraut, Rieswurz, Maiglöckchen, Königskerzen, Kleearten, Sauerampfer und Niedgras bedeckt.

Bald wurden die Hänge so steil, daß man sich mit den Händen an den Baumwurzeln halten und von Stein zu Stein hinaufziehen mußte. Die Höhe des Passes lag nach den Angaben des Barometers 2870 Fuß über dem Meerespiegel. An der Westseite des Kammes ist der Pflanzenwuchs einförmiger als an den östlichen Abhängen. Der Unterschied im Charakter der Waldungen ist sehr scharf. Ich hatte erwartet, die Höhen des Sichote-alin als kahle Felsen vorzufinden. Aber nichts dergleichen war zu sehen. Vor mir lag eine Hochebene wie ein Tafelberg, mit spärlichem, dunkelgrünem Lärchenwald ohne jedes Unterholz bedeckt. Nirgends Sträucher oder Graswuchs, überall nur Moos, höchstens hier und dort die Büsche des wilden Rosmarin. Um zu dem festen Grunde zu gelangen, mußte tief im Moose gegraben werden. Die entnommenen Gesteinsproben erwiesen sich als Quarzporphyr und Liparit.

Meinem Herbarium fügte ich hier folgende Pflanzen hinzu: die auf dem Moose sich ausbreitende kanadische Kornelkirsche [*Cornus canadensis* L.] mit einer aus sechs Blättern gebildeten Rosette und roten Beeren; dann die kanadische Schattenblume [*Majanthemum canadense* Des.] mit zwei herzförmigen, stark glänzenden saftigen Blättern; ferner eine besondere Art des Bärlapps [*Lycopodium anotinum* L.] sowie Farnkräuter [*Nephrodium dilatatum* Des. und

Polypodium vulgare L.]; das erste erinnert äußerlich etwas an niedrig wachsenden Adlersfarn [*Pteridium*] mit ziemlich einfach gefiedertem Blattwerk.

Nachdem wir ein wenig auf dem Passe gerastet hatten, zogen wir weiter. Ich beabsichtigte, die Hochebene zu durchqueren und jenseits zum Wasser hinabzusteigen. Aber so weit wir auch gingen, ein Ende der Fläche war nicht abzusehen. Vor uns breitete sich eine öde, sumpfige Ebene aus, von dürftigen Waldstücken unterbrochen, ohne jede Hügelung noch irgendeine Erhebung oder Vertiefung. Ich war der Ansicht, daß wir auf eine Hochebene geraten waren, und wußte nicht, ob uns die eingeschlagene Richtung in ihrer Längsausdehnung oder in der Breite quer über die weite Fläche führte. Ganz unerwartet vernahmen wir das Rauschen eines Gewässers, ein Umstand, der mich noch mehr in Verwunderung setzte. Bald klärte sich alles auf. Der Westhang des *Sichote-alin* erwies sich in dieser Gegend als derartig schwach geneigt, daß die Senkung für das Auge völlig unerkennbar ist. Vor uns lag das Flußgebiet des *Armou*, des größten Nebenflusses des *Iman*, in dessen Mittellauf er sich von rechts her ergießt. Nach dem Stande des Barometers befanden wir uns in einer Höhe von 2590 Fuß. Wir waren demnach vom Kamme aus nur 280 Fuß herabgelangt, das Gefälle betrug im Durchschnitt 5 Sassen auf 1 Werst. Der Wasserspiegel der Flußläufe an der Westseite des *Sichote-alin* lag 770 Fuß höher als an der Ostseite des Gebirges.

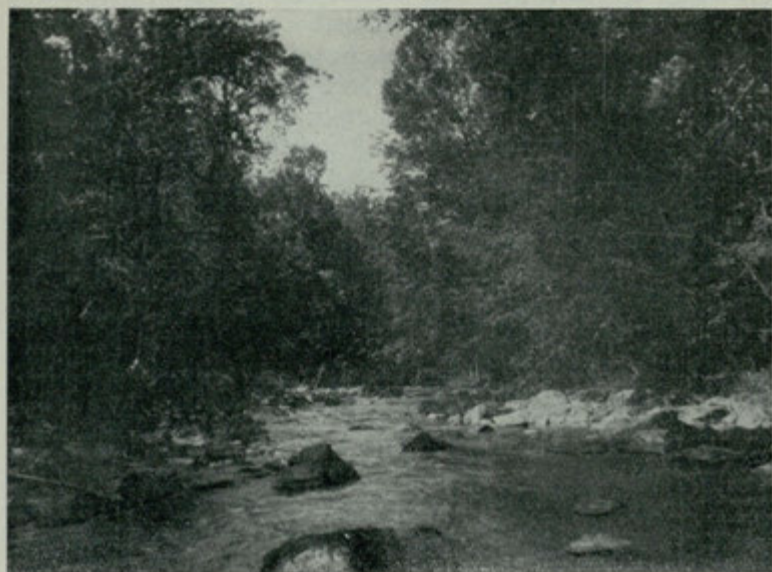
Im Oberlaufe besteht der *Armou* aus zwei Flüsschen von gleicher Länge. Wir waren gerade an den Ort ihrer Vereinigung gelangt. *Tschankin* gab ihre Länge auf zwei Tagemärsche an. Wir beschloßen, an dem näher zum *Sichote-alin* liegenden Flüsschen weiterzuziehen, dann wieder die Wasserscheide zu erreichen, ein Stück auf dem Kamme entlang zu gehen und an den *Takemaquellen* hinabzusteigen.

Der *Armou* hat hier eine Breite bis zu 3 Sassen bei ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe. Sein Wasser ist rötlich gefärbt und besitzt nicht die niedrige Temperatur, die sonst den reizenden Bergwässern eigentümlich ist. Das Flußbett des *Armou* ist mit Bruchholz angefüllt; bei der verhältnismäßig schwachen Strömung bleiben die Baumstämme überall im Flusse liegen, wie sie gefallen sind.

In der Nähe des Flusses ist der Baumwuchs sehr üppig; er besteht aus Erlen, Weißbirken, Fichten und zahlreichen Lärchen. Es ist Taiga im vollsten Sinne des Wortes: wild, öde und unwirtlich. Tiere fehlen fast gänzlich, nirgends zeigt sich eine Spur von ihnen. Während zweier Tage trafen wir nicht ein Vögeln. Derartige Einöden

wirken unmittelbar auf das menschliche Gemüt. Schweigend und un-
lustig zog unser Häuflein durch die unbelebte Wildnis.

Gewohnheitsgemäß wurde gegen drei Uhr nachmittags nach einem
Platz für das Biwat Umschau gehalten. Derſſu und Tſchanbao waren
ein Stück nach rechts gegangen, während ich mit Tſchanlin und Arinin
am Flußufer blieb. Plötzlich hörten wir Derſſu rufen und gingen
ihm nach. Als wir durch das Dickicht vorgedrungen waren, sah ich



Am Oberlauf des Armu

eine kleine Lichtung und auf ihr etwas Weißliches. Dort standen
Derſſu und Tſchanbao und betrachteten aufmerksam die Gegenstände
zu ihren Füßen. Anfänglich glaubte ich, es wären Baumäste, aber
schon nach den Gesichtern der Gefährten zu urteilen mußte es sich um
etwas Ernstes handeln. Als ich näherkam, gewahrte ich Menschen-
schädel. Es waren ihrer sechs; ringsum lagen auch andere menschliche
Knochenteile umher.

Sechs Skelette! Wie waren diese Leute hier umgekommen? Nur
die stille Taiga wußte um dieses Geheimnis.

Derſſu musterte lange die Schädel und sprach darüber mit Tſchan-
bao. Nach seiner Meinung lag hier kein Mord vor, denn keiner der
Schädel und Knochen zeigte irgendwelche Verletzung. Diese Menschen

waren auch keiner Krankheit erlegen; bei einer Erkrankung sterben nicht so viele gleichzeitig an einer Stelle; der eine bleibt wohl liegen, die anderen schleppen sich ein Stück weiter. Derſſu untersuchte die Stämme der umstehenden Bäume. Nach den Brandstellen an den Wurzeln stellte er fest, daß der letzte Grasbrand hier zwei Jahre zurücklag. Da auch die Knochen die Spuren des Feuers aufwiesen, so konnte man daraus schließen, daß die Leichen bereits vor diesem Brande zu Skeletten geworden waren. Die Flammen hatten auch die Reste der Kleider vernichtet. Immerhin mußten sich in der Nähe noch Gegenstände vorfinden, die vom Feuer unzerstört geblieben und nach ihrer Art einen Aufschluß über die Rationalität der Toten geben konnten. Derſſu und Tſchanbao machten sich daran, das Moos zu durchsuchen. Bald fanden sie einen eisernen Kessel, ein Beil, scharfge Messer, eine Ahle, deren Griff aus einer Patronenhülse gefertigt war, Feuerstein und Stahl, einen metallenen Pfeifentopf, Blechbüchsen und einen silbernen Ring. Aus diesem Nachlaß stellte Derſſu fest, daß die Umgekommenen koreanische Goldsucher gewesen waren. Augenscheinlich hatten sie sich auf dem Wege zur Küste in der Taiga verirrt und waren dem Hunger erlegen.

Die Rettung hatte so nahe gelegen — nur noch ein Bergübergang, und dort lag die Fasse des chinesischen Einsiedlers, bei dem wir die letzte Nacht verbracht hatten. Die den Platz umsäumenden Bäume, diese stillen Zeugen des Unterganges der sechs Menschen, standen schweigsam, heute wie damals. Noch düsterer erschien uns jetzt die Taiga.

Wir legten unsere Bündel ab, Tſchanbao und Tſchanlin wälzten einen gestürzten Stamm beiseite, räumten unter ihm die Erde und Steine fort, ich trug mit Derſſu und Arinin die Knochen dorthin. Dann bedeckten wir sie mit Erde und Moos, wälzten wieder den Stamm darüber und gingen an den Fluß, um uns zu waschen.

Es war Zeit, an das Nachtlager zu denken. Tſchanbao und Tſchanlin wollten nicht in der Nähe der Toten bleiben. Wir nahmen unsere Bündel über, zogen noch eine halbe Werst weiter, wählten am Ufer des Flüsschens eine geeignete Stelle und machten uns ans Bivallieren.

In der Dämmerung stieg Nebel auf. Er schwebte über der Wasserscheide und verbreitete sich dann am ganzen westlichen Abhang des Sichote-alin.

Am Abend hatte ich Gelegenheit, eine merkwürdige meteorologische Erscheinung zu beobachten. Gegen zehn Uhr ging der Mond auf,

trübe, fast ohne zu leuchten. Darauf verflüchtete sich der Nebel, und nun erstreckten sich von der Mondscheibe aus nach oben und unten zwei lange Strahlen, die nach ihren Enden zugespitzt verliefen. Diese Erscheinung dauerte etwa fünfzehn Minuten, dann zog sich wieder der Nebel zusammen und in ihm verschwamm der Mond aufs neue. Es fiel ein feiner Regen, der die ganze Nacht hindurch anhielt.

Am Morgen des 11. September schien sich das Wetter etwas zum



Laiga auf dem Kamm des Sichote-alin

Besseren zu wenden. Um die Zeit auszunützen, brachen wir frühzeitig auf und zogen weiter am Armu aufwärts. Das Gelände war hier noch derartig flach und einförmig, daß man ganz vergessen konnte, sich am Fuße des Sichote-alin zu befinden. Der Nadelwald zeigte meist baumartigen Charakter, war aber von geringer Güte und stand sehr ungleichmäßig. Sumpfige Flächen liegen voneinander durch kleine Waldstreifen getrennt, die Bäume tragen meist abgefrorene Wipfel und eine große Menge dürerer Zweige.

Gegen elf Uhr vormittags verließen wir den Armu und wandten uns scharf nach Osten. Hier stieg die Ebene allmählich an, fast unmerkbar erreichten wir wieder die Höhe des Sichote-alin und gelangten an seine östlichen Abhänge. Inzwischen hatte sich der Nebel verteilt, und wir konnten Umschau halten.

Links von uns, etwa in fünfzehn Werst Entfernung, ragte ein hoher Berg über dem Kamme auf. Tschanlin, der die Gegend gut kannte, sagte, daß diese Spitze keinen Namen habe und daß an ihm die Quellen des Siza lägen. Wir befanden uns gerade gegenüber dem Tale des Tjantschingousa, der von rechts oberhalb des Takuntshi dem Takema zufließt. Krüppelbirken an seinen Quellen weisen darauf hin, daß hier einstmals große Waldbrände wütheten, die den ganzen Bestand an Nadelholz vernichtet haben. Der anliegende Teil des Sichote-alin hat das Aussehen eines langgestreckten Tafelberges; die Chinesen nennen ihn hier „Tjantschinlaja“.

Lange sollten wir uns des schönen Ausblicks nicht erfreuen. Die Wolken zogen sich zusammen und verhüllten von neuem den Sichote-alin; bald sprühte wieder ein dichter, feiner Regen.

Bei schlechtem Wetter ist die Geländeaufnahme recht schwierig. Das Papier wird krumplig, und von der Nässe verwischen sich die Bleistiftstriche. Hätte mir jemand bei meiner Abreise aus Wladiwostok geraten, in die Taiga einen Regenschirm mitzunehmen, ich hätte das als schlechten Scherz aufgefaßt — jetzt entbehrte ich diesen nützlichen Gegenstand sehr häufig. Bisweilen mußte ich mich damit behelfen, daß einer der Begleiter ein Tuch über das Zeichenpapier ausgebreitet hielt. Das war natürlich sehr unbequem und half auch stets nur für kurze Zeit.

Schließlich schaffte Derissu Rat.

„Warte ein wenig, Kapitän!“ sagte er bei einer solchen Gelegenheit und lief in den Wald. Dort schälte er große Streifen Birkenrinde ab, schnitt einen Stock zurecht, befestigte daran einen Reifen aus dünnen Weidenruten, deckte ihn mit der Rinde — und ein leichter, völlig wasserdichter Schirm war im Handumdrehen fertig.

Die geschickte Findigkeit des Goldenen nötigte mich immer wieder Bewunderung ab. Es schien für ihn keine noch so schwierige Lage zu geben, aus der er nicht einen Ausweg fand. Alles, was er dazu nötig hatte, war ihm meist an Ort und Stelle zur Hand.

Volksstämme, die sich ausschließlich mit dem Ackerbau befassen, wie zum Beispiel die Koreaner, stehen in geistiger Beziehung fast stets hinter dem Jäger zurück. Ihre Lebensweise fesselt diese Leute an die Scholle, stumpft ihren Verstand ab und beschränkt den Gesichtskreis; umgekehrt erlangt der Jäger Beweglichkeit, Energie und vor allem die Fähigkeit, aus eigenem Antriebe zu handeln.

Der vorgeesehenen Marschrouten gemäß wandten wir uns nach Norden und zogen auf dem Kamme des Sichote-alin entlang, dem

kuppelförmigen Berge zu, der nordöstlich vor uns aufragte. Wir kamen aber nicht mehr weit. Ich befürchtete, daß wir uns im dichten Nebel in den Bergen verirren könnten, und beschloß, zeitig zum Bivakieren haltzumachen. Zum Glück hatte Tschanbao zwischen den Steinen eine mit Regenwasser gefüllte Grube gefunden; auch trockenes Zedernholz gab es in der Nähe. Wir stellten das kleine Zelt auf, zündeten davor ein Feuer an und ließen uns trocknen.

Vor dem Dunkelwerden ging Derßu auf die Jagd und erlegte ein Moschustier [*Moschus moschiferus*]. Dieser Paarhufer gleicht einer Antilope, erreicht aber nur eine Höhe von $\frac{1}{2}$ Meter bei 1 Meter Körperlänge. Die Hinterläufe sind länger als die Vorderläufe, daher hebt sich der Körper hinten etwas höher. Der Hals ist mittellang, der Kopf klein und schmal, mit dunklen, ausdrucksvollen Lichtern und einer beweglichen Nase. Dem Moschustier fehlen die Tränendrüsen. Es besitzt kein Gehörn; statt dessen hat die Natur es mit zwei langen Eckzähnen ausgestattet. Beim weiblichen Tier sind sie nur klein und treten nicht aus dem Geäße hervor, beim Bock erreichen sie eine Länge von zwei Zoll und sind recht scharf; sie ragen aus dem Oberliefer nach unten. Zur Brunstzeit bringen die eifersüchtigen Böcke sich mit den Hauern ziemlich ernsthafte Wunden bei. Zum Unterschiede von den übrigen Paarhufern besitzt das Moschustier eine Gallenblase und den berühmten Moschusbeutel. Die allgemeine Färbung ist ein rötliches Dunkelbraun, das Haar ist grob und brüchig. Die Bewegungen des Tieres sind oft sonderbar hüpfend und zögernd, aber auf der Flucht sehr schnell. Sein Ruf ist ein durchdringend klagender Schrei. Zur Brunstzeit im Winter verbreiten die Männchen einen starken Moschusgeruch um sich.

Die Chinesen und Koreaner fangen dieses Wild in Schlingen, die auf den Wechseln aufgestellt werden. Das ist natürlich eine verwerfliche, unweidmännische Art zu jagen, da oft tragende Muttertiere in die Schlingen geraten. Die Chinesen werfen die weiblichen Tiere einfach beiseite, da diese keinen Wert für sie haben.

Zum Abendbrot gab es also Kabargabratzen — er roch höchst eigenartig. Tschanbao behauptete, das käme von dem Moose, Tschanlin meinte, das Fleisch röche nach Harz, Derßu entschied sich für wilden Rosmarin. An den Aßungspätzen des Moschustieres gibt es das eine wie das andere; wahrscheinlich war es eben der spezifische Moschusgeruch, der dem Wildbret anhaftete.

Den ganzen folgenden Tag, den 12. September, über fesselte uns der Regen an das Bivak. Da die herbstlichen Regen im Ussuri-

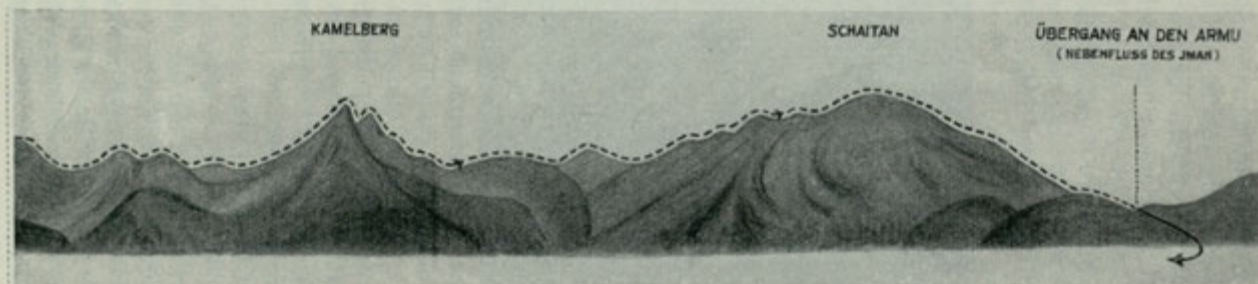
gebiet selten von langer Dauer sind, dafür aber um so kräftiger, so beschloffen wir, den Bitterungsumschlag abzuwarten. Ich verbrachte den Tag im Zelt, vervollständigte die Tagebucheintragungen und ergänzte die Geländeaufnahmen. Nachts erhob sich ein starker böiger Wind; hier und da zeigten sich die Sterne, und gegen Sonnenaufgang trat scharfer Frost ein. Ringsumher lag wieder alles weiß überzuckert, vom Rauhreif war das feuchte Moos erstarrt und knirschte unter den Füßen. Unsere Schritte ließen im Moose tiefe Spuren zurück; Derssu und Tschanbao waren sehr unzufrieden darüber. Diese Vorsicht ging durch alle ihre Maßnahmen, selbst dann, wenn wir uns weit entfernt von jeder menschlichen Behausung befanden und schwerlich auf die Begegnung mit einem Menschen rechnen konnten.

Als wir die Umgebung musterten, sahen wir, daß wir uns gerade den Quellen des Siza gegenüber befanden.

Von dem Tafelberge Tjantschinlafa aus zieht sich der Sichote-alin anfänglich nach Norden weiter und biegt dann nach Nordwesten ab. In diesem Winkelpunkte erhebt sich ein steiler Bergkegel unbekanntes Namens. Wir benannten ihn „Oktoberberg“ zum Andenken an das Manifest vom 30. Oktober 1905, das eine Neuregelung des Wahlrechts und der Zuständigkeit der Duma ankündigte. Seine Höhe betrug 5630 Fuß.

Von hier aus verläuft der Gebirgszug wieder in nördlicher Richtung. Ungefähr 5 Werst weiter wendet er sich nach Osten und bildet eine doppelgipflige Erhebung von 5565 Fuß Höhe, von uns als „Werblijud, „Kamelberg“, bezeichnet. Dann biegt der Kamm nochmals nach Westen ab und besitzt hier eine mittlere Höhe von 5600 bis 5700 Fuß. Weiterhin nimmt er die alte nördliche Richtung auf und bildet seine höchste Erhebung, den Berg, den wir gestern in der Ferne gesehen hatten.

Der ganze hier beschriebene Teil des Sichote-alin ist vollständig kahl, augenscheinlich waren auch früher hier keine Wälder. Vom Tale aus gesehen scheint es, als ob die kahlen Gipfel von Graswuchs umgürtet wären. Der unerfahrene Wanderer beeilt sich wohl, die Zone der tiefer liegenden Waldungen zu durchschreiten, um möglichst schnell auf die vermeintlichen grünen Alpenmatten zu gelangen. Aber seine Verwunderung ist dann groß, wenn er statt der erwarteten saftigen Wiesen auf einen Gürtel von Zedernkniesholz [*Pinus pumila* Regel] stößt. Die Wurzeln dieser baumartigen Gestrüppe liegen frei zutage, der Stamm und die Zweige breiten sich an den Felsenhängen aus, als



Der Gebirgszug des Sichote-alin im Quellgebiet des Siza

ob sie sich dem Menschen entgegenstreckten, der den Berg ersteigen will. Diese Knieholzregion zu durchqueren ist recht schwierig. Ohne Beil ist da kein Hindurchkommen möglich. Der Fuß gerät oft in die Schlingen der Wurzeln und Zweige; beim Fallen sieht man dann im dichten Astwerk und erreicht mit den Füßen kaum den Boden. Auch ein Umgehen dieser Knieholzwaldungen ist unmöglich, da sie die Berggipfel in weitem Kranze rings umgeben.

Weiter oberhalb am Sichote-alin wächst dann noch niedriger Rosmarin [*Ledum palustre* L.], Preiselbeere [*Vaccinium Vitis idaea* L.], Rhododendron [*Rhododendron dauricum* L.] und Moose; noch höher hinauf Flechten, bis dann die nackten Felsenspitzen beginnen.

An diesem Tage gelangten wir an den Fuß des großen, kuppelförmigen Berges und machten in seiner Nähe in einer Einsattelung halt.

Gefahrvoller Flußübergang

In dieser Nacht kamen wir wenig zum Schlafen; wir froren und waren froh, als endlich der Tag anbrach. Noch verbarg sich die Sonne hinter dem Horizont im Meere, aber das fahle Dämmerlicht lag schon über der Erde und ließ die Umgebung erkennen.

Ein Gebirgspanorama aus der Vogelperspektive. Welch erhabene Schönheit!

Wohin wir die Blicke wandten, rings umgab uns die herrliche Bergwelt. Die Gipfel waren bald zackig wie ein Hahnenkamm, bald ebene Hochplateaus, dann kuppelförmig wie Meereswellen in einer Reihe. Sie schoben sich einer hinter den anderen, zogen weit in die Ferne und schienen sich im Dunste des Horizonts aufzulösen.

Jetzt ging die Sonne auf und erwärmte die Erde. Der Raureif verschwand, das silbergraue Gras erhielt wieder seine braungelbe Farbe der Trockenheit.

Wir schnürten die Bündel und machten uns an die Ersteigung des höchsten Berges. Oft mußten wir uns setzen, um auszuruhen, dann kletterten wir wieder weiter, und endlich am Nachmittage erreichten wir den Gipfel. Nach den barometrischen Messungen betrug die Höhe des Berges 6790 Fuß. Ich nannte ihn „Schaitan“. Es ist der höchste Punkt im Zentralgebiete des Sichote-alin. Die östlichen Abhänge sind felsig und steil, die westlichen mäßig geneigt. Die Steinblöcke, die den Gipfel des Schaitan bedecken, liegen derartig dicht nebeneinander, daß

es scheint, als seien sie von Menschenhand zusammengefügt und festgerammt. Kaum hatten wir den Gipfel erreicht und eine Weile den herrlichen Rundblick genossen, als wir uns unversehens von dichtem Nebel umgeben fanden. Als gönne uns der Geist der Berge und Wälder nicht, diese Herrlichkeiten zu schauen, entzog er sie übellaunig unseren Blicken. Der Abstieg nahm wieder viel Zeit in Anspruch. In der benachbarten Einsattelung zeigte das Barometer 3500 Fuß Höhe. Von hier aus biegt der Sichote-alin nach Nordosten ab.



Rhododendron dauricum

Wir zogen nicht mehr auf ihm weiter, sondern nahmen den Abstieg nach dem Tale des Siza. Vorsichtig und ohne Eile, zuweilen haltmachend, um auszuruhen und um sich über die Richtung zu vergewissern, durchkletterten wir die Region der Steinhalden, Moose und des Knieholzes. In der Höhe von 3290 Fuß traf ich auf die schwarze, zottig behaarte Johannisbeere. Tiefer unten, bei 3000 Fuß, wuchsen Ebereschen, kleine Lärchen und Krüppelbirken, dann folgten Zedern, Schwarzbirken, Eichen und schließlich die übrigen Laubbäume.

Gegen Mittag machten wir Rast auf dem Passe. Während der Tee bereitet wurde, konnte ich meine Geländeskizzen vervollständigen.

Im Oberlaufe besteht der Siza aus zwei Flüsschen, die sich ihrerseits wieder aus mehreren Bergwässern bilden. Alle Gebirgsbäche ergießen sich in einen breiten Kesselgrund, der von Schluchten durch-

schnitten ist. Nirgends tritt der Kamm des Sichote-alin mächtiger und schärfer in Erscheinung als hier an den Quellen des Siza. Er hat hier durchaus den Charakter eines Hochgebirges.

An den kahlen Stellen zeigten sich überall kristallinische Schiefer- und Quarzarten, von Kupferoxyd gefärbt. Nach den Angaben der Chinesen ist im Siza Gold zu finden, in den Bergen viel Bergkristall. Das Sizatäl hatte früher einen guten Bestand von Mischwald, der größtenteils niedergebrannt ist. An den Brandstellen wächst jetzt zwanzig- bis dreißigjährige Birke.

Das Tal gilt als gutes Jagdgebiet, und in der Tat waren Fährten von Ijjubrhirschen fast bei jedem Schritt anzutreffen. Stellenweise zeugten zerstampfte Erde, umgebrochene Sträucher, Haarfloden und Stangenenden der Geweihe von den heißen Kämpfen, die hier vor sich gegangen waren.

Gegen Abend gelangten wir zu einer kleinen Fasse, die nach Tschanlins Angaben koreanischen Goldsuchern gehörte. Gold hatten sie nicht gefunden, aber im letzten Winter viele Zobel erbeutet. Der Platz lag 2520 Fuß über dem Meeresspiegel. Hier machten wir halt. In der Dämmerung ging Derjssu mit Tschanlin auf die Jagd; sie erlegten ein jähriges Hirschkalb. Nachts wechselten sich beide beim Räuchern des Wildbrets ab.

Weiterhin führte uns der Weg am Siza abwärts. Er hat hier eine Breite von 2 Sassen bei einer Tiefe bis zu 2 Fuß; im Unterlaufe ist er sehr reißend und reich an Stromschnellen. Je weiter wir uns von der Wasserscheide entfernten, desto mehr verengte sich das Tal und ging schließlich in eine tiefe Schlucht über. Hier ragen an beiden Seiten mächtige Urstromterrassen auf, die aus Tonschiefer mit Adern von gelbem, feinkörnigem Sandstein und milchigem Quarz bestehen. Der Schiefer zeigt starke Verwerfungen und Faltung.

An der linken Seite der Terrasse steht ein einzelner Felsen, einem alten Turme ähnlich. Ich erkletterte ihn zusammen mit Tschanlin, um von seiner Höhe aus den Oberlauf des Takema zu überblicken. Bis zu seinen Quellen war es aber noch weit. Der Takema kommt in einem Bogen von Norden her und fließt an den Quellen des Kusun vorbei. In seinem Oberlaufe nimmt der Takema von rechts und links noch je einen Nebenfluß auf. Der erste wird Tschenschensa genannt, der andere Sjaodunza. Etwas oberhalb der Mündung des Sjaodunza liegt eine Felskuppe in einem Bezirk, den die Udehesen nicht zu betreten wagen. Dort rieseln ununterbrochen Steine vom Berge herab — es ist die Wohnstätte des bösen Geistes Kaksamu.

Der Sichte-alin verläuft zum Takema anfänglich in einem spitzen Winkel, der sich dann, entsprechend der Abweichung des Flusses nach Süden, immer weiter öffnet.

Der Oberlauf des Takema ist außerordentlich reich an Stromschnellen. Stellenweise tritt das Gefälle des Flußgrundes deutlich vor die Augen. Wie ein wildes Tier in seinem Käfig, so stürzt der



Am Unterlauf des Siza

Fluß brüllend zwischen den felsigen Ufern dahin. Böse Geister scheinen ihn aufhalten zu wollen und setzen ihm gigantische Felsblöcke als Hindernisse entgegen, aber die mächtige Kraft des lebendigen Wassers arbeitet wütend an ihrer Zerstörung.

Nachdem wir uns eine Weile an dem Anblick des schönen Gebirgs-panoramas ergötzt hatten, zogen wir weiter am rechten Takemaufer talabwärts und bivaktierten dann kurz vor der Einmündung des Nebenflusses Sjaodunnanza.

Der seit dem Morgen trübe Wetterhimmel entlud sich gegen Abend

in einem starken Regen, der allen Anzeichen nach eine längere Periode schlechten Wetters befürchten ließ. Wir bauten die Zelte an einem geschützten Platze auf und versorgten uns reichlich mit Brennholz. So verbrachten wir die Nacht ziemlich gut. Am Morgen fiel der Regen noch stärker und zwang uns stillzuliegen. Die Gefährten vertrieben sich die Zeit mit allerlei Kurzweil und Erzählungen, Teetrinken und Schlafen; ich zeichnete und schrieb. Gegen zehn Uhr morgens gab es ein kurzes Gewitter. Blicke waren nicht zu sehen, der Donner rollte in hohen Regionen, die Wetterwolken zogen kreuz und quer über uns hin, und der Wind änderte häufig seine Richtung. Den ganzen Tag über und die folgende Nacht hindurch fiel der Regen mit wunderbarer Gleichmäßigkeit. Am 17. September in der Frühe klärte sich das Wetter auf, und es trat Frost ein. Die Gipfel der Berge hatten weiße Schneehauben angelegt, und dieser Schmuck gab ihnen ein feiertägliches Aussehen. Die Erde begann unter den wärmenden Strahlen der Sonne aufzutauen. Das stillgewordene Wasser belebte sich und rieselte in feinen Strahlen über die Abhänge; je tiefer es kam, desto eiliger wurde sein Lauf, bald strömten von allen Seiten dem Flusse kleine Bäche zu.

Wir packten rasch unsere Habseligkeiten und zogen weiter. Gegen Mittag kamen wir in die Nähe des Flusses Jogotcho (Agato), der von links in den Takema einfällt. An ihm entlang erreicht man einen Übergang zum Tsch-e-basani, einem Nebenfluß des Rusun. Trotz großer Anstrengungen gelang es uns heute nur, bis zur Mündung des Flusses Tjantschingousa zu kommen.

Ein schmaler Pfad führte uns zu einer kleinen, unbewohnten Fasse, die inmitten des dichten Waldes, eine Werst vom Takema entfernt, an einem Quellbache errichtet war. Dort übernachteten wir und setzten am nächsten Morgen unseren Weg talabwärts am Takema fort.

Das Gewitter hatte die Atmosphäre geklärt; es trat gutes Wetter ein, und wir kamen ziemlich rasch vorwärts.

Ich bemerkte, daß meine Gefährten jedesmal, wenn wir uns dem Flusse näherten, besorgt den Wasserstand prüften. Von den letzten Regengüssen hatte das Wasser des Takema seinen normalen Stand etwas überschritten, und dieser Umstand konnte genügen, um uns das Durchsurten des Flusses unmöglich zu machen. Wir hatten die Wahl, entweder unseren Weg am rechten Ufer bis zur Mündung des Sjaokuntschi weiter fortzusetzen, um dann über den Paß in das Tal des Ilimo zu gelangen, oder den Takema an irgendeiner Stelle oberhalb des Takuntschi zu überschreiten. Der Weg zum Ilimo war lang

und machte viele Bindungen. Nachdem wir das Für und Wider untereinander erwogen hatten, entschieden wir uns, vorerst das Überschreiten des Takema mittels eines Floßes zu versuchen, und nur wenn uns dieses nicht glücken sollte, an den Oberlauf des Ilimo zu gehen und an diesem entlang zur Takemamündung hinabzusteigen.

Es galt nun, eine Stelle zu finden, an der das Wasser ruhiger floß und genügend Tiefe vorhanden war. Eine Ausbuchtung des Flusses, etwas oberhalb der letzten Stromschnelle gelegen, erschien uns als geeignet. Die Strömung drängte sich hier an das gegenüberliegende Ufer, und von unserer Seite aus zog sich eine lange Sandbank, jetzt vom Wasser bedeckt, in den Fluß hinein. Nachdem wir drei große Tannen gefällt, die Äste abgehauen und die Stämme halbiert hatten, konnten wir ein ziemlich festes Floß zusammenstellen. Diese Arbeit nahm uns bis zur Dämmerung in Anspruch, und wir verlegten die Überfahrt auf den nächsten Morgen.

Am Abend berieten wir nochmals den Plan in allen Einzelheiten. Es wurde abgemacht, daß Arinin und Tschanbao als erste vom Floße abspringen sollten, sobald dieses das gegenüberliegende Ufer berührte; ich hatte dann die Bündel ans Ufer zu werfen, während Tschanlin und Derßu das Floß lenkten. Darauf sollte ich abspringen, nach mir Derßu, und als letzter hatte Tschanlin das Floß zu verlassen.

Am nächsten Morgen schritten wir zur Ausführung des Planes. Die Bündel wurden in die Mitte des Floßes gelegt, obenauf die Gewehre, und wir verteilten uns an den beiden Enden.

Raum hatten wir das Floß vom Ufer abgestoßen, da wurde es sofort von der Strömung erfaßt und, ungeachtet unserer größten Anstrengungen, bis weit unterhalb der Stelle fortgetragen, an der wir landen wollten. Sowie das Fahrzeug das gegenüberliegende Ufer erreichte, sprangen Tschanbao und Arinin, in jeder Hand eine Büchse, an Land. Von dem Stoß glitt das Floß etwas nach der Mitte des Flusses zurück. Während es darauf wieder am Ufer entlang trieb, warf ich eilends die Bündel hinüber. Derßu und Tschanlin bemühten sich nach allen Kräften, das Floß näher ans Ufer heranzubringen, damit ich meinen Sprung machen könnte. Ich setzte schon dazu an, da zerbrach plötzlich Tschanlins Ruderstange, und der Tase purzelte kopfüber ins Wasser. Er tauchte wieder auf und schwamm ans Ufer. Rasch ergriff ich ein anderes Ruder und wandte mich eilends Derßu zur Hilfe. Vor uns ragte jetzt ein Felsvorsprung in den Fluß hinein. Derßu schrie mir zu, möglichst schnell abzuspringen. Da ich aber

seine Absichten nicht sofort verstand, fuhr ich in der Arbeit mit dem Ruder fort. Plötzlich packte Derßu mich am Arm und stieß mich ins Wasser. Ich bekam einen Weidenzweig zu fassen und arbeitete mich am Ufer hinauf. In diesem Augenblick stieß das Floß an einen Stein, drehte sich und war wieder in der Mitte des Flusses. Derßu stand nun allein auf dem Floß.

Eiligst liefen wir am Ufer entlang, um den Golden vielleicht mit einer Stange heranziehen zu können; der Fluß beschrieb hier aber einen Bogen, und wir konnten das Floß nicht einholen. Derßu machte verzweifelte Anstrengungen, um das Fahrzeug wieder dem Ufer zu nähern; aber was vermochten seine Kräfte gegen die reißende Gewalt der Strömung! Vor ihm, in einer Entfernung von 15 bis 20 Sassen, donnerte die Stromschnelle. Es war klar, daß Derßu das Floß nicht mehr meistern konnte und die Strömung ihn unweigerlich nach dem Wasserfalle hinzog. Unmittelbar davor ragte der Stumpf einer versunkenen Pappel aus dem Wasser. Je mehr sich das Floß dem Wasserfall näherte, desto schneller schoß es in der Strömung dahin. Derßus Tod schien unabwendbar. Ich lief am Ufer entlang und schrie laut zu ihm hinüber. Durch das Ufergebüsch sah ich, wie er das Ruder beiseitewarf und sich am Rande des Floßes aufstellte. In dem Augenblick, als es an dem Pappelstumpf vorbeitrieb, sprang er wie eine Katze auf diesen zu und hielt sich daran fest.

Wenige Sekunden später hatte das Floß die Stromschnelle erreicht. Zweimal bäumten sich die rötlichen Stämme aus dem wirbelnden Schaume auf, dann brachen sie auseinander und waren verschwunden. Ich stieß einen Freudenschrei aus, als ich sah, daß Derßu Halt gefunden hatte. Auch die anderen kamen heran. Sogleich tauchte nun die bange Frage auf, wie Derßu zu retten sei und ob seine Kräfte lange genug aushalten würden. Der Stumpf ragte schräg über die Strömung auf, Derßu klammerte sich mit Händen und Füßen daran fest, und es gelang ihm, sich schließlich rittlings darauf zu setzen. Zum Unglück hatten wir kein Ende Strick mehr, es war alles beim Zusammenbinden des Floßes daraufgegangen und mit diesem verloren. Was war zu machen? Jedes Zögern konnte Derßus gefährlicher Lage ein verhängnisvolles Ende bereiten; seine Gliedmaßen mußten in dem eiskalten Wasser schnell erstarren, seine Kräfte schwinden. Wir liefen ratlos hin und her, bis wir sahen, daß Derßu uns mit der Hand Zeichen gab. Seine Rufe waren im Tosen des Flusses nicht zu verstehen. Endlich begriffen wir, was er meinte: wir sollten einen Baum fällen. Er durfte aber nicht zu nahe bei

Derſſu ins Waſſer fallen, um dieſen nicht auf ſeinem ſchwankenden Sitz zu gefährden. Wir mußten den Baum alſo weiter oberhalb am Ufer fällen. Dort ſtand eine große Pappel, und wir wollten uns mit Axt und Beilen daran machen, aber wir ſahen, daß Derſſu abwehrende Zeichen mit der Hand machte. Nun gingen wir zu einer Linde, aber auch da winkte er ab. Endlich hatten wir den richtigen Baum gefunden, eine große Tanne, und Derſſu nickte uns ſein Einverständnis zu. Wir verſtanden nun: die Tanne hatte keine ſtarke Aſte und ſchwamm daher beſſer auf dem Fluſſe. Jetzt zeigte uns Derſſu ſeine Riemen, wir ſollten den Baum alſo anbinden. Ich durchkramte die Bündel und nahm alles, was ſich irgendwie dazu verwenden ließ, vor allem die Gewehrriemen und unſere Leibgürtel. In Derſſus Felleiſen fand ich ebenfalls noch einen Reſerveriemen. Wir banden ſie alle aneinander und ſchlangen ein Ende um den Stamm der Tanne.

Darauf griffen wir zu den Beilen. Der angehauene Stamm neigte ſich bald über das Ufer, noch einige Hiebe, und er fiel quer in den Fluß. Sofort ergriffen Tſchanbao und Tſchanlin das Ende des Riemens und ſchlangen es um einen Baumſtumpf. Die Strömung begann ſogleich den Stamm nach der Stromſchnelle hinzutreiben, ſeine Spitze beſchrieb einen Bogen von der Mitte des Fluſſes nach dem Ufer zu. Im Augenblick, als der Wipfel an Derſſus Platz vorüberſtrich, ergriff er ihn, arbeitete ſich wie ein Eichhörnchen eiligſt an den Zweigen weiter und konnte nun auch das Ende einer dünnen Stange erfaffen, die ich ihm zureichte. Dann zogen wir ihn ohne weitere Mühe ans Ufer heran, alle Hände ſtreckten ſich ihm entgegen, und endlich war er auf dem Trocknen.

Wir ſiel eine Bergeslaſt vom Herzen. Wieder hatte Derſſu ſeine eigene Sicherheit aufs Spiel geſetzt, um mich zu retten. Als ich ihm dafür danken wollte, daß er mich zur rechten Zeit ſo energiſch vom Floße herunterbefördert hatte, runzelte er die Stirn und meinte nur, es ſei doch ſo beſſer geweſen. Und in der That, wenn er zuerſt abgeſprungen und ich allein zurückgeblieben wäre, dann läge ich jetzt ſicherlich bei den Lachſen auf dem Grunde des Fluſſes.

Ein heißes Glückgefühl durchſtrömte mich: Gott ſei Dank, wir waren wieder alle beiſammen.

Der Menſch iſt doch ein ſonderbares Weſen. Kaum iſt eine Gefahr vorüber, ſogleich kann er ſie wieder vergeſſen. Tſchanlin beeilte ſich am meiſten damit, er lachte aus vollem Halse und machte nach, wie Derſſu mit krummem Buckel auf dem Baumſtumpf gehockt hätte.

Tschanbao stimmte ein und sagte, Derſſu müſſe wohl von einem Bären abſtammen, nur ein Bär könne ſich ſo feſt anklammern. Derſſu blieb ihnen nichts ſchuldig, lachte über Tſchanlins Kopfsprung und fragte, ob er Fiſche fangen wollte. Natürlich bekam auch ich mein Theil; mein verdutztes Geſicht bei dem unfreiwilligen Bade hätte ich ſelbſt ſehen mögen. Obgleich mir noch nicht recht danach zumute war, mußte ich ſchließlich in die merkwürdige Luſtigkeit mit einſtimmen. Dann holten wir unſere verſtreut liegenden Sachen zuſammen und zündeten ein Feuer an. Abends ſaßen wir lange vor dem Zelt, tranken heißen Tee und trockneten unſere Kleider. Tſchanbao und Tſchanlin erzählten von ähnlichen Fällen und eigenen Erlebniffen, Gefahren und Rettung. Nach und nach verſtummten die Geſpräche, jeder rauchte noch ſchweigend ſein Pfeiſchen und bereitete ſich dann ſein Nachtlager. Ich machte mich noch an mein Tagebuch.

Ringsum war es dunkel. Das Waſſer im Fluſſe erſchien als bodenloſer Abgrund, tief ſpiegelte ſich in ihm der ſternenbeſäte Himmel. Da oben in ewiger Höhe ſtanden die Sterne in unbeweglicher Ruhe, hier unten glitten ſie in den weichen Wellen, zitterten, verlöſchten und zeigten ſich wieder aufs neue. Mir war ſo wohl in dem Bewußtſein, daß alles noch ſo glimpflich verlaufen und keinem von uns ein Unglück zugeſtoßen war. Mit dieſem frohen Gedanken ſchließ ich ein.

Am anderen Tage ſetzten wir unſeren Marsch flußabwärts am Takema weiter fort, und ohne weitere Zwischenfälle erreichten wir nach dreieinhalb Tagen das Meer. Es war der 22. September. Mit welchem Wohlbehagen ſtreckte ich mich auf den ſaubereren Matten in der Taſenfanſe aus. Die gaſtfreundlichen Eingeborenen erwieſen uns jede Aufmerkſamkeit: die einen brachten uns frisches Wildbret, die anderen Fiſche, Tee, Pilze und Beeren. Ich konnte baden und reine Wäſche anlegen; Kleider und Schuhzeug wurden von den Frauen geflickt.

Die beiden folgenden Tage waren regneriſch. Nachdem ich meine Arbeiten beendet hatte, legte ich mich auf den Rang, wickelte mich in die Decken und ließ es mir wohl ſein. Am Abend vor dem Schlafen nahmen die Taſen die letzte Blut aus dem Herde und legten ſie in das mit Aſche gefüllte Kohlenbecken in der Mitte der Fanſe. Nachts erwachte ich vom Lärm eines Unwetters. Sturm tobte um die Fanſe, Regen prasselte an die Fenster. Ich konnte mich lange nicht zurechtfinden und begriff nicht, wo wir uns eigentlich befanden; mir ſchien, als läge ich im Walde unter freiem Himmel am Wachfeuer.

Durch die Finsternis sah ich schwach die Kohlen aufglimmen und erschrak —

„Derſſu, Derſſu,“ rief ich, „steh schnell auf, der Regen löscht das Feuer aus!“

Derſſu erhob sich von seinem Lager.

„Nitschewo, nitschewo, Kapitän! Werde gleich großes Feuer machen“, sagte er und begann das Beil zu suchen.

„Tſu,“ hörte ich gleich darauf seine Stimme, „wie kannst so betrügen? Schlafen doch in der Farnse, Kapitän. Willst wohl spaßen?“

Nun erst dämmerte es in mir, und ich begriff, daß ich nicht im Walde läge, sondern mit einem festen Dache über dem Kopfe auf dem warmen Rang unter molligen Decken. In diesem wohligen Bewußtsein sank ich wieder auf mein Lager zurück, und unter dem Rauschen des Regens fiel ich in abgrundtiefen Schlaf.

Schwieriger Küstenmarsch

Am Morgen des 25. September wandten wir dem Takema den Rücken und zogen weiter nach Norden zu. Gern hätte ich Tſchanlin wieder mitgenommen, aber diesmal sagte er mir ab. Die Zeit des Jodelsanges rückte heran; er mußte die Neze und Fanggeräte instand setzen und alle Vorbereitungen für die Jagd des ganzen Winters treffen. Ich schenkte ihm einen Verdankarabiner mit Munition, und wir trennten uns als Freunde.

Vom Takema aus führen zwei Wege nach Norden; der eine durch die Berge, weitab vom Meere, der andere auf dem von der Brandung ausgespülten Landstreifen entlang. Mersljakow nahm mit den Lasttieren den Hochweg, ich zog an der Küste weiter.

Mersljakows Pfad begann an der Farnse Siuchu und führte anfänglich geradeaus nach Osten; mehrere kleine Berggrüden waren zu übersteigen. Am Flüsschen Chulja biegt der Pfad nach Nordosten ab, durchquert den Fluß Schoomi in seinem Oberlaufe und erreicht den Kulumbe. Hier zieht er sich auf einer Strecke von 5 Werst durch die Berge an der rechten Talseite und steigt nahe dem Felsen Mafa, „Bär“, am Quellflüsschen zur Wasserscheide hinauf. Unterhalb des Mafafelsens stellte Mersljakow das Zutagetreten von Steinkohlen fest. Jenseits des Walles führt der Pfad an einem anderen, unbekannten Flüsschen entlang und endet am Flusse Raina, 4 Werst vom Meere entfernt, in der Nähe einiger Koreanerfarnsen.

Als ich mit meiner Abteilung auf dem Küstenpfade an der Takema-
mündung vorüberkam, gewahrte ich, daß der Fluß inzwischen sein
Bett hier verlegt hatte. Während wir in den Bergen gewellt hatten,
war dort, wo wir die Flußmündung mit dem Boote übersahen,
hatten, ein derartig hoher Wall von Geschiebe, Bruchholz und Sand
entstanden, daß man sich schwer vorzustellen vermochte, wie hier an
dieser Stelle noch vor einer Woche der Ausfluß nach dem Meere ge-
legen haben konnte. Die neue Mündung befand sich jetzt am linken
Talrande. Derartige Verlegungen der Flußmündungen durch Hoch-
wasseranschwellungen kommen hier im Küstengebiet sehr häufig vor.
Auch die Brandung spielt dabei eine Rolle.

Nördlich vom Takema zeigen sich große, nackte Felsmassen am
Strande, die hauptsächlich aus Lava und Tuff bestehen.

Weiterhin erscheinen Feldspat, Schieferarten und Diorit.

Das Gestade ist hier reich an Klippen. Die Vorgebirge schieben
sich kulissenartig hintereinander vor. Inseln finden sich nirgends in
der Nähe der Küste; es fehlen auch alle Bedingungen zu ihrer Bil-
dung. In der Nähe der Kaps weisen die von der Brandung zer-
nagten Gesteinsmassen merkwürdige Formen auf. Hier und da hat
das Meer gleichsam Tore ausgehöhlt; die Wölbungen sind einge-
stürzt und nur die Pfeiler noch stehengeblieben, Lieblingsplätze für
die Seevögel.

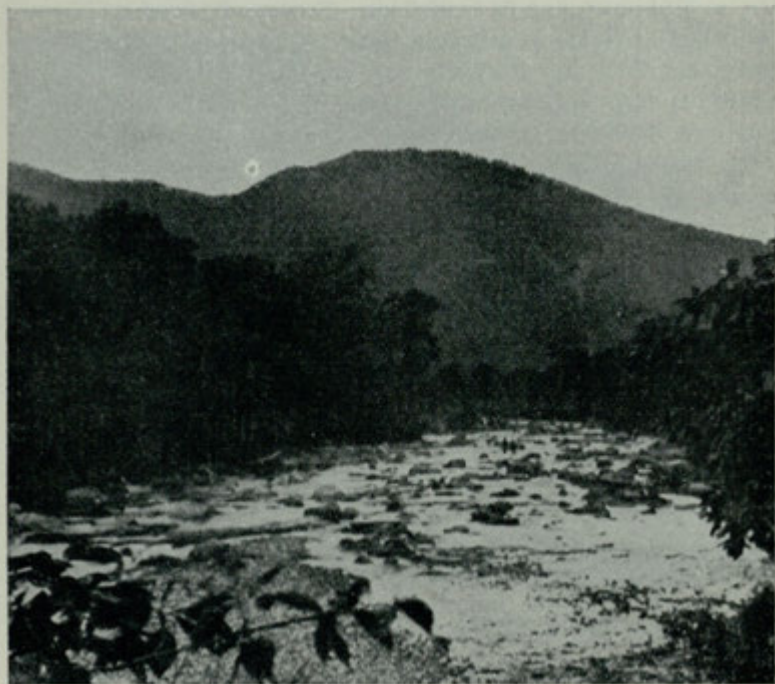
Nach dem Takema gelangten wir an das Gebirgsflüßchen Roami,
udehesisch: Agana, auf den Seelarten Loangou genannt; dann folgt
in der Nähe des Kaps Bolschew das Flüßchen Schoomi, chinesisch:
Seami, udehesisch: Somi. Beide Täler vereinigen sich nahe der Küste
und bilden eine weite Niederung, die mit spärlichem Baumwuchs
bedeckt ist.

Der Schoomi hat eine Länge von 12 Werst; seine Quellen liegen
in der Nähe des Tumannaja, „Rebelberg“ (1051 Fuß), mit einem
Paßübergang zum Takema in die Gegend des Ilimo.

Das Tal des Schoomi ist unverhältnismäßig breit, besonders in sei-
nem oberen Teile. Die Erhebungen seiner linken Seite sind derartig
abgespült, daß man ganz unmerklich über sie hin in das benachbarte
Tal des Kulumbe gelangt. Hier zeigen sich ähnliche Steinhalden wie
am Flusse Aohobe. Trichterförmige Löcher im Flußbett mit einem
Durchmesser von ungefähr 1 Sashen und einer Tiefe von 2 bis 3 Fuß
dienen als Sammelbecken für das Wasser, das in ihnen während der
trockenen Jahreszeit versickert, um erst wieder nahe der Flußmün-
dung zutage zu treten.

Nördlich des Schoomi ist der bergige Charakter der Landschaft sehr scharf ausgeprägt und bildet mit seinen spitzgipfligen Hügeln einen starken Gegensatz zu der angrenzenden Meeresfläche.

Zwischen Takema und Schoomi liegt das Kap Dingaladuoni. Über diese Stelle hat sich bei den Udehesen folgende sonderbare Sage erhalten: Früher stand hier ein großes Felsentor. In seiner Nähe



Flußbett des Schoomi

am Strande lebte ein Mann, der so viele Läuse hatte, daß sie ihn ins Meer tragen wollten. Als die Läuse den Menschen am Strande entlang schleppten, wollten sie mit ihm durch das Tor. Sie stießen aber dabei so heftig gegen die Felsen, daß diese zusammenbrachen und den Menschen mit seinen Quälgeistern unter sich begruben.

Der spärliche Wald, der die Berghänge bedeckt, besteht vorwiegend aus mongolischer Eiche, amurischer Linde und daurischer Birke. Der Hauptbestand an Sträuchern setzt sich zusammen aus Schneeball, Spierstrauch, Lespedeza, wilder Rose und Haselnuß. An den steini-

gen Abhängen traf ich eine Glockenblumenart [*Platycodon grandiflorus* A. D.], eine der häufigsten und schönsten Blütenpflanzen zwischen den Haselbüschen und auf den freien Flächen alter Brandstellen; dann den Thymian [*Thymus Serpyllum* L.] mit gressvioletten, jetzt schon angewelkten Blüten; die große Veronika [*Veronica grandis* Fisch.] mit samtartig behaarten Stengeln und kurzen, scharf zugespitzten, gezähnten Blättern. Die Blüten waren bereits verschwunden, wahrscheinlich sind sie dunkelblau. Ferner eine Lauchart [*Aconitum Fischeri* Rchnb.], gefiederte, hohe Pflanzen mit einem kleinen Wedel am Ende des Stengels und großen, samtartigen Blättern. Schließlich noch die kleinblättrige Pechnelke [*Silene filiosa* Max.] mit nach dem Verblühen zurückbleibenden langen Staubfäden.

Die Besichtigung des Schooni hatte ziemlich viel Zeit in Anspruch genommen. Am Nachmittage kehrten wir zum Strande zurück und nahmen die Richtung nach den Bergen, die an der linken Talseite liegen. Die Udehesen nennen diese Berge Sachaduoni und Kandaduoni. Beide sind etwa 800 Fuß hoch.

Nach ungefähr zweieinhalb Stunden gelangten wir zum Kulumbe. Seine Breite in der Nähe der Mündung beträgt 4 bis 5 Sassen, die Tiefe 3 bis 4 Fuß; die Strömungsgeschwindigkeit schätzte ich auf 6 Berst in der Stunde. Das südliche Kap an der rechten Seite des Flusses ist geologisch interessant. Hier sind großartige Beispiele säulenartigen Zerfalls des Basaltes zu beobachten. An der linken Flussseite erheben sich hohe Terrassen, die das Zurückweichen der Küstenlinie erkennen lassen. An den Ufern und auf den Inseln zwischen den Flußarmen wächst dünnstämmige Weide, auf der Terrasse spärlicher Linden- und Eichenwald. Dahinter erhebt sich ein hoher Felsen, den die Chinesen Jantunlafa nennen.

Nachdem wir den Kulumbe an einer Furt durchwatet hatten, erstiegen wir die Terrasse, zündeten ein Feuer an und ließen uns trocken werden. Von hier oben war der Fluß gut zu übersehen.

Der herbstliche Lachszug hatte soeben begonnen. Tausende und aber Tausende von Fischen bedeckten den Grund des Flusses. Zuweilen standen die Fische unbeweglich an einer Stelle, plötzlich aber, von irgendeiner Gefahr aufgeschreckt, stoben sie auseinander, um dann langsam wieder die alten Plätze einzunehmen.

Tschanbao schoß zwei Fische, sie gaben ein völlig ausreichendes Abendessen.

Am Nordrande des Tales, dort wo die Uferterrasse die Berge berührt, verlegt ein hoher Felsen aus Hornblendeandesit den Weg.

Wir mußten an den bröckligen Steinen hinaufklettern, die den Händen und Füßen schlechten Halt gaben. Auf der anderen Seite des Felsens klebt der Pfad an einer schmalen Leiste in einer Höhe von 10 Sassen über dem Meere. Da dieses Gesims stellenweise nur einen Fuß breit ist, so kann man nicht einfach geradeaus auf ihm entlang gehen, sondern muß sich seitlich weiterbewegen, das Gesicht der Felswand zugekehrt und mit den Händen an den Vorsprüngen weiter-



In Fallgruben gefangene gefleckte Hirsche

greifend. Außerdem ist das Gesims nicht eben, sondern nach dem Abgrund zu geneigt. Unglücksfälle sind hier nicht selten. Die Ubehesen nennen diesen Felsen „Kule-rapani“, die Chinesen „Wan-sin-lasa“, nach dem Goldsucher Wansin, der hier als erster chinesischer Einwanderer abstürzte. Mit glatten Schuhen oder Stiefeln dieses Felsenband zu begehen, ist sehr gewagt. Bei Regenwetter, am Morgen bei Tau oder Reif und bei Glatteis ist der Weg über den Wan-sin-lasa überhaupt nicht gangbar.

Unser Schuhzeug war noch naß vom Durchwaten des Kulumbe, daher verschoben wir den gefährlichen Übergang auf den nächsten Tag. Wir suchten nun eine geeignete Stelle zum Bivakieren. Plötzlich zeigte sich aus dem Wasser nahe dem Strande der Kopf eines

Tieres. Es war ein Seehund von der Art der Ringelrobbe, der uns mit sichtbarer Neugierde musterte. Die Ringelrobbe [*Phoca foetida* Fabr.] gehört zur Ordnung der Flossenfüßer [*Pinnipedia*]. Ihr Körper erreicht eine Länge von 6 Fuß und ein Gewicht von ungefähr 5 Pud. Am Gestade des Ussurgebietes sind Seehunde verschiedener Arten überall anzutreffen, je weiter nach Norden, desto häufiger; Grund dafür ist die geringere Besiedlung des nördlichen Küstengebietes. Die Farbe des Tieres ist ein helles Grau mit silbrigem Schein und scharf abgesetzten, ringsförmigen dunklen Flecken. Die meiste Zeit verbringt der Seehund im Wasser, kommt aber zuweilen zum Ausruhen auf den Strand und lagert sich auf den von der Brandung umspülten Steinen. Sein Schlaf ist sehr unruhig, er wacht oft auf und sichert nach allen Seiten. Gehör und Sehvermögen des Seehundes sind seine bestentwickeltesten Sinne. So unbeholfen er auf dem trockenen Lande ist, so gewandt ist er im Wasser. In diesem seinem eigentlichen Element ist er tapfer bis zur Tollkühnheit und greift selbst den Menschen an. Ein hervorstechender Charakterzug des Tieres ist seine Neugierde und seine Vorliebe für Musik. Die eingeborenen Jäger locken den Seehund durch Pfeifen herbei oder durch Schläge mit einem Stock auf irgendeinen metallenen Gegenstand.

Derſſu schrie dem Seehund etwas zu. Dieser tauchte unter, erschien aber nach einer Minute wieder an der Oberfläche. Nun warf er mit Steinen nach ihm, der Tauchkünstler ließ sich im Wasser versinken, zeigte sich aber bald aufs neue, drehte den Kopf nach allen Seiten und äugte dann angestrengt zu uns herüber. Nun riß dem Golden die Geduld, er ergriff die nächstliegende Büchse und schoß. Die Kugel schlug ganz nahe bei dem Tier ein.

„Na, Brüderchen, vorbeigeschossen!“ sagte ich.

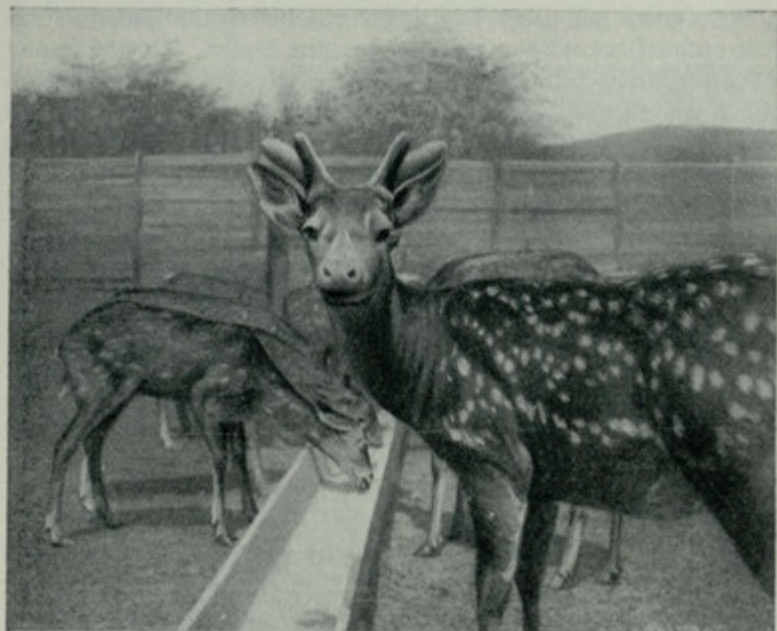
„Will ihn bloß verjagen, will nicht totschießen“, antwortete der Golde.

Ich fragte, warum er den Seehund denn wegzagen wolle. Derſſu erwiderte, der freche Kerl habe gezählt, wieviel Leute hierher an den Strand gekommen seien — ein Seehund dürfe sich so etwas nicht erlauben. Ein Mensch dürfe wohl die Tiere zählen, aber umgekehrt, das verletzete Derſſus jägerliches Selbstgefühl doch zu sehr.

Später gingen Tſchanbao und Derſſu nochmals zum Felsen Wanſinlaſa. Sie untersuchten die Gangbarkeit des schmalen Pfades, entfernten locker gewordene Steine und schlugen stellenweise Stufen. Ich zeichnete inzwischen die Marschrouten ein. Als ich in der Däm-

merung meine Arbeit beendet hatte, pfiß ich meinem Hunde, nahm die Büchse und streifte den Strand ab.

Der Tag war soeben zur Neige gegangen. Als die rötlichen Strahlen, die noch eine Weile in den Wolken gespielt hatten, verloschen waren, senkte sich die Nacht auf die Erde herab. Die Atmosphäre über dem Festlande befand sich im Zustande des Gleichgewichtes mit der



Gefleckter Hirsch (Dybowskijirsch) mit Panty

des Meeres. Die ringsum herrschende Finsternis wurde nur zuweilen durch das Aufblitzen eines Fisches im Wasser unterbrochen. Irgendwo hoch über mir flogen Wildgänse. Sie waren nicht zu sehen, nur ihr Geschnatter war zu vernehmen.

Als ich an den Kulumbe gelangt war, setzte ich mich auf einen Stein und begann auf die leisen, kaum vernehmbaren Laute der Nacht zu lauschen, von denen die Natur stets in dieser Stunde erfüllt ist. Der uferlose Ozean, die träumende Erde und der tiefe, dunkle Himmel, mit Sternen übersät, erschienen gleicherweise herrlich und erhaben.

Solche Minuten erfüllen den Menschen mit Andacht und erheben

ihn über den Alltag zur Gemeinschaft mit Gott. Worte vermögen hier nichts zu bieten, es gehört eigenes Erleben dazu. Und nur dem ist es vergönnt, der die Anschauung der Natur höher stellt als alle Vergnügungen städtischen Lebens. Ich fühlte mich froh und leicht, und ich verstand, daß das Glück nicht im Sammeln irdischer Schätze beschlossen ist, sondern in der Gesundheit und Freiheit und in der engen Gemeinschaft mit der Natur.

Mein Hund saß neben mir, spitzte die Ohren und lauschte ebenfalls aufmerksam auf die Geräusche aus dem Walde. Plötzlich sprang er auf, schüttelte sich und spähte den Fluß aufwärts. Dann hörte ich hinter mir ein Schnauben und Brummen. Schnell wandte ich mich um. Eine unförmige, dunkle Masse bewegte sich am Fluße entlang. Es war ein großer Bär. Ich hatte noch die Lektion im Gedächtnis, die ich im vorigen Jahre am Fluße Mutuche erhalten hatte, und ich enthielt mich des Schusses. Aber meine Alpa konnte sich nicht beherrschen, knurrte wütend und gab Laut. Der Bär blieb halten, windete in die Luft, dann machte er kehrt und trollte sich brummend in die Weidenbüsche.

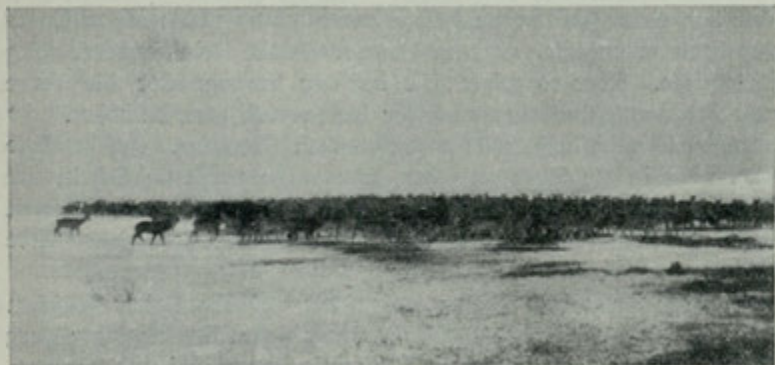
Ich erhob mich und ging rasch dem Lager zu. Das Feldfeuer vor den Zelten brannte mit heller Flamme und beleuchtete mit seinem rötlichen Lichte den Felsen Banjinlafa. Am Feuer bewegten sich die Leute umher; ich erkannte Derssu, der Holz ans Feuer legte. Die Funken stiegen mit dem Rauch wie Feuerwerk empor, verstreuten sich und verloschen langsam in der Luft.

Nach einer Viertelstunde war ich wieder bei meinen Gefährten. Nach dem Abendessen saßen wir lange am Feuer und unterhielten uns; meist sprachen Derssu und Tschanbao, und ich hörte zu. Die Zeit verflog unmerklich. Als sie ihre Jagdgeschichten beendet hatten, wies das Sternbild des Orion längst auf Mitternacht. Wir legten nochmals Holz ans Feuer, dann wickelten wir uns in die Deden und streckten uns zum Schlafen aus. Dieses Bivak ist mir aus irgendwelchen Gründen heute noch in Erinnerung.

Am anderen Tage, dem 26. September, standen wir alle zeitig auf. Purpurn war das Morgenrot hereingebrochen, die Sonne ging sonderbar verzerrt auf; das Barometer zeigte 758 Millimeter, das Thermometer 6 Grad Celsius. Als wir beim Tee am Feuer saßen und uns aufwärmten, sprang Tschanbao plötzlich auf und wies mit einem Ausruf auf das Meer hinaus. Wir erblickten dort eine merkwürdige Luftspiegelung. Etwas über der Kimmlinie zeigten sich ein Dampfer, zwei Segelschoner und hinter ihnen hohe Berge; dann erschienen

Bauwerke, die ihrem Aussehen nach gänzlich von russischen Häusern oder chinesischen Fansen verschieden waren. Die Fata Morgana währte einige Minuten, darauf verblaßte sie und zerfloß langsam in der Luft.

Nun gaben alle ihre Meinung zu dieser Erscheinung ab. Tschanbao sagte, daß er ähnliche Trugbilder verschiedentlich an der Küste im Herbst gesehen habe, meist gerade in den frühen Morgenstunden. Ich versuchte meinen Gefährten eine Erklärung der Luftspiegelung



Gefleckte Hirsche auf dem Futterplatz

zu geben, aber ich merkte bald, daß sie mich nicht verstanden. An Derffsus Gesichtsausdruck sah ich, daß er anderer Ansicht als ich darüber war, aber er hörte mir schweigend zu.

Später auf dem Marsche fragte ich den Golden, was er denn über eine solche Erscheinung denke. Anfänglich zögerte er mit seiner Antwort, und ich wollte das Gespräch schon aufgeben; als ich aber das Wort „Schatten“ aussprach, hatte ich ihm damit das Stichwort gegeben. Er deutete das Wort im Sinne von Seele und gab nun eine recht verwickelte Erklärung dazu. Nach seiner Vorstellung haben nicht nur die Menschen einen „Schatten“ (Chanja), sondern auch die Tiere, Vögel, Fische, Insekten, ebenso aber auch die Pflanzen und Steine.

„Leute (Besen) schlafen, Chanja geht umher; Chanja kommt zurück, Leute wachen auf“, sagte Derffsu. Die Seele verläßt den Leib, schweift umher und sieht und erlebt dabei vielerlei, während der Mensch schläft. So erklärte Derffsu sich die Träume. Auch die Seele der unbelebten Gegenstände kann ihre Materie verlassen. Die von uns

gesehene Fata Morgana war nach Derffus Ansicht der Chanja von Gegenständen, die sich zu dieser Zeit im Zustande des Schlafes und der Ruhe befanden. So einfach erklärte der Armensch, indem er die Natur unterschiedslos mit Seele ausstattete, diese verwickelte, optische Erscheinung der Luftspiegelung.

Der Übergang über den Felsen Bamsinlafa war wirklich eine starke Nervenprobe. Ich gestehe, daß ich, mit dem schweren Gepäck auf dem Rücken, angesichts der schwindelnden Tiefe, aus der die Brandung heraufdonnerte, keine große Neigung zu dieser Kletterpartie über das einen Fuß breite Felsgesims empfand und mich nochmals eingehend erkundigte, ob uns denn tatsächlich kein anderer Weg übrigbliebe. Aber es zeigte sich, daß der Umweg über die Berge recht bedeutend und ebenfalls sehr beschwerlich gewesen wäre. So entschloß ich mich doch zu dem gefährvollen Übergang. Ich bemühte mich, nicht in die Tiefe zu sehen, und rückte vorsichtig Schritt um Schritt seitlich weiter. Als letzter folgte Derffu auf dem schmalen Bande. Erleichtert atmete ich auf, als endlich der Pfad zum Meere abstieg.

Sogleich hinter dem Felsen trafen wir auf das kleine Flößchen Dsalsjankuni, auf den Karten: Taljankuni; neben ihm liegt der Berg Ulongu. Dann folgen die beiden Flußläufe Momoktschi und Asektani, auf den Karten: Ostegni. Von der Kulumbemündung aus beträgt die Entfernung bis zum Asektani 10 Werst.

In zoogeographischer Hinsicht sind diese Plätze insofern von Interesse, als sich hier eine der letzten natürlichen Zufluchtstätten der gefleckten Hirsche [*Cervus dybowskii* Tasz.] befindet.

Dieses Bild nimmt nach seinen Körpermaßen eine Zwischenstufe zwischen Reh und Hirsch ein und bildet hier den einzigen Vertreter der geschwänzten Hirsche. Seine sommerliche Färbung ist sehr bunt: die Grundfarbe ist fast ziegelrot, an den Seiten des Körpers liegen sieben Reihen weißer Flecke von Apfelgröße, auf dem Rücken läuft ein schwarzer Riemen entlang. Der Wedel des Tieres ist mit langen, schwarzen Haaren geziert und in fortwährender Bewegung begriffen. Im Winter erhält die Decke des gefleckten Hirsches eine braungraue Färbung, und die Flecke verschwinden fast gänzlich. Der muskulöse Hals ist mit ziemlich langen Haaren bedeckt, die vorn und an der Brust etwas dunkler sind als an den übrigen Körperstellen. Dem Geweih des Hirsches fehlen die untersten Augensprossen des Hirsches. Die „Panty“, die frischen Geweihe im Bast, werden von den Chinesen zu Arzneizwecken sehr hoch bewertet und das Paar

mit 800 bis 1200 Goldrubel bezahlt. Im Ussurigebiet bewohnt der gefleckte Hirsch den südlichen Teil. Als nördliche Grenze seines Vorkommens kann man den Fluß Zman und an der Küste den Amagu bei Kap Arka ansehen.

Während der letzten zwanzig Jahre ist das Verbreitungsgebiet dieses Wildes sehr zusammengeschmolzen. Dort wo es früher in großen Rudeln umherschweifte, liegen jetzt die Ansiedlungen ehemaliger kleinrussischer Steppenbewohner, die die Wälder vernichtet haben. Die armen Tiere begannen sich nach Norden zurückzuziehen, konnten aber das Leben in den Nadelwäldern nicht vertragen und gingen schnell ein. Heutigentags gibt es nur noch drei größere natürliche Zufluchtsstätten für die gefleckten Hirsche: die Insel Askold in der Bai Peters des Großen, das Berggebiet rechts von den Quellen des Sudsue (die Gegend Jumbeißi) und ein kleines Gebiet an der Küste des Japanischen Meeres, zwischen den Flüssen Kulumbe und Raina am Kap Arka. Aber sobald die gewerbsmäßigen Wildausbeuter hiervon Wind bekommen werden, hat wohl das letzte Stündlein aller gefleckten Hirsche geschlagen. Es wäre die höchste Zeit, daß sich die örtlichen Behörden um die Erhaltung dieser Tierchutzgebiete kümmern, ehe es zu spät ist.

Koreanische Zobelfänger

Je weiter nördlich wir kamen, desto steiler und höher wurden die Uferterrassen am Meere. Besonders stark sind sie in der Nähe der Mündungen der Bergflüßchen Gappaksi, Bula (chinesisch: Jandiosa), Solomgi, Kulumbe, Momoktschi und Raina ausgebildet, wo sie Höhen bis zu 50 Fuß erreichen. Am Momoktschi ziehen sie sich in das Tal hinein und verlaufen an seinen Seiten als scharf ausgeprägte Gesimse. Der Fuß dieser Terrassen ist massiv, der obere Teil besteht aus kantigen Gesteinstrümmern, mit Lehm gemischt und infolgedessen stets versumpft.

Hier trifft man am Gestade zum ersten Male auf Lärchen, die meist in kleinen Gruppen stehen.

Zur Geographie des Küstengebiets zwischen Momoktschi und Raina ist folgendes zu bemerken: Der hohe Bergzug Gabadi erstreckt sich im spitzen Winkel zur Richtung der Küste; auf der anderen Seite der Berge liegt das Flußbassin des Kulumbe, diesseits strömt vom Gabadi eine Reihe kleiner Bergwässer dem Meere zu. Sie

tragen nur uralte Bezeichnungen: Jaschu (auf den Karten: Sagasu), Ujadgi-bjafani, Sante, Kaputh, Januscha und andere. Zwischen ihnen liegen drei Berggipfel: Sabadi, Djuchane und Jandofusa und an der Mündung des Jaschu der einzelstehende Felsen Kada-Budi-duoni, der auf den Seekarten Dshidanje, „Berg der Erwartung“, genannt wird und mit 603 Fuß Höhe bezeichnet ist.

An Gesteinsbildungen nördlich vom Kulumbe bis zum Raina zeigt sich anfänglich säulenförmiger Andesit, teilweise fächerartig gelagert, weiterhin folgen Dazit und Kieselschiefer. Nahe der Mündung des Momoktschi beim Kap Alexander bestehen die Berge aus stark verwandeltem Quarzporphyr und sehr dichten Gneisarten, von spärlichen Bleiglanzadern durchzogen.

Zwischen Jaschu und Momoktschi treten aus dem gemeinsamen Bergmassiv zwei Vorgebirge heraus, die die uralten Bezeichnungen Uheduoni und Kopotschiduoni tragen. An der Raina selbst ist an den vom Erdreich entblößten Stellen eine dunkelbraune, stark verwitterte, zusammengesetzte Gesteinsart zu sehen.

Am Fuße der Rainaterrassen fanden wir nahe dem Strande eine koreanische Fanse. Ihre Bewohner trieben Krabbenfischerei und Zobelang. In der Fanse lebten neun ledige Koreaner. Von diesen war einer nach der Art der Uralten gekleidet, zwei andere erschienen mir anfänglich als Chinesen. Diese trugen Zöpfe und glattrasierte Vorderhädel, und ich merkte erst später, daß es gleichfalls Koreaner waren.

Als räuberische Ausbeuter und Wildvernichter übertreffen die Koreaner noch die Chinesen. Der damalige Generalgouverneur Unterberger hatte besonders energische Maßnahmen gegen sie angeordnet. Dieser Umstand hatte auch die hier lebenden Koreaner veranlaßt, ihre Nationalität unter fremder Maske zu verbergen.

Während wir uns der Fanse näherten, hörte ich aus ihr ein eigenartiges Geräusch, das Plätschern von Wasser und den Fall eines schweren Gegenstandes. Dieses wiederholte sich in regelmäßigen Pausen. Tschanbao erklärte mir, daß der Lärm von einer durch Wasserkraft betriebenen koreanischen Stampfmühle herrühre.

Eine derartige Stampfe wird nahe am Bache auf folgende Weise errichtet: Auf zwei Stützen ruht eine drehbare Welle, die durch einen langen Wagebalken mit ungleich langen Armen hindurchführt. An dem kürzeren Balkenende ist ein schwerer Stein als Stößel befestigt, unter dem ein großer hölzerner Napf steht. Der andere lange Arm endet in eine große Schöpfkelle. Durch eine Rinne wird

diese Kelle mit Wasser aus dem Flusse gefüllt. Sobald sie dadurch ein bestimmtes Gewicht erhalten hat, senkt sie sich nieder und hebt den Steinstößel nach oben. Gleichzeitig entleert sich die schräg nach unten geneigte Schale vom Wasser, der Stein erhält wieder das Übergewicht und fällt in den Napf zurück.

Von allen Ostvölkern des asiatischen Festlandes haben die Koreaner als erstes die lebendige Kraft des Wassers auszunützen verstanden. Bei den Chinesen sind derartige Mühlen unbekannt.



Krabbenfänger an der Mündung des Naina

Zuweilen wird das Stampfwerk nahe der Behausung oder auch in dieser selbst angebracht. Im letzteren Falle tritt an Stelle des Schöpfgefäßes eine flache Schaufel, und die Maschine wird durch Druck mit dem Fuße in Bewegung gesetzt. Gewöhnlich sind Frauen mit dieser Arbeit beschäftigt.

Nebenan in einem Schuppen wurde Mehl gemahlen. Die Mahlsteine liegen übereinander, der untere ist unbeweglich, der obere dreht sich auf ihm und wird mit Hilfe eines kurzen Holzgriffes mit der Hand in Bewegung gesetzt. Die Getreidekörner werden in einen Kasten geschüttet, aus dem sie in die Öffnung des oberen Mahlsteines und dann in die Rillen zwischen den Steinen fließen.

Wie zu erwarten, rief unser Erscheinen unter den Koreanern große Beunruhigung hervor. Die Fanse war geräumig, und wir machten es uns auf einem der Kangs bequem. Derßu stellte sich,

als ob er die Sprache der Bewohner nicht verstehe, und lauschte dabei auf alles, was sie untereinander sagten. So vernahm er, daß einige der Koreaner Erzsucher waren, ein anderer Teil Jäger, die, um Proviant zu holen, vom Kulumbe hergekommen waren, wo sie ihre Fallenstellerfanse hatten.

Der 27. September war der Besichtigung des Flusses Naina gewidmet, der auf den Seekarten als Jachodei-Sanka bezeichnet ist. Der Fluß hat eine Länge von 20 Werst, seine Quellen liegen auf dem „Zarenberge“, den wir noch später besprechen werden. Anfänglich fließt der Naina von Norden nach Süden, dann biegt er nach Südosten ab und fließt die letzten zehn Werst bis zum Meere in Richtung des Breitengrades. In dem Winkel, an dem der Fluß die Wendung macht, liegt eine Jägerfanse. Von dort führt geradeaus nach Westen der Pfad, auf dem Merslajakow mit seiner Abteilung entlang zog.

Eine koreanische Fallenstellerfanse ist stets nur ein einfacher Bau aus Baumstämmen, mit einem abfallenden Siebeldach aus Zedernrinde gedeckt. Gewöhnlich hat die Fanse zwei oder drei Fenster, je eins an jeder Seite, und zwei Türen, stets nach dem Flusse zu gelegen. Wie außen, so gleicht sie auch innen durchaus den chinesischen Jägerfansen: ein Feuerherd mit eisernem Kessel und ein Rang zum Schlafen, von den darunter hindurchführenden Rauchkanälen erwärmt. Die ganze Ausstattung ist roh und ungeschlachtet und kann ohne Bedauern zurückgelassen werden, wenn die Übersiedlung an einen anderen Platz nötig wird.

Der Herbst war da, und die Koreaner begannen bereits mit dem Zobelfang. Unweit der Fanse sahen wir auch die Zobelfallen selbst, sogenannte Mosty, „Brücken“. Zu ihrem Bau bedienen sich die Koreaner windgestürzter Baumstämme, die quer von einem Ufer des Flusses zum anderen liegen. Zuweilen werden auch an geeigneten Stellen Bäume gefällt und zurechtgelegt, wenn kein Windbruch in der Nähe ist. In der Mitte des Stammes ist aus dünnen Zweigen ein kleiner Zaun errichtet, in dem ein enger Durchgang gelassen ist; in diesem hängt eine aus Haaren geflochtene Schlinge. An den Seiten ist der Stamm so glatt zugehauen, daß der Zobel den Zaun nicht umgehen kann. Die Schlinge ist mit einem Ende an einem kleinen Stäbchen befestigt, das mit einer Einkerbung leicht auf einer Stütze aufliegt. An dieses Stäbchen ist ein Stein gebunden im Gewicht von sechs bis acht Pfund. Wenn der Zobel auf einer solchen Brücke entlang läuft, trifft er auf das Hindernis, ohne Möglichkeit,

es irgendwie zu umgehen. Nun versucht er, durch die Schlinge zu springen, verfängt sich darin, schleppt sie hinter sich her und reißt das Stäbchen von seinem Ständer. Der Stein fällt ins Wasser und zieht den kleinen Räuber nach. Die Koreaner halten diese Fangart für die beste, denn die Falle arbeitet so sicher, daß der Zobel nie entkommt. Außerdem ist der Zobel unter Wasser gut gesichert, und der



Am Mittellaufe des Naina

Balg kann nicht von Krähen oder Elstern beschädigt werden. Oft fangen sich in diesen koreanischen Fallen wie in den chinesischen auch Eichhörnchen, Rebhühner und sonstiges kleines Getier.

Das ganze Tal des Naina ist von Flächen verbrannten Waldes bedeckt. Die Brände haben vor mehreren Jahren hier gewütet, und jetzt ist an Stelle des vernichteten Nadelwaldes junger Nachwuchs von Birken, Lärchen und Espen getreten.

Am Abend lehrten wir von unserer Exkursion zurück. Derjssu mochte die Koreaner nicht leiden, und trotzdem es draußen kalt und windig war, verzichtete er darauf, in der Farnse zu übernachten. Er

richtete sich ein Lager am Strande ein unter dem Schutze der überhängenden Terrasse.

Abends nach dem Essen machte ich mich auf, um zu sehen, was Derßu treibe. Ich fand ihn, wie er mit untergeschlagenen Beinen auf seiner Decke saß und das Pfeifchen rauchte. Mir schien es so gemütlich bei ihm, daß ich mich gern zu ihm ans Feuer setzte und meinen Tee bei ihm trank.

„Derßu,“ wandte ich mich an ihn, „ich langweile mich ohne dich; wenn du nicht da bist, fehlt mir etwas.“

„Danke schön, Kapitän, danke,“ erwiderte er schmunzelnd, „denke auch so, wenn du allein auf die Berge gehst, hab' immer sehr Angst.“

Er rückte beiseite, ich setzte mich zu ihm und fragte ihn, weshalb er die Koreaner nicht liebe.

„Sind schädliche Kerle,“ antwortete er, „betrügen immer. Kommt mal anderer Mensch, ärgern sich, geben nichts zu essen.“

Er hatte recht. Es ist eine Charaktereigentümlichkeit der Koreaner, gänzlich teilnahmslos für die Interessen anderer und ungastlich zu sein. Besonders das letzte kränkte den Golden sehr; es war ihm völlig unverständlich, wie man einem vorüberkommenden Wanderer die Gastfreundschaft versagen könne.

Derßu erinnerte sich seiner Kindheitstage, als es hier überhaupt noch keine Koreaner gab. Dann waren die Chinesen erschienen und nach ihnen die Russen. Von Jahr zu Jahr wurde es schwerer zu leben. Zuletzt kamen die Koreaner. Die Wälder brannten immer häufiger; die Zobel machten sich davon, und auch alles andere Wild wurde seltener. Nun stellten sich an der Küste sogar noch die Japaner ein. Wie sollte man da weiterleben?

Der Golde verstummte und dachte angestrengt nach. Vor ihm stieg wohl die ferne Vergangenheit auf, und er versank ganz in seinen Erinnerungen. Auch ich kam ins Sinnen. In der Tat, das Ussuri-gebiet bevölkerte sich zunehmend seit den letzten Jahren. Schon war die Zeit nicht mehr fern, da von der jungfräulichen, ursprünglichen Taiga keine Spur mehr da sein würde. Das Wild wird vernichtet, breite Wege durchschneiden den Wald, und dort, wo früher der Tiger brüllte, tönt dann das Pfeifen der Lokomotive. Mit Trauer erkannte ich das Schicksal dieses Landes, die Willkür des Menschen wartet seiner. Schweigend saßen wir, und jeder dachte in seiner Art das gleiche.

„Wie sollen weiterleben?“ wiederholte Derßu nochmals und seufzte tief.

„Nitschewo, Alter, für uns beide wird's schon noch zum Leben reichen“, antwortete ich ihm.

Jetzt kam Tschanbao zu uns und begann lachend zu erzählen, daß ein Koreaner dem anderen auf dem Kang im Dunkeln auf den Kopf getreten und dieser racheschnaubend dem Missetäter dafür das Gesicht mit Hirsebrei beschmiert habe. Unser Gespräch erhielt damit eine andere Wendung.

Am nächsten Tage setzten wir unseren Weg nach Norden fort.



Koreanische Fallenstellerjanse

Das Wetter war trübe, aber es kam nicht zum Regnen.

Das nächstfolgende Flüsschen nach dem Raina war der Tjtschenga, udechesisch: Tejenga. Er hat gleich diesem eine Länge von etwa 20 Werst und entspringt ebenfalls auf dem Zarenberge. Im Oberlaufe durchfließt der Tjtschenga eine schmale, tiefe Schlucht, deren Ränder fast in einem Winkel von 60 bis 70 Grad steil abfallen und völlig von Steinhalden bedeckt sind.

Nach dem Tjtschenga folgt eine Reihe kleiner Gebirgsbäche: Watenga (auf den Karten: Watuntscha), Tschani, Kalma (udechesisch: Kalama, „Walfisch“) und Antschi. Weiterhin: die Flüsschen Kua, Sangasu, Tschongomi und Damuksji. Hier verläßt der Pfad die Küste und steigt bergauf zum Passe nach dem Flusse Kwandagou, einem Nebenfluß des Amagu. Dieser ist ungefähr 30 Werst lang, seine Quellen liegen in der Nähe der Kudjache- und Rainaquellen. Auch

der Kwandagou fließt anfänglich durch eine tiefe Schlucht, die von Felsklippen erfüllt ist; weiterhin verbreitert sich sein Tal. Der Oberlauf hat eine nordwestliche Richtung, wendet sich darauf scharf nach Nordost und fließt parallel der Küste, von der ihn der Bergrücken Tschantotnykalani scheidet. Vom Antschi bis zum Amagu beträgt die Entfernung 15 Werst.

Nach Norden vom Naina zum Amagu ziehen sich Gesteinsarten von Andesit und Quarzporphyrertuff. Die bei Kap Bjelkin und Arka zutage tretenden Felsen zeigen in den Lagen des bunten Tuffs Hohlräume, angefüllt mit Niederschlägen von Kalkspat und einer weichen, grünlichen Verwitterungsmasse.

Auf den Seelarten sind in dieser Gegend zwei Ufertore angegeben. Das kleinere an der Küste selbst, ein größeres in das Meer vorgeschoben. Gegenwärtig ist nur das nahe der Küste stehende noch erhalten geblieben. Die Chinesen nennen es Kulunsuifa, die Udehesen Sangasu, „Durchlöcherter Stein“, und knüpfen daran folgende Sage:

Es wohnten Udehesen am Flusse Nachtochu und andere am Schoomi. Diese holten sich ihre Frauen vom Nachtochu, gaben aber nicht, wie es früher Sitte gewesen, ihre Töchter dorthin als Frauen. Nun zogen die Nachtochusen an den Schoomi, benutzten die Abwesenheit der Männer und nahmen mit Gewalt so viele Mädchen, wie sie brauchten. Die Schoomisen verfolgten die Räuber und setzten ihnen in Booten nach. Als sie das Kap Sangasu erreicht hatten, beteten sie nicht, wie es nötig gewesen wäre, sondern zogen schreiend und schimpfend durch den Torbogen. Auf diesem saß eine Eiderente, es war aber kein gewöhnlicher Vogel, sondern der Gott Temu, der Beherrscher des Meeres. Ein Udehese vermaß sich, auf die Gottheit zu schießen, und fehlte. Aber zur Strafe ließ Temu den Torbogen einstürzen, die beiden Boote wurden zerschmettert und zweiundzwanzig Menschen in den Fluten begraben.

Die nächsten zwei Kaps, an denen wir vorüberkamen, tragen die Namen Njummyduoni und Laamtschiduoni; das letzte Kap nahe am Amagu hat die russische Bezeichnung Bjelkin, und die benachbarte kleine Bucht heißt Otscharowanje, „Bucht der Enttäuschung“.

Der Kwandagou hat in seinem Mittellaufe eine Breite von etwa 4 Sassen, eine Tiefe von 3 bis 4 Fuß, und seine Strömung legt in der Stunde 6 Werst zurück.

Nach seinem Austritt aus den Bergen wird die Strömung des Kwandagou ruhig und langsam. Der Fluß wechselt verschiedentlich von einem Talrande zum anderen hinüber, beginnt bald sich in

mehreren Stromschnellen zu brechen und vereinigt sich mit dem Amagu kurz vor dessen Eintritt in das Meer.

Jenseits des Paßüberganges führt der Pfad anfänglich am rechten Flußufer entlang, geht dann über eine sumpfige Wiese auf das linke Ufer hinüber und wieder zurück an das rechte, an dem er sich dann bis zur Mündung hält. Im Oberlaufe ist das Tal des Kwandagou



Am Oberlaufe des Naina

mit Nadelwald bestanden, im unteren Teile ausschließlich mit Laubwald: Pappeln, Eichen, Birken, Espen, Ahorn und dergleichen.

Der Weg am Kwandagou erschien mir endlos lang. Zweimal machten wir zum Ausruhen halt und zogen dann in der Hoffnung weiter, bald das Meer zu erblicken. Endlich begann sich der Wald zu lichten; der Pfad erklomm eine kleine Anhöhe, und vor uns entrollte sich das breite und malerische Tal des Amagu mit einem Dorfe der Altgläubigen auf der anderen Seite des Flusses. Wir riefen und winkten, und ein paar Jungen holten uns über. Hier trafen wir wieder mit Mersljakow zusammen, der durch unser langes Aus-

bleiben bereits beunruhigt war. Die Schützen wollten sich schon aufmachen, um uns entgegenzugehen, aber die Altgläubigen hatten ihnen davon abgeraten.

Nach wenigen Minuten saß ich in einer Bauernhütte am Tisch, labte mich an frischer Milch und ließ mir von Mersljakow berichten.

Die Nachricht von unserer Ankunft am Amagu hatte sich bald im ganzen Dorfe verbreitet. Die Altgläubigen hießen mich freundlich willkommen, ich mußte Besuche empfangen und erwidern.

Die folgenden drei Tage waren zur Rast bestimmt. Wir ruhten aus und sammelten neue Kräfte. Ich unternahm täglich kleine Ausflüge ans Meer und in die nähere Umgebung.

Die Altgläubigen am Amagu

Der Amagu, udehesisch: Amuli, bildet sich aus drei Flüssen: dem Amagu selbst, dem Kwandagou, an dem wir entlang gekommen waren, und dem Kudjache, der ebenfalls von rechts, etwas oberhalb des Kwandagou, in den Amagu eintritt. Vom Meere aus gesehen erscheint eigentlich der Kudjache als der Hauptfluß, während er in Wirklichkeit von Norden herkommt und sein Tal daher hinter den Bergen nicht sichtbar ist.

Der Kudjache ist ein reißendes, mit Stromschnellen durchsetztes Flüsschen von ungefähr 20 Werst Länge. Es durchfließt ein breites Tal und nimmt seinen Anfang am Bergzuge Kartu. Der obere Teil des Flußtales ist von dürren Brandfeldern bedeckt. Der auf diesen neu entstandene Jungwald besteht hauptsächlich aus Espen, Lärchen und Weißbirken; näher dem Meere zu herrscht in den Bergen Nadelwald vor.

Es ist zu erkennen, daß der untere Teil des Amagutales dort, wo sich die Altgläubigen angesiedelt haben, früher eine Meeresbucht war. Die Flüsse Kudjache und Kwandagou hatten ihre eigenen Mündungen in das Meer. Im Laufe der Zeit erfolgte der gewöhnliche Prozeß der Auffüllung dieser Bucht durch die Ablagerungen der Flüsse und das Zurückweichen des Meeres. An der linken Talseite sind noch jetzt langgestreckte Torfsümpfe bestehen geblieben, aber auch bei diesen schreitet die Austrocknung weiter fort.

Heutigentags fällt der Amagu nahe dem Kap Bjellin ins Meer ein, und es hat sich nahe der Mündung eine kleine Bucht gebildet, die mit dem Meere durch einen engen Wasserarm verbunden ist.



Die Mitglieder der Expedition am Amagu

Derffu Sale Sabitow Armin Turtygin Fokin Sacharow Merölsjakow Arsenjew

Das Altgläubigendorf Amagu bestand aus 18 Höfen. Die ersten Bauern, 7 Familien, siedelten im Jahre 1900 vom Flusse Daubiche hierher über. Sie waren ein gesunder und braver Menschenschlag, schauten jedem frei und offen in die Augen und sprachen treuherzig über ihre Vorzüge und Unzulänglichkeiten. Hier, tief in den Bergen, von allem Fremdländischen abgeschlossen, hatten es die Altgläubigen verstanden, sich ihre rein russischen Charakterzüge zu bewahren. Das patriarchalische Verhältnis in den Familien, die selbstverfertigte Kleidung, besonders bei den Frauen von kunstvollen Stidereien verziert, die Fertigkeit im Holzschnitzen, ihre Lieder und viele ihrer Sitten und Gebräuche erinnerten völlig an das alte Rußland. Wir hatten den Eindruck, hier um einige hundert Jahre zurückversetzt zu sein. Es war interessant zu beobachten, wie die Leute hier tatsächlich in ihrer Zeitrechnung weit nachhinkten. Für sie galt als sensationelle Neuigkeit, was längst vorüber und wofür in Europa bereits jedes Interesse verflogen war. Zuweilen besuchten japanische Fahrzeuge ihre Küste, sehr selten ein russisches. Daher machten die Altgläubigen ihre Einkäufe fast ausschließlich bei den Japanern, und nur in äußersten Fällen gingen sie über Land nach der St. Olgabuht, denn es erforderte eine langwierige Wanderung. Ihren Lebensunterhalt erwarben sie sich durch Landwirtschaft und Fang von Pelztieren, besonders Zobel. Das „Zobeln“ betrieben sie auf alle möglichen Methoden, chinesische und koreanische, wie auch nach Art der Eingeborenen. Natürlich befaßten sie sich auch mit der Jagd auf Isjubrhirsche und Renntiere sowie mit dem Fischfang. Keinerlei Luxus weder in der Kleidung und in der häuslichen Einrichtung noch in der Lebensweise war bei ihnen zu bemerken, dennoch wies alles darauf hin, daß sie ein wohlhabendes Volk waren. Ich zählte 92 Pferde und 84 Kühe.

Außer den Altgläubigen wohnte am Amagu noch eine Udehesenfamilie, die aus einem alten Manne, seiner Frau und drei erwachsenen Söhnen bestand. Zur Ehre der Altgläubigen muß gesagt werden, daß sie niemals die Eingeborenen bedrängt haben. Im Gegenteil, sie waren ihnen behilflich und begannen sogleich, sie in Landwirtschaft und Viehzucht zu unterweisen. Die Udehesen hatten etwas Russisch gelernt, hielten Pferde und Rinder und erbauten sich eine Badestube.

Am Saume des Lärchenwaldes, unweit des Sumpfes, hatten die Altgläubigen häufig nicht sehr tief in der Erde verschiedene Gegenstände und kleine Schmudfsachen gefunden: Ohrgehänge, Ringe, Arm-

reifen, Knöpfe, Glasperlen, Pfeile und Bogen, Lanzenspitzen und viele menschliche Knochen. Ich besichtigte diese Gegend und fand die Spuren einer Wohnstätte. Auf alten Seekarten ist an der Mündung des Amagu eine Siedelung von zahlreichen Eingeborenenjurten angegeben. Der alte Udechese erzählte mir, daß hier noch vor dreißig Jahren viele seiner Stammesgenossen gelebt hätten, aber sie waren alle den Blattern erlegen. Nach den Angaben von



Küste im Amagubezirk

Bogolubsky standen im Jahre 1870 an der Küste nahe dem Amagu noch sechs Eingeborenenfanzen.

In klimatischer Beziehung unterscheidet sich dieser Teil des Küstengebietes sehr von den westlich des Sichote-alin liegenden Gegenden. Der Sommer ist hier feucht und kühl, der Herbst lang und lau, der Winter trocken und kalt; der Frühling beginnt sehr spät. Die erste Hälfte des Winters ist meist schneefrei, die Schneefälle treten erst im Februar und März ein. In den Monaten November und Dezember haufen hier schreckliche Stürme; gewöhnlich blasen sie von der Seite des Bergzuges Kartu her. Nach den Beobachtungen der Altgläubigen bleibt ruhiges Wetter, wenn am Morgen der Himmel im

Besten klar ist; wenn sich dort aber in der Frühe die Wolken ballen, so ist das ein sicheres Zeichen für starken Nordwestwind. Von dreißig Tagen sind in der Regel ungefähr fünf stille Frosttage, zehn mit starkem Wind, die übrigen fünfzehn mit frischer Brise. Bei Tagesanbruch ist es meistens ruhig, der Wind erhebt sich mit der aufgehenden Sonne, verstärkt sich allmählich und erreicht seine höchste Kraft gegen zwei Uhr nachmittags. Dann beginnt er nachzulassen und beruhigt sich nach Mitternacht gänzlich.

Der durchschnittliche Winter zeigt nach den Angaben der Altgläubigen etwa folgende Kältegrade: morgens 14 bis 16 Grad Celsius, tagsüber 9 bis 11 Grad, abends wieder 12 bis 14 Grad.

Der erste Schnee fällt kaum vor Mitte Dezember. Der lange warme Herbst läßt die Kräuter nicht vertrocknen, sondern nur verwelken. An den feuchten Stellen, dort wo das Gras in Büscheln steht, bleibt es in seinen unteren Teilen noch lange saftig und grün. Dieser Umstand gewährt die Möglichkeit, die Kühe einen großen Teil des Jahres auf freier Weide halten zu können. Auch die Pferde brauchen nur im Frühjahr Heu. Die Altgläubigen erzählen, daß ihnen im ersten Jahre ihrer Übersiedlung Trockenfutter gänzlich fehlte und die Kühe und Pferde den ganzen Winter hindurch auf das Weiden angewiesen blieben. Nach ihren Beobachtungen hatte das Vieh diese Zeit gut überstanden und war nicht abgemagert.

Da der Frühling hier sehr spät anfängt, pflügen die Bauern erst im Mai und mähen im August. Der kalte und neblige Sommer läßt auch das Getreide spät reifen. Das Einbringen der Ernte findet Ende September statt, zuweilen zieht es sich bis in den halben Oktober hin. Alles Gemüse, besonders auch Kartoffeln, wächst gut, nur Melonen und Kürbisse werden nicht reif. Die Periode der Blütezeit der Pflanzen und des Reifens der Früchte bleibt hier im Verhältnis zu dem auf ein und demselben Breitengrade liegenden Teil des Ussuribassins fast um einen ganzen Monat zurück.

Hinsichtlich der Flora ist das Gebiet des Amagu nicht weniger interessant als in klimatischer Beziehung. In den Bergen wächst ziemlich viel *Taxus* [*Taxus cuspidata* Sieb. et Zucc.]. Im Küstengebiet begegnet man diesem Baum in kleinen Gruppen und nur stellenweise; südlich des Mutuche ist er im Walde nur als einzelner Baum anzutreffen. Die Linde [*Tilia amurensis* Kom.] erreicht nicht die Größe wie im südlichen Ussurigebiet, doch sind die Stämme hier massiver und werden nicht hohl. Im Gebiete des Ussurioberlaufes und südlicher ist die umgekehrte Erscheinung zu

beobachten. Dort wächst die Linde als großer, hoher Baum, aber die Stämme sind fast stets innen hohl. Die Erlen am Amagu zeigen ebenfalls große Ausmaße, und man trifft sie nicht nur an den Flußufern, sondern auch an den schattigen Berghängen. Die Eichen werden nicht groß und haben eine weißliche Rinde; im Süden ist die Rinde der Eichen dunkel. Obgleich die Eichen ausreifen, fallen sie doch nicht von selbst ab, sondern werden erst von den starken Herbststürmen herabgeschüttelt. Krankhafte Auswüchse an den Bäumen



Ussurischer Edelfasan

zeigen sich in den hiesigen Wäldern viel seltener als westlich des Sichote-alin und sind nur an den Oberläufen der Flüsse anzutreffen. Im südlichen Ussurigebiet erreichen derartige Bucherungen bisweilen außerordentlich große Maße. In der Nähe des Amagu sind die Zedern, Lärchen, Tannen, Fichten, Birken und Espen von guter Beschaffenheit, dagegen Eschen, Ahorne und überhaupt alle harten Holzarten geringer an Größe und Wert. Das im Süden so häufige Teufelsholz [*Eleutherococcus senticosus* Max.] kommt hier bereits selten vor, hat ein kümmerliches Aussehen und meist abgefrorene Spitzen. Man kann den Amagu als nördliche Grenze für das Vorkommen der wilden Weinrebe und des mandschurischen Rußbaums ansehen. Die erste bleibt niedrig und gedeiht höchstens noch an den sonnigsten und windgeschützten Stellen, bringt aber ihre Beeren nicht

mehr zur Reife. Etwas nördlicher am Kusun fehlt sie schon gänzlich. Der Nußbaum [*Juglans manshurica* Max.] war hier am Unterlaufe des Flusses zwar nicht anzutreffen, doch führt dieser bei Überschwemmungen bisweilen Zweige von Nußbäumen mit sich, woraus auf das Vorkommen am Oberlaufe des Amagu zu schließen ist.

Der Einfluß des Meeres auf die Pflanzenwelt ist sehr merkwürdig. Zum Beispiel ist das Gift des Fieberkrautes, des Eisenhutes oder der Rieswurz hier unvergleichlich schwächer als bei den in den Bergen wachsenden Exemplaren. Das gleiche kann auch von dem Gift der Schlangenbisse und von Hornissenstichen gesagt werden.

Die Bienenzucht erfordert am Amagu große Pflege. Die Stöcke müssen im Winter gut gegen die Kälte verwahrt und den Bienen reichliche Nahrung gelassen werden. Den hierher gebrachten Bienen fällt das Honigsammeln schwer. Auf der Suche nach honiggebenden Blütenpflanzen haben sie weite Flüge zurückzulegen. Wie die Altgläubigen beobachteten, sammeln die Bienen in Ermangelung eigentlicher Honigblüten auch von anderen Pflanzen, zuweilen sogar von der Rieswurz [*Veratrum album* L.]. Von diesem Honig erkranken jedoch die Bienen, und wenn man ihnen guten Honig gibt, werfen sie den giftigen sofort aus dem Stock. Weiter nach Norden zu blieben alle Versuche der Altgläubigen mit Bienenzucht erfolglos.

Der Bezirk von Amagu verdient die Beachtung des Naturforschers auch in zoogeographischer Hinsicht. Der weißbrüstige Bär kommt von Süden herauf nur bis an den Kulumbe. Tiger erscheinen periodisch, der Panther fehlt gänzlich. Fährten, die von den Altgläubigen als vom Panther herrührend angesprochen wurden, sind vielleicht einem jungen Tiger zuzuschreiben; gesehen hat niemand hier diese im südlichen Ussurigebiet noch ziemlich häufige Großkatze. Die schafalartigen Wildhunde sind eine Seltenheit.

Da im Westen die Kälte früher eintritt, so erhalten dort auch Zobel und Eichhörnchen früher ihren dichten Winterpelz als hier an der Küste. Der Unterschied beträgt gleichfalls fast einen Monat.

Die Altgläubigen erzählen, daß sie in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft am Amagu Trappen angetroffen hätten. In den Jahren 1904 und 1905 zeigten sich diese großen Vögel nur noch selten, dann stellten sie ihre Züge völlig ein. In einem Jahre waren plötzlich auf den Feldern zahlreiche Fasanen erschienen, die aber im nächsten Jahre wieder verschwanden. Einmal verflog sich ein großer, dunkelbrauner Adler mit langem nackten Hals an die Küste und ließ sich auf umherliegendem Ras nieder; wahrscheinlich war es nach der

Beschreibung ein Geier [Vultur monachus L.] aus Zentralasien. Der Amagu bildet ferner die südliche Grenze des Vorkommens von Auerhähnen und die nördliche für den Grünspecht.

Nach meinen Beobachtungen sind die Altgläubigen hier ein aufgewecktes Völkchen. Sie verhalten sich aufmerksam zu der sie umgebenden Natur und beobachten die Pflanzen, Vierfüßler, Vögel, Fische, ja selbst die Insekten sehr genau. Ich erhielt noch manche bemerkenswerte Angabe von diesen bäuerlichen Naturforschern. Zum Beispiel hatten sie festgestellt, daß die wilden Bienen im Küstengebiet von Süden nur bis an den Kulumbe heraufkommen, der große

Maadschwaben-
schwanz [Papilio
Maackii] bis zum
Kusun. Am Amagu
zeigt er sich selten
und ist hier fast um
die Hälfte kleiner als
im südlichen Ussuri-
gebiet.



Jäger in der Taiga

Am 4. Oktober ließ ich alles zum Weitermarsche vorbereiten. Ich wollte nunmehr am Amagu bis zu seinen Quellen aufwärts steigen, dann den Bergzug Kartu überschreiten und am Kulumbe entlang zur Küste zurückkehren.

Die Altgläubigen sagten mir, daß beide genannten Flüsse sehr von Stromschnellen erfüllt und die Berge von Steinhalden bedeckt seien. Sie rieten mir, die Maultiere bei ihnen im Dorfe zu lassen und den Marsch zu Fuß zu machen. Daraufhin beschloß ich, nur mit Derßu allein zu gehen. Tschanbao und der Schütze Fokin sollten zwei Tage mit uns ziehen. Dann konnten wir unseren Proviant aus ihren mitgenommenen Vorräten auffüllen und zogen weiter, während die beiden umkehrten.

Nach meiner Berechnung mußte der Proviant für zwei Drittel des Weges reichen. Deshalb machte ich mit Werslajakow aus, daß er einen der Udehesen namens Sale mit zwei Schützen zum Felsen

Wanjinlaja kommandierte, wo sie für uns Lebensmittel an einer sichtbaren Stelle niederlegen sollten.

Am folgenden Tage, dem 5. Oktober, nachmittags um zwei Uhr, machten wir uns mit schweren Felleisen auf den Weg.

Der Amagu, udehesisch: Amuli, chinesisch: Amagou, hat eine Länge von ungefähr 50 Werst. Seinen Anfang nimmt er an den Kartubergen und umfließt sie an der Westseite. Anfänglich fließt er nach Nordosten, dann nimmt er die Richtung des Breitengrades, und erst nahe dem Meere wendet er sich etwas nach Süden. Von seinen Nebenflüssen ist nur der Dunanza mit 19 Werst Länge zu erwähnen. An ihm kann man die Wasserscheide zum Kusun überschreiten. Das ganze Tal des Amagu und die es umsäumenden Berge sind von dichtem Nadelmischwald bedeckt, der teils gutes Bauholz, teils geringwertige Stämme enthält.

Die Vegetationsperiode war fast vorüber. Die Mehrzahl der Blütenpflanzen war verweltet und nur in einigen wenigen zeigte sich noch Leben. Zu diesen gehörte *Anaphalis margaritacea* Benth., deren Blätter an der Unterseite filzig sind; eine besondere Aternart [*Aster trinervius* Rox.] mit dunklem, gefiedertem Stengel und geschuppten, violetten Blütenköpfen; dann das Hasenohr [*Bupleurum longeradiatum* Turcz.], eine Schirmpflanze mit an den Blättern bogig heraustretenden Adern, sowie ein Lauch [*Allium victorialis* L.] mit Blättern ähnlich denen des Raiglöckchens.

Bald führte uns der schmale Pfad zu der Stelle, wo der Dunanza in den Amagu einfällt. Die Entfernung bis hierher vom Meere aus beträgt 10 Werst.

Nah der Mündung liegt eine Felsklippe, die von den Altgläubigen nach dem chinesischen Worte Lasa, „Felsen“, ebenso genannt wird. Sie verbinden damit aber die Bedeutung des russischen Wortes lasitj, „klettern“. Tatsächlich muß man über diesen „Lasa“ auf dem Bauche kriechen und sich dabei mit Händen und Füßen gut an den Vorsprüngen festhalten. Hier hat der Amagu eine Breite von 4 Sassen und eine Tiefe von 3 Fuß.

Vier Werst weiter machten wir auf einer Sandbank halt.

Bis zum Sonnenuntergang blieb noch eine Stunde. Ich benutzte die Zeit und zog am Dunanza aufwärts zur Jagd.

Nachdem ich den erstbesten Hügel erstiegen hatte, setzte ich mich auf einen gestürzten Stamm und hielt Umschau. Von hier aus waren der Amagu, Kudjache, Awandagou und das Gestade des Meeres zu übersehen. Der Blätterfall war im vollen Gange. Der Wald wurde

mit jedem Tage lichter, die kahlen Stämme nahmen eine monotone, graue, leblose Färbung an und verkündeten den nahenden Winter. Nur die Eichen behielten noch ihr Laub, aber auch dieses war schon gelb und hob den traurigen Eindruck des Sterbens und Vergehens nicht auf. Die ihrer Schmuckwedel beraubten Sträucher begannen sich untereinander erstaunlich ähnlich zu werden. Die schwarze, er-



Suchungen auf Kupfer und Gold im Amagubezirk

kaltete Erde, mit vergilbtem Laube bedeckt, versank in einen lethargischen Schlaf; die Pflanzenwelt hatte sich ergebungsvoll und ohne Widerstand zum Sterben bereitgemacht.

Ich vertiefte mich so in meine Gedanken, daß ich ganz vergaß, zu welchem Zwecke ich in der Stunde der Dämmerung hierhergekommen war. Plötzlich hörte ich hinter mir ein starkes Rascheln. Ich wandte mich um und gewahrte ein unförmiges, buckliges Tier mit weißlichen Läufen. Seinen großen Kopf vorgestreckt, trottete es durch den Wald. Ich hob die Büchse und zielte — aber jemand kam mir zuvor. Ein Schuß krachte, und das Tier stürzte nieder, von der Kugel gestreckt. Nach einer Minute tauchte Derjssu auf und näherte sich im Bogen der Stelle, an der das Wild niedergebrochen war.

Das erlegte Stück erwies sich als ein Elch [*Alces machlis* Ogilby]. Es war ein dreijähriger Gabeler. Die Länge vom Geäße bis zum Bedel betrug 2,20 Meter, die Höhe bis zum Widerrist 1,70 Meter, die Länge des Hauptes 65 Zentimeter, die der Lauscher 45 Zentimeter. Das Gesamtgewicht schätzten wir auf ungefähr 14 Pud.

Dieses dem Aussehen nach plumpe und ungeschlachte Tier hat einen kräftigen Hals und einen langgestreckten Kopf mit nach unten gezogener Muffel. Das Haar ist lang, glänzend und glatt am Körper anliegend. Die Färbung ist dunkelbraun, fast schwarz, die Läufe fahlgrau. Das Elen ist ein sehr vorsichtiges Wild, es genügt eine kleine Beunruhigung, um es für lange von seinem Lieblingsplazze zu vergrämen. Auf der Flucht vor dem Jäger zieht es im Trabe ab und galoppiert niemals. Das Elen liebt sehr das Wasser, schwimmt gut und badet in den sumpfigen Seen. Verwundet, sucht es die Flucht; nur in der Brunstzeit wird es bössartig, verteidigt sich nicht nur, sondern nimmt auch von selbst den Jäger an. Im Angriff erhebt es sich auf den Hinterläufen, kreuzt die Vorderläufe, versucht damit seinen Feind niederzuschlagen und bearbeitet ihn mit großer Hartnäckigkeit.

Der Amagu gilt als südliche Grenze, bis zu der das Elentier von Norden im Küstengebiet herunterzieht. Mit Eintritt der Kälte pflegt es nach den westlichen Gegenden überzuwechseln. Im November trifft man es noch nahe dem Sichote-alin, im Dezember zieht es ganz nach dem Bassin des Bikin. Dort, in den dichten Waldungen, wo der Schnee keine feste Eistrinde bekommt, findet es genügend Nahrung und günstige Lebensbedingungen.

Seinem Äußeren nach unterscheidet sich das Elen wenig von seinem europäischen Bruder, doch ist sein Geweih anders geartet. Es weist keine Schaufelbildung auf und ähnelt mehr dem Geweih des Ijjuhr als dem des europäischen Elches.

Derjssu machte sich an das Aufbrechen und Zerwirken der Jagdbeute. Ein unerfreuliches Bild — dennoch fesselte mich die Arbeit des Golden. Er handhabte das Messer mit größtem Geschick, nicht ein einziger unnötiger Schnitt, keine überflüssige Bewegung. Es war geradezu bewunderungswürdig, wie geübt seine Hand in dieser Tätigkeit war.

Wir beschlossen, einen kleinen Teil des Wildbrets mitzunehmen, Tschanbao und Fokin sollten dann dafür sorgen, daß das übrige den Altgläubigen und unseren Leuten zugute käme.

Besteigung der Kartuberge

Abends nach dem Essen drehte sich das Gespräch um die Jagd. Derſſu erzählte von interessanten Abenteuern, an denen sein Leben so reich war. Heute kam er auf eine Begegnung mit dem Tiger zu sprechen.

Es war vor etwa zehn Jahren während eines Jagdzuges auf Ijjuhrhirsche mitten in der Brunstzeit. Derſſu befand sich damals am Erldagou, einem Nebenflusse des Daubiche, an seinen Quellen. Das Wasser hat dort in den Bergen lange und tiefe Schluchten ausgewaschen, deren steile Abhänge von Wald überwuchert sind. Derſſu hatte seine Büchse mit sich, das Jagdmesser und sechs Patronen. Unweit seines Biwaks sah er einen Hirsch, schoß und verwundete ihn schwach. Der Ijjuhr war wohl gestürzt, aber sogleich wieder hochgekommen und in den Wald geflüchtet. Der Golde hatte ihn dort eingeholt, noch vier Schüsse auf ihn abgegeben, von denen aber keiner den Hirsch niederstreckte. Nun ließ Derſſu auch die sechste und letzte Kugel los. Hierauf hatte sich der Ijjuhr in eine Schlucht eingeschoben, die sich mit einer anderen ähnlichen Rinne vereinigte. Der Hirsch lag gerade an der Stelle des Zusammentreffens der beiden Schluchten im Wasser, und nur das Haupt mit dem Geweih war auf einen Stein zu liegen gekommen. Das Tier konnte sich nicht mehr erheben und war kurz vor dem Verenden. Der Golde setzte sich auf einen Baumstumpf, zündete sich ein Pfeifchen an und wartete. Es dauerte aber eine ganze Weile, Derſſu mußte inzwischen noch ein zweites Pfeifchen rauchen, bis der Hirsch seinen letzten Atemzug getan hatte.

Nun trat Derſſu an seine Beute heran, um ihr das Pantygeweih abzunehmen. Der Platz war ungünstig, ganz am Rande des Wassers stand eine dicke Erle, und wie es Derſſu auch anstellte, er mußte seine Arbeit in einer sehr unbequemen Lage vornehmen. Er ließ sich auf das rechte Knie nieder und stemmte den linken Fuß gegen einen Stein im Bache. Die Büchse auf dem Rücken, machte er sich an das Ausweiden des Hirsches.

Raum hatte er ein paar Schnitte mit dem Jagdmesser gemacht, als er hinter sich plötzlich durch das Tosen des Wassers ein anderes Geräusch hörte. Er war im Begriff sich umzuwenden, als er im gleichen Augenblick ganz dicht neben sich einen Tiger erblickte. Das Raubtier wollte wohl auf den Stein treten, glitt aber aus und geriet mit einer Tasse ins Wasser. Der

Golde wußte — die geringste Bewegung, und er war verloren. Er erstarrete an seinem Platze und hielt den Atem an. Der Tiger wandte sich ihm zu, äugte nach der unbeweglichen Figur und schritt weiter. Immerhin hatte er geargwöhnt, daß dieses Unbewegliche kein Baumstumpf noch Steinblock, sondern etwas Lebendes war. Zweimal wandte er sich nach Derßu um, hielt an und witterte in die Luft, aber der Wind stand günstig für Derßu.

Ohne den Geruch des Hirschschweißes zu spüren, kletterte das furchtbare Raubtier den steilen Abhang hinan. Sand und Steine sprühten unter seinen Tritten in den Bach hinab, während er sich weiter hinaufarbeitete. Doch nun hatte er plötzlich Bitterung bekommen, sein Haar auf dem Rücken sträubte sich, ein kurzes Anrurren, das sofort in ein wütendes Gebrüll überging, während der Schweif seine Lenden peitschte. Derßu schrie laut auf, machte kehrt und lief Hals über Kopf in die Schlucht zurück. Der Tiger stürzte sich von seinem Felsfodel hinab, gewahrte in diesem Augenblick den Hirsch und begann ihn zu beschnuppern. Das war Derßus Rettung, er arbeitete sich aus der Erdspalte heraus und lief, lief, solange ihn seine Beine trugen, wie ein Reh vor den Wölfen . . .

Ihm war es nun klar, daß der erlegte Hirsch nicht ihm gehörte, sondern dem Tiger. Daher hatte er ihn auch mit sechs Kugeln kaum niederstrecken können. Derßu wunderte sich nur, daß er das nicht schon vorher erraten hatte. Seit jener Zeit mied er diese Schluchten, das Revier war ihm für immer verboten. Er hatte eine Warnung erhalten. —

Nach dem Abendessen legte ich mich schlafen, Tschanbao und der Golde richteten sich neben mir ein und übernahmen es, das Feuer in Gang zu halten.

Nachts erwachte ich. Der Mond war rings von matten Flecken umgeben, ein sicheres Anzeichen für aufkommenden Frost. Und so war es auch; vor Sonnenaufgang sank die Temperatur schnell, und das Wasser in den Pfützen gefror.

Als die ersten standen Derßu und Tschanbao auf, fachten die Glut zur Flamme an und hingen den Teekessel darüber; dann weckten sie mich und Fotin.

Raum vergoldeten die ersten Sonnenstrahlen die Gipfel der Berge, und schon erschienen einige Krähen bei unserem Biwak. Sie waren offenbar durch das Wildbret angelockt, riefen sich laut untereinander zu und flogen ungeduldig von einem Baume zum anderen. Eines der Tiere ließ sich nahe bei uns nieder und begann zu krächzen.

„Du verdammter Kerl! Warte, ich werde dich gleich herunterholen“, ereiferte sich der Schütze Fokin und langte sofort nach seiner Büchse.

„Nicht nötig, schießen nicht nötig!“ hielt ihn Derßu zurück. „Der hört nicht, Krähen wollen auch was essen. Ist gekommen, bißchen Leute zusehen; wenn's nichts gibt, fliegt er weiter. Wenn wir fort-



Auf dem Marsche nach den Kartubergen
Arsenjew Derßu Fokin Tschanbao

gehen, kommt er herunter, springt umher — ist was übrig, frißt er es.“

Wie zur Bestätigung dieser Worte strich die Krähe ab. Auch Fokin schien Derßus Einwendung überzeugt zu haben; er legte die Büchse wieder beiseite und schimpfte nicht mehr auf die Krähen, wenn sie auch noch so nahe herankamen.

Derßu hatte recht. Die Gewohnheit, die Krähen „herunterzuholen“, ist nur eine nichtsnuhige Unterhaltung der Jäger. Das Schießen auf Krähen und Raben belustigt zuweilen auch gebildete

Menschen; sie schießen darauf wie nach einer Flasche, nur weil der große schwarze Vogel ein gutes Ziel bietet.

Man muß die Krähen hier eher zu den nützlichen, als zu den schädlichen Vögeln rechnen. Indem sie sich eifrig mit der Beseitigung des Aases in der Taiga beschäftigen, unter den verendeten Fischen, den von der Brandung an den Strand geworfenen Mollusken und besonders den Abfällen in der Nähe menschlicher Behausungen gründlich aufräumen, zeigen sie sich als meist unbeachtete Sanitätspolizei und spielen im Haushalt der Natur eine wichtige Rolle. Ohne diese heilsame Betätigung der Raben und Krähen wäre vielleicht mancher Wasserlauf vom Aas gefallener Tiere vergiftet und die Umgebung verpestet. Der Schaden, den die Krähen der Landwirtschaft zufügen, ist im Vergleich zu dem Nutzen, den sie bringen, nur gering.

Nach diesem Biwak trennte sich unsere Gruppe. Tschanbao und der Schiße Fokin gingen zurück, ich zog mit Derßu weiter.

Bon hier aus begann das Amagutal sich zu verengen, und der Fluß wurde häufig von Stromschnellen unterbrochen. An den Bergen zeigten sich steinige Abhänge und große, freie Stellen, vom Feuer lachl gebrannt. Unten im Tale jedoch wurde der Wald immer dichter, und zu den Laubholzarten trat jetzt häufig Nadelwald.

Ungefähr zwanzig Werst vom Meere ab aufwärts bildet sich der Amagu aus der Vereinigung zweier Wasserläufe. Das größere Flüsschen umzieht den Bergzug Kartu im Westen, das kleinere fließt von Süden heran. Von der Stelle ihrer Vereinigung aus beginnen endlose Brandfelder. Wir durchwateten zweimal das Flüsschen und befanden uns schließlich wieder an seinem rechten Ufer.

Weiterhin ähnelte das Tal einer Klamm. Einige der von beiden Seiten hervorspringenden Felsklippen weisen sehr wunderliche Formen auf. Der Pfad windet sich mühsam zwischen den vom Wasser umrauschten Felsen hindurch. Allmählich zerfallen die Felsblöcke unter der Einwirkung der Feuchtigkeit, und die Abhänge verwandeln sich in Trümmerfelder. Zuweilen stürzt ein größerer Block oben am Talrande ab und reißt andere Gesteinsmassen mit sich in die Tiefe. Dann ergießt sich ein ganzer Strom von Schutt und zerbrochenen Baumstämmen in das Tal. Bezeichnenderweise scheuen sich die Udehesen vor dem Betreten dieser Plätze und halten sie für den Aufenthaltsort böser Geister.

Schwerbepackt zogen wir unseres Weges weiter. Plötzlich machte mir Derßu ein Zeichen, stehenzubleiben. Wir begannen zu laufen.

Aus der Ferne drang ein unbestimmtes Tosen an unser Ohr, bald wie das unterirdische Rollen eines Erdbebens, bald wie ferner Donner.

„Ein Wasserfall“, sagte Derffu und wies mit der Hand auf den Fluß.

Ich schaute hin: auf dem Wasser trieb blasiger Schaum.

Wir beschleunigten unsere Schritte, und nach einer halben Stunde gelangten wir tatsächlich an einen großen Wasserfall.

Von allen mir bekannten ähnlichen Naturschauspielen war der Amagufall für mich das schönste. Über uns lag ein enger Korridor, dessen obere Ränder ein wenig nach innen gewölbt waren, so daß das Wasser wie aus einer Röhre hervorschoß. Hier hatte der Fall eine Höhe von über vier Sashen. Der obere Rand des Korridors setzte sich noch ein Stück weiterhin unterhalb des Falles am Flusse fort. Hieraus konnte man schließen, daß der Wassersturz früher niedriger über dem Strombett lag und dieses sich nach und nach unter seiner wühlenden Kraft tiefer ausgewaschen hatte. Wenn es gelingen würde festzustellen, um wieviel der Wasserfall im Laufe eines bestimmten Zeitraumes, etwa eines Jahres, das Bett des Amagu unter sich aushöhlt, so könnte man daraus berechnen, wann er seine Arbeit begonnen, wieviel Jahre er bereits fließt und wie lange er noch bestehen wird. Die Gesteinsart, durch die das Wasser sich seinen Weg gebahnt hat, ist rötlichbrauner Sandstein von sehr fester Beschaffenheit. Die Farbe des Wassers an den tiefen Stellen ist ein klares Smaragdgrün. Bei hellem Sonnenschein gewährt der weißschäumende Wassersturz und die blaugrüne Tiefe zusammen mit den rötlichbraunen Felsen, die von bunten Flechten und leuchtendgrünen Moosen bedeckt sind, ein außerordentlich wirkungsvolles Bild. Unter dem Falle kreist das Wasser des Flusses in rückläufiger Bewegung. Im Laufe der Zeiträume hat es hier das Gestein an den Seiten abgeschliffen und einen Niesenkeßel ausgewaschen. Ich trat an den Rand des Abhanges vor, und mir schien es, als ob zeitweilig die Erde unter der Wucht der stürzenden Wassermassen erzitterte.

Derffu hatte in der Nähe ein Feuer angezündet. Nun knüpfte er sein Bündel auf. Ich glaubte, daß er hier zum Bivakieren haltmachen wolle, und schlug vor, noch den Tag auszunützen und ein Stück weiterzumarschieren. Der Golde war damit einverstanden, kramte aber weiter in seinen Habseligkeiten. Er holte ein Stückchen Zucker hervor, zwei Streichhölzer, ein Blättchen Tabak und eine Brotrinde. Dieses alles nahm er in die eine Hand, mit der anderen

erfaßte er ein kleines, glimmendes Holzstück und begann etwas in seiner Muttersprache zu murmeln. Sein Gesicht war dabei ernst, die Augen hielt er zu Boden gerichtet; im Rauschen des Wasserfalles konnte ich seine Worte nicht hören. Dann trat er an den Rand des Abhanges vor und warf seine Gaben zusammen mit dem Stückchen Glut ins Wasser.

„Was hast du da gemacht?“ fragte ich ihn.

„Unsereins tut das immer“, antwortete er. „Der da (er wies auf den Wasserfall) ist ganz wie Donner, verjagt den Teufel.“

Auch auf mich übte diese mächtige Naturkraft einen feierlich fesselnden Zauber aus. Elementares Leben sprach eindringlich aus ihr. Um wieviel stärker mußte der Eindruck auf die Seele des waldgeborenen Naturmenschen wirken, der in seiner Umwelt alles als lebendig und menschlich beseelt ansah.

Schweigend packte Derßu sein Bündel wieder zusammen. In dem Wunsche, ihm meinen Anteil an seinen Empfindungen zu erweisen, wollte ich es ihm gleichtun und ergriff, was mir gerade zur Hand war: ein Stückchen trockenen Fisch und ein großes brennendes Holzstück und trat an den Abgrund heran. Als Derßu sah, daß ich die Gegenstände ins Wasser werfen wollte, lief er rasch hinzu und winkte mir mit der Hand; er machte ein erschrockenes Gesicht; ich begriff, daß er mir Einhalt gebot.

„Nicht nötig, Kapitän, nicht nötig!“ sagte er ängstlich und unsicher.

Ich reichte ihm verständnislos den Feuerbrand und den Fisch — den ersten warf er ins Feuer, das Stück Fisch in den Wald. Dann nahm er sein Bündel über, und wir zogen weiter. Unterwegs fragte ich ihn, warum er nicht wollte, daß ich das Feuer und den Fisch ins Wasser warf. Er schien nur auf meine Frage gewartet zu haben und erklärte mir sogleich folgendes: In das Wasser darf man nur das werfen, was nicht darin vorkommt, in den Wald nur, was nicht auf dem Lande lebt. Tabak darf man dem Wasser opfern, der Fisch gehöre in diesem Falle auf die Erde. Vom Feuer darf man nur eine kleine Kohle ins Wasser werfen, aber niemals einen großen Feuerbrand, sonst zürnen beide Elemente.

Nach dieser ausführlichen Unterweisung nahm ich mir fest vor, mich fernerhin nicht mehr in derartige Angelegenheiten einzumischen, damit uns beiden auch niemals ein Unheil als „Strafe der Geister“ widerfahre, wie Derßu besorgt äußerte.

Wir marschierten noch einige Berst weiter und hielten dann zum Bivakieren am Ufer eines kleinen Quellsbaches.

Als ich am anderen Tage, am 7. Oktober, erwachte, war Derſſu bereits auf den Beinen. Ich mußte wohl recht lange geschlafen haben, denn der Alte hatte sein Bündel bereits fertig geschnürt und wartete nun geduldig, daß ich aufstünde.

„Warum hast du mich nicht geweckt?“ fragte ich ihn. Er entgegnete, daß wir heute einen hohen Berg ersteigen und daher recht viel Kräfte sammeln und gut ausschlafen müßten.

Vor dem Aufbruch sah ich auf das Barometer; es zeigte eine Höhe von 1505 Fuß. Der Tag versprach ruhig und warm zu werden. Sogleich hinter dem Biwak begann der Aufstieg auf den Bergzug Kartu, dessen Hauptachse von Nordost nach Südwest gelagert ist. Je höher wir kamen, desto weiter breitete sich vor uns der Horizont aus. Nirgends, soweit das Auge reichte, war Wald zu sehen, nicht ein einziges Bäumchen, auch selbst kein kahler Baumstumpf. Diese Berglandschaft bot einen ganz außerordentlich trostlosen Anblick. Mit dem Verschwinden des Baumwuchses war auch das Unterholz und Buschwerk ausgestorben, es fehlten sogar die Moose. Die Regengüsse hatten die dünne Humusschicht gänzlich abgespült und den Gesteinskern bloßgelegt. Wohin man auch die Blicke richtete, überall das gleiche, einformig traurige Bild: graue Berge, graue Klippen und Steinhalden. Das Gebiet des Kartu ist eine unbelebte, wasserlose Einöde.

Die erste Erhebung, die wir erstiegen, wies eine Höhe von 2980 Fuß auf. Nachdem wir auf dem Gipfel ein wenig geruht hatten, gingen wir weiter. Der zweite von uns erstiegene Berg war ungefähr von gleicher Höhe, 3080 Fuß, erschien aber höher, da er von dem ersten durch eine tiefe Einsattlung getrennt war. Auf dem dritten Berge zeigte das Barometer 3330 Fuß an. Ich sah nach der Uhr, es war bereits Mittag, und wir hatten bisher erst drei Berge „genommen“, während der Hauptkamm noch vor uns lag.

Mich quälte schrecklicher Durst. Da sah ich in einer Felspartie eine Preiselbeere stehen, sie war gefroren, und ich aß sie gierig auf. Derſſu sah mir neugierig zu.

„Wie heißen die?“ fragte er, indem er einige solcher Beerenfrüchte auf der flachen Hand hielt. „Kann man die essen?“

„Kennst du sie nicht, es sind Preiselbeeren“, antwortete ich ihm.

Es stellte sich heraus, daß er sie wohl häufig gesehen, aber niemals gekostet hatte und wirklich nicht wußte, daß sie essbar sind. Stellenweise wuchsen diese Beeren so dicht, daß ganze Plätze von ihnen bordeaugrot erschienen. Wir löschten unseren Durst damit, und

während wir Beeren sammelten, gelangten wir nach und nach auf den Gipfel des Berges, dessen Höhe 4235 Fuß betrug. Hier gerieten wir zum erstenmal in Schnee, er lag einen halben Fuß hoch.

Nach den Beobachtungen der Altgläubigen war 1907 auf dem Sichote-alin der erste Schnee am 27. September gefallen, auf dem Bergzug Kartu am 3. Oktober, und nicht mehr abgetaut. Am 7. Oktober rückte dann die Schneegrenze auf 4200 Fuß Höhe herab.

Wir wendeten uns jetzt nach Süden und machten uns an die Besteigung der vierten Höhe von 4970 Fuß. Dieser Aufstieg war besonders mühselig; wir schluckten häufig Schnee, um den quälenden Durst damit zu löschen.

Der Kamm des Kartuzuges fällt nach Osten sehr steil ab, nach Westen verläuft er in sanft geneigte Berglehnen. Hier ist die allmähliche Zerstörung der Berge unter dem Einfluß der Bitterung zu erkennen. Von oben her rieseln fast ununterbrochen kleine Steine herab, allmählich verschütten sie das Tal und begraben unter sich die Plätze fruchtbaren Erdreichs und den jungen Pflanzenwuchs. Es ist das Resultat der die Berge entblößenden Waldbrände.

Trotz aller Bemühungen gelang es uns heute nicht mehr, auch noch den höchsten Berg zu ersteigen. Mit Sonnenuntergang war wieder das Aufkommen kalten Nordwestwindes zu erwarten. Es war daher nötig, beizeiten an das Bivak zu denken. Daher stiegen wir ein Stück vom Kamme hinab und machten uns daran, einen geeigneten Platz für das Nachtlager zu suchen. Drei Punkte waren dabei zu berücksichtigen; es galt, die Nähe von Wasser, Feuerungsmaterial und Schutz gegen den Wind zu finden. Wir hatten Glück und trafen auf ein Plätzchen, das alle drei Voraussetzungen gleichzeitig erfüllte. Eine Berst von der Einsattelung zeigte sich eine Gruppe von Zedernknieholz. Wir arbeiteten uns bis in die Mitte dieses Dickichts hinein und konnten uns dort bequem, fast gemütlich einrichten. Der Schnee ersetzte uns das Wasser, und zwischen dem grünen Krüppelholz fand sich auch reichlich dürres Brennholz. Wir schleppten beide möglichst viel davon zusammen, und bald brannte ein lustiges, gute Wärme spendendes Feuer. An der Windseite spannten wir eine Zeltbahn aus, schütteten uns ein Lager von kleinen Kiefernzweigen auf und bedeckten es von oben mit unseren Ziegenfellen.

Die Nacht war mondhell und kalt. Derßus Vorhersage bestätigte sich: kaum war die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, als sofort ein schneidend kalter Wind einsetzte. Er schüttelte die Zweige des Knieholzes und blies in die Flammen des Lagerfeuers. Die Zelt-

bahn flatterte wie ein Segel, und ich fürchtete schon, daß sie sich von den Pflöcken losreißen würde. Der Vollmond beschien grell die Erde, der Schnee glänzte und funkelte. Der kahle Kamm des Kartu hatte jetzt ein noch öderes Aussehen.

Ermüdet von unserem Tagesmarsch, saßen wir nicht lange am Feuer und legten uns zeitig zum Schlafen nieder.

Als ich am Morgen erwachte, war alles ringsum von Nebel verhüllt. Bald aber klärte es sich etwas auf — dann begann es zu schneien. Gut, daß wir uns gestern noch gründlich im Gelände orientiert hatten, so konnten wir sofort vom Biwak aus die beabsichtigte Richtung nehmen.

Nachdem wir uns an Tee mit Hartbrot gesättigt hatten, machten wir uns wieder an den Aufstieg zum Kamm des Kartu. Jetzt stand uns bevor, den höchsten Berg zu ersteigen, der von den Altgläubigen Jarstaja, „Zarenberg“, genannt wird. Er ist vom Meere aus zu sehen und auf den Seekarten als Amgunstie golzy, „die Kahlen“, bezeichnet. Mit frischen Kräften und in der Befürchtung kommenden starken Schneefalles erreichten wir diesmal den Gipfel ziemlich rasch. Seine Höhe betrug 5460 Fuß.

Vom Zarenberge aus nimmt der Fluß Kulumbe, uralisch: Kule, seinen Anfang. Die Altgläubigen berechnen seine Länge auf 45 bis 50 Werst. Er fließt in einem Bogen, ebenso wie der Amagu, nur nach der anderen Seite, also nach Süden und Südosten zu.

Die Aussicht vom Gipfel des Zarenberges war des diesigen Wetters wegen gleich Null; auch das Meer war nicht zu erkennen. Wir hielten uns hier oben nicht lange auf. Als wir wieder bis auf 4200 Fuß hinabgestiegen waren, verwandelte sich das leichte Schneetreiben recht unangenehmerweise in Regen. Aber es war nichts zu machen — wir mußten weiter und waren bald durchnäßt.

Fünf Werst weit zogen wir durch Brandfelder und gelangten erst bei 2240 Fuß Höhe in lebenden Wald. Es war ein schmaler Streifen Baumwuchs an einem Flüsschen, der hauptsächlich aus Birken, Fichten und Lärchen bestand.

Am Mittag verschlechterte sich noch das Wetter. So ein kalter Herbstregen ist doch recht ungemütlich: man kann sich leicht dabei erkälten. Klappernd und frierend machten wir uns zeitig daran zu bivakieren. Wir hatten schon einen Platz gewählt, als wir auf der Suche nach Brennholz eine kleine Hütte aus Baumrinde fanden, in die wir sofort übersiedelten. Die Art des Baues und einiger in der Nähe umherliegender Gegenstände wies darauf hin, daß die Hütte

von Koreanern errichtet war. Nachdem wir sie etwas ausgeflickt hatten, schleppten wir rasch Brennholz zusammen und machten uns daran, unsere Kleider zu trocknen.

Gegen vier Uhr nachmittags ließ der Regen nach. Die schweren Wolkenvorhänge zerrissen, und vor unseren Blicken entschleierte sich der Bergzug Kartu, ganz von Schnee bedeckt.

Als die Sonne sich hinter dem Horizont verborgen hatte, wurde das ganze westliche Himmelsgewölbe von einem prächtigen, purpurnen Abendrot übergossen. Die weiten Schneeflächen färbten sich in einem überirdisch zarten Scheine, die einzelnen Baumgruppen und Taleinschnitte hoben sich dunkelblau davon ab. Bald ging der Mond auf. Er war ringsum von einer dichten, mattbeleuchteten Dunstmasse umgeben, dann folgte ein großer Hof, ein sicheres Zeichen dafür, daß auch morgen wieder Regen fallen würde.

Am Abend schrieb ich meine Beobachtungen in das Tagebuch, Derſſu briet ein Stück Elchfleisch am Spieße. Während des Abendessens warf ich ein kleines Stückchen zähes Fleisch ins Feuer. Als Derſſu das sah, griff er schnell zu, holte das Fleisch heraus und warf es zur Seite.

„Weshalb wirfst du das Fleisch ins Feuer?“ fragte er vorwurfsvoll. „Wie kann man so was mutwillig verbrennen! Unserer geht morgen weiter, dann kommen andere Leute hierher, wollen essen. So das Fleisch ins Feuer geworfen, verkommt es unnütz.“

„Wer könnte wohl hierherkommen?“ erwiderte ich achselzuckend.

„Wie so wer?“ verwunderte er sich. „Kommt der Dachs, der Schakal oder der Rabe. Ist der Rabe fort, kommt die Maus, ist die Maus fort, kommt die Ameise. In der Taiga gibt's viele verschiedene Leute.“

Derſſu sorgte sich also nicht nur um seine Mitmenschen, auch die Tiere bezog er mit ein in den Bereich seiner Fürsorge, und wären es auch nur die winzigen Ameisen. Er liebte die Taiga mit ihren Bewohnern und war stets auf ihr Wohl bedacht.

Das Gespräch ging auf die Jagd über, auf die Wildräuberei und die alles vernichtenden Waldbrände. Immer wieder fand ich, daß in tatkräftiger Beschützung der Natur und in verständiger Ausnutzung ihrer Gaben dieser Wilde weit höher stand als viele Europäer, die trotz unbekümmertester Gedankenlosigkeit doch unbedingt als gebildete und kultivierte Menschen gelten wollen.

Über unseren Gesprächen war es inzwischen Mitternacht geworden. Endlich übermannte uns die Müdigkeit. Derſſu war im Sitzen ein-

genickt, ich schloß mein Heft, wickelte mich in die Decke, streckte mich nahe am Feuer aus und schlief bald ein. Nachts hörte ich zwischen meinen Träumen, wie Derissu das Feuer aufschürte, und fühlte mich von der Zeltbahn bedeckt.

Beschwerlicher Marsch am Kulumbe

Bei Hellwerden setzte wieder Sprühregen ein. Die feuchte Erde war bald gefroren und knirschte unter den Füßen. Vom Flusse stiegen dicke Dampfwolken auf, die Wassertemperatur war noch bedeutend höher als die der Luft. Vor dem Aufbruche prüften wir unseren Lebensmittelvorrat. Brot war noch für zwei Tage vorhanden. Ich beunruhigte mich nicht weiter, denn nach meinem Dafürhalten konnte das Meer nicht sehr fern sein. Dorthin, zum Felsen Wansinlafa, sollten ja die Schützen mit dem Udehesen Sale neue Vorräte bringen.

Nachtsüber waren Kleider und Schuhzeug getrocknet. Als die Sonne aufging, machten wir uns rasch fertig, und frohgemut zog ich mit Derissu weiter.

Ein ausgeprägteres Denudationstal als das des Kulumbe habe ich niemals angetroffen. Der Fluß, eingengt von den Bergen, windet sich ununterbrochen durch Schluchten und Schründe. Es ist, als ob die Bergrücken sich hier bemühten, dem Flußlaufe fortwährend Hindernisse entgegenzustellen. Aber er hat die Oberhand behalten und sich mit Gewalt seinen Weg gebahnt.

Die benachbarten Berge sind fast gänzlich von Baumwuchs entblößt. Wald steht nur in der Nähe des Flusses und säumt ihn wie mit einer Borte von beiden Seiten ein. Als vorherrschende Baumarten sind hier zu nennen: die Lärche [*Larix daurica* Turcz.], Fichte [*Picea ajanensis* Fisch.], Birke [*Betula Ermani* Cham.] und Erle [*Alnus hirsuta* Turcz.]. Näher den Bergen, an offenen Plätzen haben sich angesiedelt: die daurische wilde Rose [*Rosa daurica* P.], gemeine Eberesche [*Sorbus aucuparia* L.], dazwischen Steinwermut [*Artemisia Keiskerna* Miq.] mit am Fuße des Stengels verteilten Blättern, bei oberflächlicher Betrachtung kaum als Schwester des Wiesenwermuts zu erkennen. An anderen Stellen traf ich Rosmarin [*Ledum palustre* L.] und Farnkrautarten in großen Mengen [*Nephrodium euspinolosum* Diels, *N. frangans* Richards und *Polypodium vulgare* L.]. Das erste mit nicht sehr großen, durchbrochenen Blatt-

wedeln, das Blattwerk des zweiten bräunlichgrün mit rötlichem Schimmer auf der Unterseite, das dritte mit einfachen, aber fast elegant zu nennenden Blättern.

Im Tale des Kulumbe fehlt jeder Pfad. Wir mußten durch dick und dünn. Solange wir es vermeiden konnten, den Fluß zu durchwaten, versuchten wir, uns auf einem Ufer zu halten; aber bald mußten wir uns überzeugen, daß wir damit nicht weiterkamen. Das Umgehen der vorspringenden Klippen verursachte uns fortwährend zeitraubende Umwege. Bald zwang uns ein großer Felsen, ans andere Flußufer hinüberzuwechseln. Ich wollte dann trockenes Schuhzeug anlegen, aber Derssu riet, in den nassen Stiefeln weiterzumarschieren und sich durch einen kleinen Dauerlauf zu erwärmen. Dieser zwiefach nützliche Versuch brachte uns schnell nach einer halben Werst zu einer ähnlichen Stelle am Flusse, an der wir wieder auf das rechte Ufer hinüberwaten mußten. Dann ging es immer in kleinen Entfernungen so weiter: linkes Ufer, rechtes Ufer . . . Das Wasser war recht kalt, es schnitt an den Schienbeinen, als wären sie in einen Schraubstock geklemmt.

An den Seiten ragten steile Berge auf, die in glatten Felswänden zum Flusse abfielen. Sie zu umgehen, war unmöglich. Unser Marsch hätte dann statt der vorausgesetzten zwei Tage mindestens vier in Anspruch genommen, was wir uns mit Hinsicht auf den sehr zusammengeschnittenen Vorrat an Lebensmitteln nicht mehr leisten konnten. Wir mußten die kürzeste Richtung möglichst beibehalten. Nach jedem Felsvorsprung hofften wir, das offene Tal zu erblicken, jedesmal sahen wir uns getäuscht, neue Hindernisse ragten vor uns auf, und es galt immer wieder, den Fluß zu durchqueren.

„Tsu,“ brumme Derssu, „geht ja gerade wie beim Fischotter, ein Stückchen am Ufer, sieht Wasser, taucht unter, schwimmt weiter, geht wieder aufs Trockene, wieder ins Wasser.“

Der Vergleich stimmte, Fischottern fühlen sich aber sicherlich wohler dabei.

Aber auch wir gewöhnten uns schließlich an diese Marschweise. Die Sonne schien so hell und wärmte uns immer wieder auf, das Wasser blühte und funkelte, und die Furten erschienen uns nicht mehr so unangenehm kalt. Ich stellte das Schimpfen ein und Derssu sein Knurren. Im Zickzack ging es weiter bis in den Nachmittag hinein. Gegen Abend jedoch gerieten wir in eine richtige Klamm, die sich mehr als zweihundert Sassen weit erstreckte. Es blieb uns nichts anderes übrig, wir mußten die ganze Strecke im Flußbett durch-

waten. Zwischen den moosbewachsenen Felsblöcken strudelte lustig das Wasser und reichte uns oft bis über die Knie. Zuweilen machten wir auf einer kleinen Sandbank halt, die Sonne wärmte uns freundlich von oben, das plätschernde Wasser spottete unserer gemischten Gefühle. Dann ging es weiter. Endlich hatte ich genug davon, ich spürte große Ermüdung.

Der Tag ging zur Neige, die Luft wurde kühl. Ich machte den Vorschlag zu halten. An einer Stelle zwischen den Klippen war flaches Ufer. Hier hatte das Wasser viel Schwemholz zusammengetragen. Wir sammelten einen Vorrat davon und machten vor allem ein großes Feuer, dann wurde das Abendessen bereitet. Ich hatte mir die Zahl der durchquerten Furten gemerkt: es waren zwei- unddreißig, gut verteilt auf eine Entfernung von fünfzehn Werst, nicht gerechnet die Strecke durch die Klamm.

Nachts im Traume zählte ich wieder die Furten und glaubte noch immer von einem Ufer nach dem anderen waten zu müssen. Ich erwachte, der Himmel hatte sich wiederum mit Regenwolken umzogen, vor dem Hellwerden setzte ein feiner, dichter Sprühregen ein.

Am Morgen standen wir früher als gewöhnlich auf, aßen ein wenig, tranken Tee und machten uns wieder auf den Weg. Die ersten sechs Werst legten wir mehr im Wasser als auf dem Trockenen zurück.

Im Mittellaufe ist der Kulumbe sehr gewunden. Auf lange Strecken schmiegt er sich eng an die Felsen und hat an ihrem Fuße tiefe Bannen ausgehöhlt. An vielen Stellen ist das Flußbett von Bruchholzbarrikaden und Steinen angefüllt. Wie mußte es hier zur Zeit des Hochwassers aussehen! Abwechselnd geriet ich oder Derssu in tiefe Löcher, und wir waren beide gehörig naß.

Endlich war der enge und felsige Teil des Flußtales durchschritten. Die Berge wichen etwas zur Seite. Ich frohlockte, denn nun war wohl auch das Meer nicht mehr weit. Derssu dämpfte aber meine allzu große Hoffnung. Er wies auf ein Bögeltchen von einer Art, die nach seinen Erfahrungen nur in öden Wäldern weitab vom Meere vorkommt, und ich mußte mich leider von der Richtigkeit seiner Einwendung überzeugen lassen. Wieder kamen die Furten, und je weiter flussabwärts, desto tiefer war das Wasser. Zweimal zündeten wir auf den Sandbänken Feldfeuer an, hauptsächlich, um uns etwas zu erwärmen.

Gegen Mittag befanden wir uns in der Nähe des großen Felsens, den die Udehesen Mafa, „Bär“, nennen. Er erinnert seiner Form nach tatsächlich sehr an einen Bären und besteht aus festem Sand-

stein, der von Quarz- und Kalkspatadern durchzogen ist. An seinem Fuße führte ein frisch ausgetretener Pfad entlang. Dieser durchquerte den Kulumbe und hatte eine nördliche Richtung. Hinter dem Felsen fand Derſſu die Spuren eines Biwaks. Den Anzeichen nach erkannte Derſſu, daß hier Merslsjakow mit seinem Kommando auf dem Marsche vom Takema zum Amagu übernachtet hatte.

Wir überlegten, daß wir auf diesem Pfade an den Fluß Raina zu den Koreanern gelangen könnten; wenn wir aber geradeaus weitergingen, so kamen wir an das Meer heraus zum Felsen Wanſinlaſa. Der Weg am Raina war uns völlig unbekannt, und wir hatten keinen Anhalt dafür, wieviel Zeit dieser Übergang in Anspruch nehmen würde. Das Meer mußten wir nach unserer Berechnung, wenn nicht noch heute, spätestens morgen vormittag erreichen.

Nachdem wir aus den Resten unseres Fleischvorrates ein Frühstück gemacht hatten, zogen wir weiter. Gegen zwei Uhr nachmittags ging der Sprühregen in einen starken Guß über. Das veranlaßte uns, vorzeitig haltzumachen und Schutz unter dem Zelt zu suchen. Ich war gänzlich durchgefroren, meine Hände waren erstarrt, ich konnte die Finger nicht mehr krümmen, und die Zähne klapperten mir. Unglücklicherweise war kein trockenes Holz zu finden, und das Feuer brannte schlecht. Endlich hatten wir uns etwas eingerichtet; Derſſu langte die letzten Brotstückchen und Krumen hervor und riet zu essen. Aber ich hatte kein Verlangen danach, ich trank nur reichlich Tee und legte mich nahe ans Feuer, konnte aber nicht warm werden.

Um Mitternacht ließ der starke Regen nach, es sprühte jedoch noch weiter.

Derſſu schlief nicht und hielt die ganze Nacht hindurch das Lagerfeuer im Gange.

Gegen drei Uhr morgens vollzog sich etwas Ungewöhnliches in der Natur: der Himmel klärte sich plötzlich auf. Ein derartig schneller Sturz der Lufttemperatur setzte ein, daß das Regenwasser nicht Zeit fand, von den Zweigen abzutropfen, sondern in Eiszapfen an ihnen herabhing. Die Luft wurde rein und durchsichtig, der von den Strahlen der aufgehenden Sonne versilberte Mond war so blank, als habe er sich gewaschen und auf einen Festtag vorbereitet. Kalt und purpurn stieg die Sonne auf. . . .

Am Morgen erwachte ich mit Kopfschmerzen. Ich fühlte mich vom Schläfe nicht gestärkt, als hätte ich kein Auge zugetan, Frostbeulen und Reißen in den Gliedern quälten mich. Auch Derſſu klagte über Schwäche. Wir hatten nichts mehr zu essen, aber wir verspürten

auch keine Neigung dazu. Nachdem wir etwas heißes Wasser getrunken hatten, machten wir uns wieder auf den Weg.

Bald waren wir von neuem gezwungen, ins Wasser zu steigen. Heute erschien es mir ganz besonders kalt und schneidend. Am gegenüberliegenden Ufer konnten wir lange nicht warm werden. Aber dann erhob sich die Sonne über die Berge, und unter ihren belebenden Strahlen begann sich die erstarrte Luft etwas zu erwärmen.

Wie wir uns auch bemühten, um das Durchsurten des Flusses zu vermeiden, wir konnten davon nicht freikommen. Immerhin wurden die Furten merklich seltener. Fünf Werst weiter teilte sich der Fluß in mehrere Arme, die zwischen sich dicht mit Weiden bestockte Inseln bildeten. Dort gab es viele Rebhühner. Wir schossen danach, aber es war wie verhext, selbst Derßu konnte heute nichts treffen; die Hände zitterten uns vor Kälte, und wir vermochten nicht das Ziel zu halten. Mürrisch schlichen wir hintereinander her und sprachen kaum ein Wort.

Plötzlich zeigte sich in der Ferne eine lang ausgedehnte, undeutlich helle Fläche. Ich glaubte, das Meer vor uns zu sehen. Aber als wir näher herankamen, erfuhren wir eine große Enttäuschung. Ein ganzer großer Wald lag dort an der Erde, im vorigen Jahre vom Sturme gefällt. Wie wir später hörten, hatte hier gegen Ende Oktober der gleiche Wirbelsturm gewütet, der uns am 20., 21. und 22. Oktober 1906 am Paßübergang auf dem Sichote-alin überrascht hatte. Allem Anschein nach war damals hier das Zentrum des Taifuns hindurchgezogen.

Es galt, entweder den Windbruch seitlich zu umgehen oder über die Inseln das Weidengestrüpp zu durchdringen. Da wir die Breite und Länge der verwüsteten Waldfläche nicht übersehen konnten, zogen wir den Weg über die Inseln vor. Der Fluß war gänzlich mit Treibholz versehen, und wir konnten hier überall trockenen Fußes von einem Ufer zum anderen gelangen. Diese dichte Anhäufung ungeheurer Holzmassen zog sich mindestens über fünf Werst hin. Wir stiegen von einem Stamme auf den anderen hinüber, unser Vorwärtsdringen ging ziemlich langsam vor sich. Häufig hielten wir an, um auszuruhen. Aber das Schwemmholz nahm schließlich doch ein Ende, und wieder begann das offene Wasser. Ich zählte noch dreiundzwanzig Furten, dann gab ich das Zählen auf.

Am Nachmittage konnten wir kaum noch die Beine schleppen. Ich fühlte mich völlig wie zerfchlagen; auch Derßu war krank. Einmal

sahen wir ein Wildschwein, aber uns stand der Sinn nicht nach Jagd. Heute hielten wir zeitig zum Bivaktieren.

Hier versagten mir die Füße völlig den Dienst. Ich legte mich am Feuer nieder, ein starkes Fieber schüttelte mich, und aus irgendeiner Ursache schwellen mir Gesicht, Hände und Füße an. Dann fiel ich in Bewußtlosigkeit.

Mir träumte fortwährend von einem feinen Spinnenetz; es schlang sich um mich, seine Fäden wurden nach und nach immer dicker, und das Ganze nahm schließlich fabelhafte Ausmaße an. Dann bewegte sich der Berg Kartu mit rasender Schnelligkeit auf mich zu und erdrückte mich mit seiner Last. In der Angst sprang ich auf und schrie laut. Der Kartuberg verschwand sofort, vor mir lag eine weite Wasserfläche, die fortwährend ihre Farbe wechselte und sich in unaufhaltsam eilender Bewegung befand. Ich marschierte darin hin und her, irgendein Satan zählte dabei: eins, zwei, drei . . . genau zehn Schritte halblinks, eine Wendung halbrechts, zehn Schritte vor und so fort, mit schier unerträglicher Regelmäßigkeit. Das kleine Spinnenetz vor mir nahm wieder eine riesenhafte Größe an und drehte sich rasend um mich wie ein Rad und veränderte dabei fortwährend die Lage seiner Achse. Ganz verworren fühlte ich meine Stirn von kaltem Schweiß bedeckt.

Wie lange dieser Zustand dauerte, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in Derssus Lederjacke eingehüllt.

Es war Abend, am Himmel blinkten hell die Sterne. Am Feuer saß der Golbe, er hatte ein erschöpftes, übermüdetes Aussehen. Auf meine Frage antwortete er mir, daß ich mehr als zehn Stunden im Fieberwahn gelegen habe. Derssu hatte inzwischen nicht geschlafen, das Feuer in Gang gehalten und an meiner Seite gefressen. Auf der Stirn hatte ich jetzt einen nassen Lappen liegen, meine Füße waren eingewickelt und dem Feuer zugekehrt.

Ich bat um etwas zu trinken. Derssu gab mir einen Aufguß irgendwelchen Krautes von widerlich süßem Geschmack. Er bestand darauf, daß ich die Schale ganz austrank. Dann legten wir uns beide nebeneinander nieder, bedeckten uns mit einer Zeltbahn und schliefen ein.

Der folgende Tag war der 13. Oktober. Der Schlaf hatte Derssu etwas gestärkt, aber ich fühlte mich wie gerädert. Trotzdem durften wir hier nicht länger weilen. Zu essen hatten wir nicht mehr ein Krümchen. Wir erhoben uns, es kostete mich unsägliche Mühe, und zogen flußabwärts weiter.

Das Tal verbreiterte sich mehr und mehr. Die Bruchholz- und Brandfelder lagen nun hinter uns. Statt der Tannen, Zedern und Fichten traten jetzt immer häufiger Birkengruppen, Weidengebüsch und Lärchen auf, theils von Art guten Bauholzes.

Ich zog wie ein Betrunkener weiter. Auch Derffu hatte sich zu sehr überanstrengt und konnte sich kaum auf den Füßen halten. Als wir von weitem vor uns an der linken Seite hohe Felsklippen gewahrten, gingen wir rechtzeitig auf das andere Ufer hinüber. Hier theilte sich der Kulumbe plötzlich in acht Flußarme. Dieser Umstand erleichterte unser Vorwärtkommen bedeutend. Derffu bemühte sich in jeder Weise, mich zu ermutigen. Zuweilen versuchte er zu lachen und zu scherzen, aber ich sah an seinem Gesicht, wie sauer ihm das wurde und wie er ebenfalls litt.

„Kasa, Kasa (Möwe)!“ schrie er plötzlich und wies auf den weißen Vogel, der in den Lüften schimmerte. Das Meer konnte nicht mehr weit sein.

Und wie zur Bestätigung dieser Annahme blickte hinter einem Vorsprung von links der Jantunlafa hervor, derselbe Felsen, den wir nahe der Kulumbemiindung gesehen, als wir vom Takema zum Amagu zogen. Die Hoffnung, daß das Ende unserer Mühsale nahe sei, gab mir neue Kräfte. Jetzt stand uns noch einmal bevor, auf die linke Flußseite hinüberzuwechseln. Der Kulumbe hatte seine Nebenarme hier wieder in einem Flußbette vereinigt und strömte reißend dahin. Quer über dem Fluß lag ein starker Lärchenstamm, der beim Betreten stark schwankte. Der Ubergang nahm viel Zeit in Anspruch. Derffu trug zuerst unser Gepäc und die Gewehre hinüber, dann war er mir behilflich. Ich mußte das letzte Ende auf dem schwankenden Stamme rittlings zurücklegen, da ich bei meinem kraftlosen Zustande stehend das Gleichgewicht nicht halten konnte.

Noch eine Werst, und wir kamen an den Felsen Jantunlafa. Dort ruhten wir lange am Saume des Eichenhaines aus. Bis zum Meer blieben noch anderthalb Werst. Das Tal macht hier eine scharfe Wendung nach Südosten. Wir rafften unsere letzten Kräfte zusammen und schleppten uns weiter. Bald lichtete sich das Eichengestrüpp, und vor uns blinkte das Meer.

Gott sei Lob und Dank! Die Quälerei hatte nun ein Ende. Hierher hatten ja meine Leute die Lebensmittel gebracht, hier konnten wir bleiben, bis wir uns wieder völlig erholt hatten!

Gegen sechs Uhr abends erreichten wir den Felsen Wanjinlafa. Hier wartete unser eine bittere Enttäuschung: es waren keine Lebens-

mittel da. Wir durchspähten alle Winkel, sahen hinter jeden Bruchholzhaufen, jeden größeren Stein — nirgends auch nur eine Spur des Gesuchten. Es blieb noch eine schwache Hoffnung: vielleicht hatten die Schützen den Proviant auf der anderen Seite des Felsens niedergelegt.

Der Golde erbot sich, nach dort hinüberzuklettern. Als er den Ramm erstiegen hatte, fand er das Gesims, auf dem der Pfad entlang führt, von Eis bedeckt. Er konnte sich nicht entschließen, weiterzugehen. Von oben herab musterte er den ganzen Strand, konnte aber nichts entdecken. Wieder zurückgekehrt, berichtete er mir die traurige Ergebnislosigkeit seines Versuches, bemühte sich aber sogleich, mich zu trösten.

„Ritschewo, Kapitän,“ sagte er, „am Meere finden wir immer etwas zu essen.“

Wir gingen ans Ufer und lehrten die Steine um. Unter jedem fanden wir eine Menge kleiner Krabben [*Heterograpsus pemicillatus* de Haan]. Sie stoben auseinander und versuchten, sich eiligst wieder zu verbergen. Wir fingen sie mit der Hand, wählten die größten aus und hatten bald einige Duzende davon beisammen. Weiter fanden wir noch zwei Käferschnecken [*Chiton squamosus*] und an hundert Stück Uferschnecken [*Litorina littorea*]. Dann wählten wir einen Platz zum Bivakieren aus und zündeten ein großes Feuer an. Die Mollusken aßen wir roh, die Krabben brühten wir ab. Es war freilich nicht viel, aber es stillte doch ein wenig den quälenden Hunger.

Ich konnte mir das Ausbleiben meiner Leute mit dem Proviant in keiner Weise erklären. Ihr Pflichteifer war über jeden Zweifel erhaben. Was für ein Hindernis konnte sie abgehalten haben, die notwendigen Lebensmittel, wie abgemacht, hierherzubringen? Ich stand vor einem Rätsel.

Morgen mußten wir den Banjinlaja übersteigen und versuchen, am Strande entlang die Koreanerfansen am Raina zu erreichen.

Mein Fieber war geschwunden, ich fühlte mich aber noch wie vor sehr schwach. Versu wollte morgen früh zeitig auf die Jagd gehen und legte sich daher bald zum Schlafen nieder. Ich saß noch lange am Feuer und wärmte mich.

Die Nacht war kalt und klar. Die Sterne leuchteten wie blankgeputzt am Himmel, ihr Flimmern spiegelte sich im Wasser. Ringsum lag alles still und leblos, selbst das Plätschern der Wellen war verstummt. Spät stieg die rote Mondsichel auf und schaute nach-

denklich auf die schlummernde Erde. Die hohen Berge, der grenzenlose Ozean und der tiefe, dunkelblaue Himmel — sie flossen jetzt zu einer alles umfassenden Harmonie des Friedens zusammen, ewig, gewaltig und hehr. Die Menschlein hier unten so schwach und hilflos . . . Und doch ward ihnen verliehen, vieles zu verstehen. „Seine Geheimnisse aber sind erhaben“, entsann ich mich des Evangelien-spruches.

Derßus Flüstern entführte mich aus meiner Nachdenklichkeit; er murmelte unverständliche Worte im Schlaf.

Abermüdet vom mühseligen Marsche, vom Fieber geschwächt, legte ich mich an seine Seite und schlief sofort ein.

Raum begann es zu tagen, als ich erwachte. Die nächtliche Dämmerung rang noch mit dem hereinbrechenden Tageslicht. Das siegreiche Morgenrot verklärte mit mattem Scheine das stille Meer und den einsamen Strand.

Unser Feuerhaufen war fast verloschen. Ich weckte Derßu und blies die Glut zu neuer Flamme an. In diesem Augenblick drangen aus weiter Ferne abgerissene Töne an mein Ohr wie dumpfes Heulen.

„Ein Ißjubrhirsch schreit,“ sagte ich zu Derßu, „geh rasch, wenn du jagen willst, vielleicht bekommst du ihn!“

Der Golde machte sich schweigend fertig, hielt dann aber inne, dachte ein wenig nach und sagte:

„Nein, ist kein Ißjubr, jetzt schreien die nicht.“

Indessen wiederholten sich die Töne, und wir konnten deutlich unterscheiden, daß sie vom Meere herkamen. Sie erschienen mir bekannt, ich konnte aber nicht darauf kommen, wo ich sie früher gehört hatte.

Ich saß mit dem Rücken nach dem Meere zu, Derßu mir gegenüber.

Plötzlich sprang er auf, streckte die Hand aus und rief: „Sieh mal hin, Kapitän!“

Ich wandte mich um und erblickte das Torpedoboot „Grosny“, das gerade hinter dem Kap hervorkam.

Wie auf Kommando gaben wir jeder einen Schuß in die Luft ab, dann riß ich einen großen Feuerbrand aus dem Lagerfeuer und schwenkte ihn über meinem Kopfe. Derßu warf reichlich feuchtes Seegras ins Feuer, dichter, weißer Dampf stieg kerzengrade in die klare Morgenluft. Der „Grosny“ stieß einige kurze, durchdringende Pffiffe aus und hielt auf uns zu. Man hatte uns bemerkt.

Wie ein Wunder erschien mir unsere Rettung, wir tanzten herum wie die Kinder, daß mir schwindlig im Kopfe wurde und ich mich niedersehen mußte.

Ein Ruderboot schoß dem Ufer zu, und nach einer Viertelstunde waren wir an Bord des „Grosny“, freudig von den Seeleuten empfangen und begrüßt.

Nun klärte sich alles auf. Kapitän Tigerstedt hatte auf der Rückfahrt von den Schantarskiinseln die Amagumündung angelaufen und dort von Mersljakow gehört, daß ich in die Berge gezogen sei und irgendwo nahe der Kulumbemündung ans Meer zurückkommen würde. Inzwischen waren die beiden Schützen mit dem Udehesen, die mir mit einem Boote den Proviant entgegenbringen sollten, nach dem Dorfe zurückgekehrt. Ihnen war unterwegs ein Unglück zugestoßen. Ein Sturm hatte das Boot kurz vor dem Ziel, dem Felsen Wansinlafa, so heftig gegen die Klippen geworfen, daß es leck wurde und die ganze Ladung verlorenging, während die drei Insassen sich mit genauer Not an Land retten konnten. Sie waren eilends nach dem Amagu zurückgekehrt. Mersljakow wollte mit Hilfe der Altgläubigen nun sofort die Proviantsendung wiederholen. Daraufhin hatte sich Kapitän Tigerstedt erboten, uns aufzusuchen. Nachts war er bis zur Takemamündung gefahren, hatte dort gewendet und kam nun bei Hellwerden nahe der Küste entlang bis zur Kulumbemündung zurück und ließ von Zeit zu Zeit die Sirene heulen, die ich zuerst für das Hören eines Ijjuhrhirsches gehalten hatte.

Tigerstedt erbot sich, mich zu meiner Abteilung zurückzubringen. Am einladend gedeckten Tische in der Kajüte und bei einem Glase Tee erreichten wir fast unversehens die Amagumündung.

Hier bat mich Mersljakow, ihn mit dem „Grosny“ nach Wladiwostok zurückkehren zu lassen, da er stark an Rheumatismus litt. Ich konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen. Mit ihm zusammen schickte ich noch zwei Schützen zurück nach Wladiwostok und trug Mersljakow auf, mit einem Vorrat an Proviant und warmer Kleidung mir am Flusse Wikin entgegenzukommen.

Eine Stunde später lichtete der „Grosny“ die Anker. Mein Abschied von den Marineoffizieren trug einen mehr als freundschaftlichen Charakter. Vom Strande aus sah ich lange dem Führer des Torpodobootes nach, er und Mersljakow standen auf der Brücke und schwenkten die Mützen. Erst als der „Grosny“ so weit entfernt war, daß man die Personen an Deck nicht mehr unterscheiden konnte, Lehrte ich ins Dorf zu den Altgläubigen zurück.

Nun bestand die Abteilung mit mir zusammen nur noch aus sieben Mann: Derſſu und Tſchanbao und von meinen Leuten aus Unteroffizier Sacharow und den Schützen Arinin, Turtygin und Sabitow. Von den Soldaten wollte keiner ohne mich heimkehren, und ſie hielten treu mit mir bis ans Ende der Expedition aus. Es waren die beſten und bewährteſten Leute des Kommandos.

Bei den Udecheſen am Kuſun

Während der folgenden fünf Tage ruhte ich aus und ſammelte neue Kräfte für den Weitermarsch nach Norden.

Der Winter nahte. Die nackten Skelette der Bäume boten ein lebloſes Ausſehen. Ihr ſchöner, ſommerlicher Laubſchmuck war jetzt vergilbt und vertrocknet und lag achtlos verſtreut auf der Erde umher.

Wohin waren die rotbunten Farbtöne entſchwunden, an denen die uſſuriſche Pflanzenwelt im Frühherbſt ſo reich iſt! Im Walde und auf den Wieſen, am Meere und auf den Rämmen der feſtigen Berge, überall, wohin auch der Blick fiel, fand er bedingungsloſe Ergebung in das Schickſal und den ſtummen Gram um das Verlorene ausgedrückt.

Am 20. Oktober vormittags ſetzten wir uns in Marsch. Der Altgläubige Reſed Tſcherepanow erbot ſich, uns bis an den Fluß Soen zu begleiten.

Da ſich die Fütterung der Maultiere immer ſchwieriger geſtaltete, ſo hatte ich beſchloſſen, ſie bis zum Frühjahr bei den Bauern unterzuſtellen.

Auf der von uns eingeſchlagenen Strecke ergießt ſich wieder eine Reihe kleiner Gebirgsbäche und Flüßchen in das Meer. Sie tragen nur udecheſiſche Bezeichnungen; die wichtigſten von ihnen ſind: Mejaku (chineſiſch: Michesuiſa), Naina, Kalama, Gjanguni und Loſi.

Der Bergzug, an dem dieſe Bergwäſſer entſpringen, wird von den Altgläubigen „Karaminſtiberge“ genannt und zieht ſich parallel der Küſte hin. Er bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Fluſſe Amagu und den obengenannten Waſſerläufen. Die höchſten Punkte der Karaminſtiberge ſind: Kugankuni (1225 Fuß), Lyſucha (832 Fuß), Bodolei (2648 Fuß) und Tri brata, „Drei Brüder“ (2437 Fuß). Sie zeigen alle geglättete Umrißlinien und beſtehen aus Melaphyr, Baſalt und Tuffarten.

Gräser und Sträucher sind in den Bergen üppig vertreten; dafür ist der Baumwuchs wie überall an der Küste sehr ärmlich. Der spärliche Wald wird vorwiegend aus Lärchen, Erlen, Eichen, schwarzen und weißen Birken gebildet.

Vom Amagu waren wir ziemlich spät aufgebrochen; daher gelangten wir heute nicht weit und übernachteten am Soen.

Dieser Fluß, ideohesisch: Sua oder Soaga, bildet sich aus zwei Wasserläufen, Gaga und Ogomi, von denen jeder 7 bis 8 Werst lang ist und die sich $1\frac{1}{2}$ Werst vor dem Meere vereinigen. Das Flüsschen Gaga hat drei Zuflüsse, von rechts den Rungi mit dem Dagasu und den Duni, von links den Quellbach Uda, von dem ein Übergang zum Kusun ausgeht. Das Flüsschen Ogomi wird von zwei Quellbächen gebildet, dem Kandochja und Jagdamu. Nahe der Mündung bildet der Soen ein nicht sehr großes, aber tiefes Becken, das mit dem Meere durch einen schmalen Wasserarm verbunden ist. Diese Bucht und der neben ihr liegende schwankende Sumpf sind die Reste einer ehemaligen größeren Lagune.

Als wir den Soen erreichten, war es zwei Uhr nachmittags. Vom Meere her blies eine kräftige Brise. Die Wellen brachen sich donnernd am Strande und stürzten sich schäumend auf den Sand. Vor der Flußmündung zog sich eine Sandbank im Bogen von einem Ufer zum anderen hin, die jetzt vom Seewasser überspült wurde. Arglos ging ich auf ihr weiter, den anderen voraus. Plötzlich fühlte ich mich an den Füßen festgehalten. Ich wollte umkehren, merkte aber zu meinem großen Schreck, daß ich nicht von der Stelle loskam. Langsam versank ich immer tiefer in dem lockeren Grunde.

„Triebsand!“ schrie ich fast unwillkürlich und versuchte mich mit der Büchse aufzustützen. Aber auch diese begann sich sogleich in den trügerischen Grund einzusaugen.

Die Schützen begriffen nicht, um was es sich handele, und sahen verständnislos auf meine Bewegungen. Nun aber kamen Derssu und Tschanbao heran und eilten mir zur Hilfe. Derssu reichte mir einen langen Stock, und Tschanbao warf mir Treibholzküppel vor die Füße. Mit den Händen stützte ich mich auf einen der stärksten Äste, bekam mit großer Mühe einen Fuß nach dem anderen aus der zähen Umklammerung frei und gelangte nicht ohne Mühe zurück auf den festen Boden.

Derartige Triebsandnester sind nach den Worten Tscherepanows und Tschanbaos hier eine häufige Erscheinung. Die Flut lockert den Sand an bestimmten Stellen, und diese bilden dann für den

Wanderer heimtückische Fallen. Zur Zeit der Ebbe befestigt sich dieser trügerische Grund wieder und kann von Menschen wie auch von beladenen Lasttieren betreten werden. Da wir auch weiter oberhalb den Soen nicht überschreiten konnten und auf die Barre als Übergang angewiesen waren, blieb uns nichts anderes übrig, als auf einen anderen Wasserstand zu warten.

Ich benutzte die Muße, um mit Tscherepanow in der Umgebung



Arsenjew und Derffu bei einer Geländeaufnahme

umherzustreifen. Nahe des Gaga, gerade gegenüber der Einmündung des Uda, fünf Werst vom Meere ab, befindet sich eine warme Quelle. Die sie umgebende Gesteinsmasse besteht aus Diabas. Eigentlich sind es zwei Quellen, eine warme und eine kalte. Beide entströmen der Erde am Boden eines Wasserbeckens von 7 Fuß Länge, 5 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe. Vom Grunde steigt sprudelnd Schwefelwasserstoff auf. Die Wassertemperatur maß ich mit 28 Grad Celsius; der Erdboden am Rande zeigte 12 Grad bei 7 Grad Luftwärme.

Nachts beruhigte sich das Meer und trat zurück. Tscherepanow hatte recht gesagt: am Morgen hatte sich der Sand befestigt, so daß

man ihn wie eine Zementschicht betreten konnte und kaum die Spuren unserer Schritte auf ihm zu erkennen waren.

In der Nähe des Soen ziehen sich die Karaminskiberge etwas tiefer in das Festland hinein, werden nach Norden zu höher und lassen am Gestade nur eine Kette von Hügeln zurück, die von den Wellen längs ihrer ganzen Ausdehnung bespült werden. Es liegen der Reihe nach hier folgende Erhebungen: Soja (236 Fuß), Golaja, „Kahlenberg“ (475 Fuß), Gora tresch stal, „Dreifelsenberg“ (793 Fuß), und Grebentschata, „Kammberg“ (1220 Fuß).

Auf dieser Strecke bis zum Kusun ergießen sich sechs Gebirgsbäche ins Meer: Tjüche, Uda, Omulunga, Tschuolja, Ala und Eche.

Zwei Kaps, Omulen-Gachani und Sugdema-Onogoni, fallen durch ihre wunderlichen Formen besonders auf. Die Brandung hat hier in den Felsen am Ufer tiefe Höhlen ausgewaschen, die Gesteinsmassen zerklüftet und an vielen Stellen einzelne hochragende Säulen stehen gelassen.

Ungefähr zehn Werst vom Soen verläßt der Pfad das Ufer und führt über einen nicht sehr hohen Paß an den Fluß Wituche, den ersten rechtsseitigen Nebenfluß des Kusun. Er hat eine Länge von 18 Werst, fließt parallel der Küste in der Richtung von Südwest nach Nordost und nimmt unterwegs nur einen Quellbach in sich auf. Die umliegenden Berge sind mit Birkengehölz, Eichengestrüpp und sibirischer Fichte bestanden.

Obgleich wir nun im Spätherbst waren, blieb die Luft tagsüber warm; die Leute marschierten in leichten Blusen. Morgens war alles stark bereift und die Pfützen gefroren, im Laufe des Vormittags stieg die Temperatur wieder auf 4 bis 6 Grad Celsius über Null. Langer und warmer Herbst bildet eine besondere Eigentümlichkeit des Transsibirischen Gebietes.

Ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit konnte man hier und da im Walde noch verschiedene Stand- und Zugvögel antreffen. Auf den Triften und Viehweiden der Altgläubigen tummelten sich im welken Grase graue Stare. Sie hatten ein lebhaftes, munteres Aussehen. Weiterhin in den lichten Waldungen bemerkte ich den großen Buntspecht, einen überall sehr verbreiteten, papageienhaft bunten Vogel. Dort flogen auch weißbrüstige Meisen umher. Zu ihnen gesellten sich andere kleine Vogelarten, am häufigsten weißköpfige Ammern. Der Jahreszeit nach hätten alle diese Vögel längst nach Süden übersiedeln müssen; wahrscheinlich verschob sich hier im Küstengebiet der Vogelzug infolge des späten Frühjahrs und langen

Herbstes ebenfalls um mehrere Wochen. Es kamen hier auch nordische Vogelarten vor, unter anderen kleine bunte Hänflinge mit roten Flecken am Kopfe. Das frühzeitige Erscheinen dieser nordischen Gäste ist vielleicht damit zu erklären, daß sich im transsibirischen Gebiet nach den häufigen Waldbränden überall die Birke angesiedelt hat, die diesen Vögeln reichliche Nahrung bietet. Der Amagu und Kusun dürften als südliche Grenze ihres Verbreitungsgebietes anzusehen sein. Das vorherrschend rosenrot gefärbte Vögelschen hält sich besonders an waldigen Berglehnen auf und führt ein recht verborgenes Dasein.

Auch zwei asiatische Falken traf ich. Diese geschickten Räuber schwebten lange Zeit hoch in den Lüften und zogen ihre weiten Flugkreise. Als sie die Menschen gewahrten, stürzten sie sich uns entgegen und kreisten mit durchdringenden Schreien über unseren Köpfen. Am Bachufer hielten sich Elstern auf den Bäumen, leicht an ihren geschwätzigen Stimmen und der schwarzweißen Befiederung zu erkennen. Bei ihrem stoßweisen Fluge fällt besonders der lang ausgebreitete Schwanz auf.



Felsformationen an der Küste

Jenseits des Paßüberganges lief der Pfad durch das Tal des Wituche. Stellenweise liegen hier stark versumpfte Gründe, mit spärlichem Lärchenwald bestanden. An den trockenen Plätzen herrscht die Eiche vor, außerdem Linde und Schwarzbirke mit dichtem Unterholz von Weidengestrüpp und daurischem Schneeball. Der schmale Pfad führte uns an den Rand eines tiefen Absturzes, einer Urflussterrasse. Der lichte Baumwuchs und das Strauchwerk verschwanden, und vor uns enthüllte sich das breite Tal des Kusun. In Entfernung von einer Werst zeigten sich mehrere Chinesensansien.

Wenn sich nach langer Wanderung den Augen plötzlich menschliche Wohnstätten darbieten, so beflügeln sich unter diesem Anblick un-

willkürlich die Schritte, nicht nur des Menschen, sondern auch der ihn begleitenden Tiere. Wir stiegen von der Terrasse herab und gingen auf die Fansen zu. Mein Hund sprang munter voraus und durchstöberte eifrig die Sträucher am Wege. Bald kamen wir an die Felder; das Getreide war bereits abgeerntet und in großen Schobern aufgestapelt. Plötzlich stand meine Alpa. Fasanen, dachte ich und nahm die Büchse von der Schulter.

Alpa war ersichtlich in großer Verlegenheit: sie sah häufig zurück, als erwartete sie meine Zustimmung, ob sie in ihrer Arbeit fortfahren solle oder nicht. Ich gab ihr ein Zeichen, vorsichtig schob sie sich mit hoher Nase vorwärts. An ihrem ganzen Verhalten sah ich, daß es sich um etwas anderes als Fasanen handeln müsse. Plötzlich erhoben sich lärmend drei große Vögel. Ich schoß und fehlte. Der Flug der Vögel war schwerfällig, ihr Flügelschlag mehr ein hastiges Flattern und ihr Niedergehen auf die Erde sehr ungeschickt. Ich verfolgte sie mit den Augen und sah, daß sie sich — auf dem Hofe der nächstgelegenen Fanse niederließen. Also zahme Haushühner . . . Ich schielte nach Verisu, er schmunzelte und sah dabei angestrengt in die Wolken.

Da die Hühner wohl von den Eingeborenen hier nicht besonders gefüttert werden, so sind sie gezwungen, sich ihre Nahrung selbst auf den Feldern zu suchen. Das führt sie oft weit von den Behausungen ab. Augenscheinlich hatte sich die Flugfähigkeit bei ihnen allmählich entwickelt als Folge häufiger Übung. Von irgendwelchen kleinen Vierfüßlern aufgeschreckt, unter denen sich manche blutgierige Räuber befinden mochten, waren die Hühner gezwungen, sich nicht nur laufend, sondern auch mit Hilfe der Flügel zu retten.

Der Pfad und die Hühner brachten uns zur Fanse des Udehesengreises LürL. Seine Familie bestand aus fünf Männern und vier Frauen.

Die Eingeborenen am Kusun befaßten sich selbst nicht mit Feldbau, sondern mieten dazu Chinesen. Ihre Kleidung ist halb chinesisch; sie bedienen sich vorwiegend der Sprache der Mansen, und nur wenn sie sich untereinander Geheimnisse mitzuteilen haben, sprechen sie auch ihre Muttersprache. Die Kleidung der Frauen zeichnet sich durch besonders bunte Stickereien aus, an der Brust und längs der Armel ist allerlei kleiner Zierat angebracht: bunte Knöpfe, kleine Schellen, weiße Muschelschalen, so daß die Trägerinnen bei ihren Bewegungen stets von einem leichten Klirren und Klingeln umgeben sind.

Ich hatte den lebhaften Wunsch, diese Kusun-Udehesen näher kennenzulernen. Daher blieb ich ungeachtet der dringenden Einladungen der benachbarten Chinesen bei den Eingeborenen halten. Es gelang mir bald, ihr Vertrauen zu gewinnen; sie beantworteten gern meine Fragen und waren bereitwillig bemüht, uns dienlich zu sein. Besonders Derßu wurde von ihnen geradezu verhätschelt.

Vor vierzig Jahren waren im Küstengebiet die Udehesen noch so



Udehesen am Kusun

zahlreich, daß, wie der alte Lürk sich selbst ausdrückte, „die weißen Schwäne auf ihrem Fluge vom Imperatorhafen zur St. Olga-Bucht vom aufsteigenden Rauche aus den Udehesenjurtten schwarz gefärbt wurden“. Die Mehrzahl der Eingeborenen lebte an den Flüssen Tatuschu und Tjütiche. Am Kusun standen 22 Jurtten, am Amagu nur 3, am Takema 18. Damals reichte ihr Gebiet bis an den Südschu und sogar noch südlicher.

Wie überall, so befinden sich auch hier die Kusun-Udehesen seit langem bei den Chinesen tief in Schulden. Ihre ursprüngliche Ehrlichkeit beginnt zu schwinden. Sie sind nicht mehr so vertrauensselig, jedem zu erzählen, wieviel Jobel sie gefangen haben: die schlechtesten geben sie ihren Gläubigern, die besten behalten sie für

sich und verhandeln sie dann im stillen irgendwo anders. Dieser Betrug bildet ihre einzige Waffe im Kampfe mit den Chinesen, von denen sie im übrigen unbarmherzig ausgenützt werden. Ferner bemühen sie sich, soviel als möglich Kredit in Anspruch zu nehmen mit der Berechnung, daß der Chinese, bei dem sie dauernd tief in der Kreide sitzen, sich schließlich auf eine Vergleichsquote einlassen muß, um nicht alles einzubüßen. Zuweilen gelingt ihnen das, aber zum zweiten Male läßt sich der Gläubiger selten über das Ohr hauen, oder er verliert die Geduld und rechnet dann oft grausam mit seinen Schuldnern ab.

Den folgenden Tag widmete ich einer eingehenden Besichtigung der Umgebung.

Der Fluß Kusun, chinesisch: Kusungou, ideochesisch: Kui oder Kuti, ergießt sich etwas nördlich des Kaps Maximow ins Meer. Zwischen der Mündung des Wituche und der des Kusun hat sich eine lange, schmale Bucht gebildet, die vom Meere durch einen vierzig Saßen breiten Wall aus Kies und Sand getrennt wird. Gewöhnlich ziehen sich bei Unwetter die chinesischen Boote in diese Bucht zurück. Früher verbargen sich hier auch japanische Raubfischer. Unzweifelhaft war der untere Teil des Kusuntales, wie so häufig hier die Flußmündungen, früher eine Lagune.

Der Kusun hält sich an der linken Seite des Tales. Er fließt in einem Hauptflußbett, das seitlich von zahlreichen, halb ausgetrockneten Nebenarmen begleitet wird, die die Rolle von Entwässerungskanälen spielen. Daher wird auch das Tal des Kusun in der Regenzeit nicht überflutet. Nach den Angaben der Udehesen gab es hier in den letzten dreißig Jahren keine größere Überschwemmung.

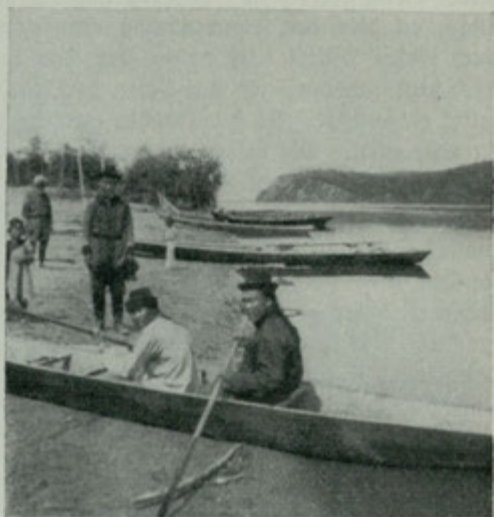
Das linke, terrassenförmig aufragende Ufer hat eine Höhe von fast 100 Fuß und besteht aus weißem Ton mit Einschluß von glänzendem Kiesel. Weiter oben in den Bergen haben die Eingeborenen Obsidian in ziemlich großen Stücken gefunden. Der Pflanzenwuchs in der Ebene am Kusun ist ziemlich unansehnlich und einförmig. Am Flusse, auf den Inseln und in den trockenen Betten der Nebenarme herrschen die dichten Büsche verschiedener Weidenarten vor [*Salix acutifolia* Willd. und *Salix viminalis* L.]; sie haben das Aussehen hoher Pyramiden mit Zweigen, die fast von der Wurzel an nach oben streben. Zwischen den Weiden stehen Espen und Erlen.

Die besten Ländereien erstrecken sich von der rechten Flußseite aus, wo das Erdreich sehr fruchtbar ist und Stellen schlammgedüngter Schwarzerde mit Strichen von Kies und Sand abwechseln. Hier ist

besonders der Graswuchs sehr üppig; Schilfrohr [*Phragmites communis* Trin.] erreicht eine Höhe bis zu 10 Fuß. Zusammen mit ihm, zuweilen auch allein auf einzelnen großen Flächen, wächst der gewöhnliche Wermut [*Artemisia vulgaris* L.]; an den Flußrändern, auf Sandbänken und lehmigen Anschwemmungen eine andere Wermutart [*Artemisia campestris* L.] mit hohen, verzweigten Stengeln und dichten, gefiederten Wedeln. Hier waren noch verschiedene Grasarten und Blütenpflanzen zu finden, alle aber bereits derartig verwelkt und abgestorben, daß man sie nach ihrem Aussehen nicht mehr bestimmen konnte. Das Botanisieren für das Herbarium hatte ich eingestellt.

Über die Tafen-Udehesen am Kusun ist noch zu sagen, daß sie sich auf einer Übergangsstufe von der jägerlichen Lebensweise zur adertreibenden befanden.

Infolge ihrer entfernten Lage und Abgeschlossenheit hat der Einfluß der Chinesen auf sie noch nicht ganz so tief und nachhaltig gewirkt wie bei den südlicheren Stammesgenossen. Daher bekam ich bei ihnen noch mancherlei zu sehen, was anderwärts im Ussurigebiet nicht mehr vorzufinden ist. Zum Beispiel hatten sie in der Nähe eines tiefen Teiches einen hohen, figurengeschnittenen Baum stehen, den „Tchun“. Er war über und über mit Schnitzereien bedeckt, an den Hauptzweigen hingen Götzenbilder, die Menschen, Vögel und Tiere darstellten. Dieser Platz war verboten, hier hauste der böse Geist „Ogso“. Die Geschichte des Baumes war folgende: Vor vielen Jahren hatte sich in der Nähe des Teiches eine Udehesenfamilie angesiedelt, die aus drei Männern, drei Frauen und sieben Kindern bestand. Eines Nachts hörte einer der Brüder, als er aus der Farnse trat, im Teiche ein lautes Plätschern und ein son-



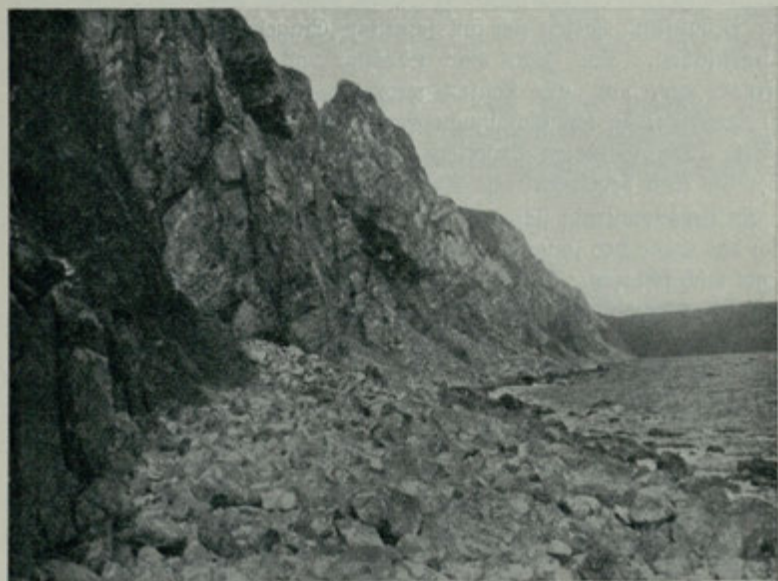
Udehesenboote

derbares Schnauben. Als er näher kam, sah er ein unförmiges Tier, ähnlich einem großen Seehund. Der Teich hatte weder eine Verbindung mit dem Flusse noch mit dem Meere. Vor Schreck lief der Udehese wieder in die Fanse zurück. Nach eingehender Erwägung des Falles kam man zu dem Schlusse, daß der Teufel im Teiche säße. Bald darauf erkrankten die Kinder und eines nach dem anderen starb. Man holte den Zauberpriester herbei. Am zweiten Tage seiner eifrig betriebenen Beschwörungszeremonien bezeichnete er den Platz, an dem der Figurenbaum aufgerichtet werden sollte. Aber auch dieses Mittel half nichts, der Tod holte einen der Udehesen nach dem anderen. Es war sicher, der Teufel hatte sich in der Hütte selbst eingenistet. Es blieb nichts anderes übrig, als ihm den Platz zu überlassen. Die beiden letzten Udehesen zogen aus und siedelten an den Fluß Uengou über.

Eine Werst von dem Figurenbaume lag die Behausung des Schamanen. Ich erkannte sie sofort an ihrer Umgebung. Am Wege standen vier Holzpflöcke, mit rohgeschnitzten Darstellungen menschlicher Gesichter verziert. Das sind die „Jsaigda“, die den Weg bewachen. Auf den Köpfen tragen sie Messer, mit denen sie den Teufel bei seinem Vordringen zerschneiden sollen. An den Bäumen ringsum hingen Bärenschädel und hölzerne Götzenfiguren. Dort standen auch Baumstämme, mit dem zugespitzten oberen Ende in die Erde gegraben, die Wurzeln nach oben gekehrt. An ihnen waren ebenfalls grobschlachtige Darstellungen menschlicher Gesichter und Figuren angebracht. Gerade dem Eingang zur Hütte gegenüber war ein großes, hölzernes Götzenbild errichtet, der „Mangani-Sewochi“, mit Schild und Lanze in den Händen. Links und rechts von ihm standen zwei Lärchenbäume, deren Äste bis unter den Wipfel abgehauen und von denen die Rinde in Ringen abgeschält war.

Die innere Einrichtung der Schamanenfanse unterschied sich wenig von der der übrigen Eingeborenenbehausungen. An der Wand hing eine große Schellentrommel mit einem hölzernen Schlägel, ein Gürtel mit Glöckchen daran, eine hölzerne Gesichtsmaske, mit Bärenfell überzogen, und ein figurenbemaltes, jadenartiges Kleidungsstück. Der Zauberpriester legt diese Attribute seines schweren Amtes bei den Beschwörungszeremonien an, um durch seinen furchterregenden Anblick den Teufel zu verschrecken. Leider fand ich den hohen Herrn Zauberpriester nicht zu Hause — ich hätte gern von ihm noch einige Aufschlüsse über die Bedeutung der verschiedenen geheimnisvollen Figuren und Zeichen rings um seine Behausung erhalten.

Nach den Angaben des alten Lürk ist der Kusun der südlichste Fluß, an dem man die Berge nach dem Bikin zu überschreiten kann, der nördlichste aber der Fluß Jedin bei Kap Gladki, von dem aus man an den Bikin wie an den Chor gelangt. Lürk bestätigte mir auch die Beobachtungen der Altgläubigen, wonach das Zuströmen der Flüsse im transsibirischen Küstengebiet stets um vier bis sechs Wochen später zu erwarten ist als westlich der Wasserscheide. Darauf-



Küste zwischen Kusun und Tachobe

hin beschloß ich, so lange an der Küste nach Norden weiterzuziehen, bis die Flüsse fest würden, um erst dann die Richtung auf den Sichote-alin zu nehmen.

In der Kusunbucht trafen wir einen alten Schiffer, den Mandtschuren Cheibatou. Sein Name bedeutet in der Übersetzung „Alter vom Meere“. Er war ein sehr erfahrener Seemann, der von Kindheit an die Küste des Ussurigenbietes besuhr. Schon sein Vater hatte Fischfang und Seefahrt betrieben und den Sohn von klein auf an das Meer gewöhnt. Früher besuhr er die Küste im Süden des Gebietes, war aber unter dem Druck der Russen jetzt nach den nördlichen Gewässern übergesiedelt.

Cheibatou beabsichtigte, noch eine Fahrt nach dem Flusse Samargi

hinauf zu unternehmen, um dann hierher zurückzukehren. Tschanbao, der den alten Seebären längst kannte, überredete ihn, uns an der Küste entlang mit seinem Fahrzeuge zu begleiten. Es wurde abgemacht, daß die Udehesen unser Gepäck morgen an die Kusunmündung schaffen sollten, um es am Abend auf Cheibatous Schiff zu verladen.

Als wir zu den Udehesen zurückkehrten, herrschte bereits tiefe Dunkelheit. In den Fansen brannten schwache Lämpchen. In unserer Behausung hatten sich fast sämtliche Eingeborenen und Chinesen eingefunden. Das Haus war gedrängt voll Menschen. Derßu eröffnete mir, daß „alle Leute“ gekommen wären, um mir die Ehre zu erweisen, da ich mich ihnen gegenüber so freundschaftlich gezeigt hätte. Die Chinesen brachten Bodka, Schweinefleisch, Mehl und Gemüse und bereiteten ein Abendessen.

So liebenswürdig sich auch alle zu mir zeigten, ich konnte schließlich das Ende der langausgedehnten Schmauferei nicht abwarten und legte mich schlafen. Nachts erwachte ich, sah das Licht durch die Ritzen der Wand und hörte nebenan noch immer das Schwätzen und Lachen der Leute, es gab aber weder Trunkenheit noch Streit und Zank. Dann wurde es ruhiger, die Mansen unterhielten sich noch lange friedlich untereinander und erörterten die Tagesereignisse.

Am anderen Morgen stand ich zeitig auf und begann mich schnell zum Weitermarsch zu rüsten. Ich wußte aus Erfahrung, daß die Eingeborenen es niemals sehr eilig haben, wenn man sie nicht gehörig antreibt. So ging es auch heute wieder: die Udehesen machten sich erst daran, ihr Schuhzeug zu flicken, dann ein Boot instand zu setzen, und erst gegen Mittag gelang uns der Aufbruch.

Am Kusun kam es zur Trennung von Tschanbao. Seine Zeit war abgelaufen, und die Umstände erforderten die Rückkehr an den Sanchohe, wo ihn seine Leute erwarteten. Ich wollte ihm gern irgendein Geschenk machen, er nahm aber nichts dergleichen an. Wir bedankten uns gegenseitig aufs herzlichste, wünschten uns Erfolg und gute Reise. Er versprach mir wiederum seine Hilfe, wenn ich im nächsten Jahre nochmals in das Küstengebiet käme. Wir drückten uns die Hände und schieden als gute Freunde.

Nachdem ich an das andere Ufer des Kusun gelangt war, erstiegen wir die Terrasse und zogen dem Meere zu.

Dieser Teil der Küste bis an den Fluß Tachobe besteht aus Tuff und basaltischer Lava. Der erste hat unter der Einwirkung von Regen und Sonnenschein eine auffallend schöne bunte Farbe erhalten.

Am Morgen war es recht kalt gewesen, 10 Grad Celsius unter Null, aber im Laufe des Vormittags hob sich rasch die Temperatur und erreichte gegen ein Uhr mittags 3 Grad Wärme. Der Herbst zeichnet sich gerade an der Küste dadurch aus, daß es tagsüber so warm ist. Auf dem Marsche genügten uns völlig die leichten Sommerblusen, gegen Abend wurde eine Unterjacke angezogen, nachts war es nötig, sich womöglich in Felldecken zu hüllen. Daher ließ ich alle warmen Kleidungsstücke mit dem Boote abschieden, während wir selbst nur eine Tagesration an Lebensmitteln und unsere Waffen bei uns trugen.

Vom Kusun bis an den Tachobe beträgt die Entfernung etwa sieben Werst. Die auf dieser Strecke in das Meer mündenden Gebirgsbäche tragen die uraltaischen Namen: Dogum, Tschonkfi, Sjündy, Ampo und Dienfu.

Mit einem Solonen zum Kumuchu

Die Mündung des Tachobe befindet sich zwischen den Kaps Maximow und Olympiada. Früher lag sie am linken Rande des Flußtales, dann verlegte sie sich, so daß ein toter Flußarm zurückblieb, der in der Folge versumpfte.

Die Talniederungen des Tachobe sind mit dürftigem Walde bedeckt, der hauptsächlich aus Ulmen, Linden, Eichen und Schwarzbirken besteht. Offene Plätze, frei von Steinen und zur Besiedlung geeignet, liegen etwas höher hinauf, zwei Werst vom Meere ab. Dort fanden wir eine kleine Fasanse. Ihre Bewohner hielt ich anfänglich für Uraltaischen, später erfuhr ich, daß es Solonen seien.

Unsere neuen Bekannten unterschieden sich äußerlich nur wenig von den uraltaischen Eingeborenen. Sie erschienen mir etwas kleiner von Wuchs und von stärkerem Körperbau. Außerdem sind sie beweglicher und weniger feßhaft. Sie sprachen Chinesisch und bedienten sich außerdem einer Umgangssprache, die ein Gemisch von Solonisch und Goldisch darstellte. Auch ihre Kleidung ähnelte sehr der uraltaischen, nur daß sie etwas weniger bunt und verziert war.

Die Solonenfamilie bestand aus zehn Köpfen: dem alten Vater, zwei erwachsenen Söhnen mit ihren Frauen und fünf kleinen Kindern.

Sie waren aus der Mandchurei hierhergekommen. Meine Befragungen ergaben folgendes:

Früher hatten sie am Flusse Sungari gelebt, von wo sie der besseren Jagd wegen an den Chor übersiedelten, der sich in den Ussuri ergießt. Als dort zahlreiche Chunchusenbanden auftauchten, schickte die chinesische Regierung zu ihrer Unterdrückung Truppen ab. Die Solonen gerieten dabei zwischen zwei Feuer: von der einen Seite waren sie den Überfällen der Chunchusen ausgesetzt, auf der anderen gefährdete sie der unterschiedlose Vernichtungskrieg der Regierungstruppen. Damals flohen die Solonen an den Bikin, überstiegen dann später den Sichote-alin und blieben schließlich an der Küste wohnen.

Die folgenden vier Tage waren der Besichtigung des Tachobe und des Kumuchu gewidmet.

Da-zarl, der jüngste Solone, erbot sich, uns zu begleiten; ein Mensch von kräftigem Körperbau, noch jung und völlig bartlos. Er hielt sich stolz und sah auf die Soldaten etwas von oben herab. Unwillkürlich mußte ich die Leichtigkeit seines Auftretens, seine Geschicklichkeit und seine geschmeidigen Bewegungen bewundern.

Am 23. Oktober morgens brachen wir auf.

Der Fluß Tachobe hat ungefähr eine Länge von 60 Werst und fließt von Westen nach Osten mit leichter Abweichung nach Süden. Zu beiden Seiten ist er auf einer Breite bis zu 150 Sassen von Sandbänken begleitet, die mit Baumstämpfen und Bruchholz durchsetzt sind.

In den Tachobe fallen folgende Bergflüßchen ein: von rechts der Kede mit seinen Quellbächen Chuaty, Bonokse und Bulanja; dann kommen Chuljaligi, Bali, Anmali und Taha. Zwischen ihnen liegt der hohe Berg Anguchi mit einem weithin sichtbaren Felsgipfel, den die Solonen mit den Geistern und Wundermären ihres Ideenkreises besiedelt haben. Weiterhin folgen: Onjuchi, Dadasu und Taa. Von den linksseitigen Zuflüssen des Tachobe sind zu nennen: Kantschu sowie erster und zweiter Agdyche. Besonders die Täler dieser beiden letzten sind völlig ausgebrannt.

Am 24. Oktober gelangten wir bis zum Bali, am 25. näherten wir uns der Wasserscheide.

Wir zogen am linken Flußufer aufwärts. Ich schritt mit Derssu und Da-zarl voraus, Sacharow und Arinin folgten fünfzig Schritt hinter uns.

Auf einem Baumstumpf unweit vor uns zeigte sich ein Eichhörnchen. Es saß aufrecht, den Schweif auf den Rücken gelegt, und nagte an einem Zederzapfen. Bei unserer Annäherung flüchtete es

mit seiner Beute auf einen Baum. Von dort sah es neugierig auf die Menschen herab, die hier in sein einsames Reich eindrangen. Der Solone schlich sich leise an den Baum heran, schrie dann plötzlich laut hinauf und schlug mit einem Knüppel an den Baumstamm. Das Eichhörnchen erschrak, ließ seine Beute fallen und verbarg sich eilends in der Krone des Baumes. Das hatte der Solone auch nur beabsichtigt. Er hob befriedigt den Zederzapfen auf, und ohne dem



Bruchholz im Tachobe

beleidigten Eichhörnchen noch Beachtung zu schenken, ging er weiter. Das Tierchen sprang von einem Zweig auf den anderen und drückte durch ein zwitscherndes Pfeifen sein Mißvergnügen über den am helllichten Tage begangenen Raub aus. Wir mußten herzlich darüber lachen. Besonders Derffu zeigte lebhaftes Interesse. Er hatte den Kniff des Solonen bisher nicht gekannt und nahm sich vor, ihn zukünftig ebenfalls anzuwenden, um Zedernüsse zu bekommen. Abri-gens war im Jahre 1907 die Ernte an Zedernüssen, die hier sehr beliebt sind, im Küstengebiet sehr reichlich, während sie westlich des Sichote-alin gänzlich ausblieb. Dafür gab es im Stromgebiet des

Ussuri in diesem Jahre viele Eicheln, die umgekehrt im Transussuri-
gebiet diesmal fehlten.

„Brauchst dich nicht so zu ärgern“, wandte sich Derjssu tröstend an
das Eichhörnchen. „Unsereins muß unten laufen, wie kann Nüsse
finden, sieh dich lieber um, sind noch viele Nüsse oben.“

Er zeigte mit der Hand auf eine große Zeder; als habe das Eich-
hörnchen ihn verstanden, machte es sich nach dieser Seite davon.

Hier noch einiges über die sibirischen Eichhörnchen. Die wissen-
schaftliche Bezeichnung der hiesigen Art ist: *Sciurus vulgaris man-
shuricus*. Dieser Vertreter der Rager ähnelt sehr seinem euro-
päischen Verwandten, hat einen länglichen Körper und einen langen,
buschigen Schwanz. Der kleine, zierliche Kopf trägt nicht sehr große,
rundliche Ohren, die mit langen, schwarzen, buschigen Haaren fächer-
förmig eingefast sind. Die Augen sind groß, lebhaft und schwarz.
Die Farbe des sibirischen Eichhörnchens ist aschgrau, die Unterseite
weißlich, Schwanz und Kopf sind schwärzlich. Zuweilen findet man
einzelne Exemplare mit gelben Flecken. Das Eichhörnchen ist an
einem Platze so lange seßhaft, wie ihm dieser reichliche Nahrung ge-
währt. Es sieht sich zur rechten Zeit um, ob Mißwachs oder Über-
fluß an seinen Lieblings Speisen herrscht, und siedelt demgemäß ent-
weder in die Eichenwälder über oder in die Zedern- und Lärchen-
wäldungen, besonders wenn Haselnuß das Unterholz bildet. Den
ganzen Tag ist das zierliche Tierchen in Bewegung, und selbst bei
schlechtem Wetter verläßt es oft sein Nest, um auf den Bäumen
umherzuspringen. Man kann sagen, daß es keine Ruhe verträgt,
und nur in der Dunkelheit liegt es still, rollt sich zusammen und
bedeckt den Kopf mit dem Schwanz. Raun beginnt es zu tagen, so
trifft man das Eichhörnchen schon wieder unterwegs; es scheint Be-
wegung ebenso nötig zu haben wie Wasser, Nahrung und Luft.

Vor zwanzig Jahren kostete ein Eichhörnchenfell 15 bis 20 Ko-
pelen; der Nachfrage entsprechend ist der Preis gestiegen. Die
hauptsächlichsten Feinde des Eichhörnchens sind außer dem Menschen
der Marder und der Zobel.

Den ganzen Tag über war es dunstig gewesen, der Himmel nebel-
artig wie mit einer Schicht von Federwolken überzogen. Rings um
die Sonne erschien ein Strahlenkranz, der schließlich zu einem
matten Fleck verschwamm.

Im Walde war es still, aber in den Wipfeln der Bäume trieb
sich bereits der Wind umher.

Die Wetterlage beunruhigte Derissu und den Solonen offenbar nicht wenig. Sie tauschten ihre Meinungen darüber aus und sahen oft zum Himmel hinauf.

„Schlecht,“ sagte ich, „der Wind beginnt von Süden her zu blasen.“

„Rein,“ entgegnete Derissu, „geht so —“, er zeigte nach Nordosten. Mir schien, daß er sich irre, und ich war daran, ihm zu widersprechen.

„Sieh auf den Vogel!“ rief Derissu aus. „Siehst du, wie er nach dem Winde schaut?“

Auf einer Tanne vor uns saß ein Rabe mit dem Kopfe nach Nordosten zu. Das war für ihn die vorteilhafteste Stellung, da der Wind so an seinem Gefieder abglitt. Hätte er dem Winde die Seite oder den Rücken zugekehrt, so würde ihm die kalte Luft unter die Federn dringen, und er würde frieren.

Gegen Abend bedeckte sich der Himmel mit Wetterwolken, die Wärmeausstrahlung der Erde ließ nach, und die Lufttemperatur stieg von 2 Grad auf 10 Grad Celsius Wärme. Das war kein günstiges Zeichen. Für alle Fälle befestigten wir die Zelte gut und trugen möglichst viel Holz zusammen. Unsere Befürchtungen erwiesen sich jedoch als überflüssig, die Nacht verlief gut.

Als ich am Morgen erwachte, richtete ich meine Blicke vor allem wieder nach dem Himmel. Die Wolken lagen auf ihm in schmalen, parallelen Streifen in Richtung von Norden nach Süden.

Ein langes Zaudern war nicht angängig. Wir schnürten wohl- gemut unsere Bündel und zogen weiter am Tachobe aufwärts. Ich hatte darauf gerechnet, an diesem Tage den Sichote-alin zu erreichen, aber infolge des Unwetters gelang uns dieses Vorhaben nicht.

Gegen Mittag wurde die Luft von neuem dunstig. Die Berge erschienen dunkelblau und finster. Um vier Uhr peitschte ein Regenguß auf uns nieder, ihm folgte Schnee, naß und dicht. Der Pfad war im Augenblick weiß, man konnte ihn jetzt weithin zwischen dem Gestrüpp erkennen. Der Wind blies scharf und stoßweise.

Es mußte zum Bival haltgemacht werden. Unweit des Flusses ragte an der rechten Seite ein einzelner Felsen auf wie eine von Türmen flankierte Burgruine. An seinem Fuße wuchs niedriges Birkengehölz. Der Platz schien geeignet, und ich gab das Zeichen zum Halt.

Die Schützen machten sich an das Holzholen, der Solone ging in den Wald, um Stangen für die Zelte zu suchen. Nach wenigen Minuten sah ich ihn eiligst zurücklaufen. Ungefähr hundert Schritt vom Felsen entfernt blieb er stehen und blickte hinauf, dann lief

er wieder weiter nach dem Lager und erzählte eilig und mit sehr besorgter Miene Derssu irgend etwas. Der Golde hielt in seiner Arbeit inne, sah ebenfalls nach dem Felsen hinüber, spuckte kräftig aus und warf das Beil beiseite.

Darauf traten beide zu mir heran und baten mich, einen anderen Platz für das Bivak auszusuchen. Auf meine Frage nach den Gründen erklärte der Solone, der Teufel habe zweimal Steine auf ihn heruntergeworfen, als er am Fuße der Felsklippen einen Baum umhauen wollte. Derssu und der Solone baten so dringend, den unheimlichen Ort verlassen zu dürfen, und auf ihren Gesichtern lag so ernste Besorgnis, daß ich ihnen nachgab und die Zelte zweihundert Sassen weiter flußabwärts aufstellen ließ. Wir fanden dort einen noch besseren Platz als den ersten.

Friedlich machten sich alle an ihre Arbeit, trugen Holz herbei und zündeten ein großes Feuer an. Derssu und Da-zarl mühten sich lange mit der Errichtung einer Art Zaun ab. Sie fällten Bäume, rammten sie in die Erde ein und flochten Zweige dazwischen. Sogar ihre Schlafdecken verwandten sie zur Fertigstellung der Schutzwand.

Auf meine Fragen erklärte mir Derssu, daß diese Wand dazu diene, dem Teufel den Einblick in unser Bivak vom Felsen aus zu verwehren. Ein kurioser Einfall, aber ich ließ mir meine Ansicht darüber nicht anmerken, um meinen Freund nicht zu kränken.

Meine Schützen lagerten sich ums Feuer und machten sich wenig Sorge, ob der Teufel auf sie vom Felsen herunterschaue oder nicht; ihre Aufmerksamkeit war mehr dem Abendessen zugewandt.

Am Abend verschlechterte sich das Wetter. Die Leute verkrochen sich in das Zelt und wärmten sich am heißen Tee.

Gegen elf Uhr abends fiel plötzlich dichter Schnee, und gleich darauf zuckte es am Himmel auf.

„Ein Blitz!“ riefen alle wie aus einem Munde, und in demselben Augenblick ertönte ein scharfer Donnerschlag.

Dieses Schneegewitter dauerte bis gegen zwei Uhr nachts. Die Blitze zuckten in kurzen Zwischenräumen auf und hatten einen rötlichen Schein. Das Donnerrollen erfolgte in mächtigen, breiten Salven, und man glaubte zu spüren, wie Luft und Erde davon erzitterten.

Dieses Schauspiel eines Gewitters mit Schneefall war uns allen derartig neu und ungewohnt, daß wir es mit fast ehrfürchtigem Erstaunen beobachteten. Der Himmel war allerdings dunkel, und

nur im Aufleuchten der Blitze konnte man die schweren Wetterwolken erkennen, die sich über uns in südwestlicher Richtung bewegten.

Ein Donnerschlag prasselte ganz besonders scharf und nachhallend durch die Luft. Helle Blitze leuchteten jetzt in ebender Richtung auf, in der sich der Felsenhügel befand. In das Krachen und Rollen des Donners mischte sich nun noch ein anderes Getöse: ein Bergsturz erfolgte. Der Solone geriet in große Aufregung. Er behauptete, daß der Teufel sich ärgere und voller Wut den Felsen zertrümmere. Dann zündete der Eingeborene noch ein zweites Feuer an und verbarg sich unter seiner Decke am Zaune. Ich blickte auf Derßu. Auch der war ganz verstört, überrascht und erschreckt. Der steineschleudernde Teufel, das Wintergewitter und nun noch der Bergsturz — alles stürmte gleichzeitig auf seine Vorstellungskraft ein; die Erscheinungen mußten sicher im Zusammenhang untereinander stehen. Dann aber glätteten sich seine Nienen, und er kam zu einer günstigen Auffassung der Lage.

„Enduli (der große Gott im Himmel, der in solcher Ferne wohnt, daß er fast niemals zu den Menschen herniedersteigt) verjagt den Teufel!“ sagte er mit zufriedener Stimme und sprach eifrig auf den Solonen ein, um ihn von seiner Meinung zu überzeugen.

Allmählich entfernte sich das Gewitter, nur die Blitze zuckten noch lange am Himmel auf, tauchten den Horizont in rötlichen Glutschein und ließen nur noch schärfer die Umrisse der fernen Berge und der schweren Wolken erkennen, die uns abwechselnd mit Regen und Schnee überschütteten. Aus der Ferne klang noch immer das dumpfe Rollen des Donners aus dem abziehenden Gewitter.

Die Schützen tranken nochmals Tee und legten sich dann schlafen. Ich saß noch eine Weile mit Derßu am Feuer und sprach mit ihm über Teufel und Wintergewitter. Er war beruhigt und antwortete mit gern auf meine Fragen.

Wenn der Teufel zu lange an einem Platze verweilt, so schickt der Gott Enduli den „Agdy“, den Gewittersturm, um den Teufel zu verjagen. Dort also, wo sich ein Gewitter entladet, war vorher der Teufel. Nach seiner Vertreibung herrscht ringsum Ruhe; die Tiere, Vögel und Fische, Pflanzen und Insekten verstehen alle ebenfalls, daß der Teufel fort ist, sie atmen auf in neuer Lebensfreude.

Aber Gewitter mit Schneefall äußerte sich Derßu, daß es früher Donner und Blitz nur im Sommer gegeben hätte, die Russen erst

hätten die Wintergewitter ins Land gebracht. In seiner Jugend hätte es keine gegeben, dieses wäre das dritte, das er erlebte.

Bei unseren Gesprächen war die Zeit unmerklich verflogen. Es begann zu tagen, aus der Dunkelheit traten die waldbedeckten Höhen hervor, der Teufelsstein und die über den Fluß gebeugten Sträucher und Bäume. Alles deutete auf trübes Wetter hin. Aber plötzlich, ganz unerwartet, erhob sich hinter den Bergen im Osten purpurne Morgenröte und verklärte mit frohen Farben den noch immer düsterernsten Himmel. Ein goldigroter Schein lag auf jedem Strauche und selbst auf den kleinsten Ästen der kahlen Bäume.

Entzückt sah ich auf das Farbenspiel der aufschießenden Sonnenstrahlen.

„Nun, alter Herr, jetzt müssen wir wohl auch noch ein Stündchen schlummern!“ wandte ich mich zu meinem Gefährten. Aber Derssu war bereits eingenickt, während er, an einen Baumstumpf gelehnt, neben dem Feuer saß.

Am andern Tage verschliefen wir alle die festgesetzte Zeit und standen erst spät auf.

Der Himmel war noch in Wolken gehüllt, sie hatten aber nicht mehr das drohende Aussehen wie in der Nacht.

Nachdem wir nun schnell etwas gegessen und Tee getrunken hatten, ging es weiter am Tachobe aufwärts, der uns zum Sichtealin geleiten sollte. Von unserem Bivak aus bis zur Wasserscheide war noch ein Tagesmarsch.

Nach den Angaben des Solonen war der Paß, den wir erreichen würden, nicht sehr hoch. Jenseits von ihm fließt längs des Sichtealin der Myche, ein Nebenfluß des Bikin.

Ich änderte jedoch die Richtung und wandte mich nach rechts, an dem Quellbache Uda entlang, um an einen der oberen Zuflüsse des benachbarten Kumuchu zu gelangen und dann an diesem zum Meere hinabzusteigen.

In der Dämmerung erreichten wir die Wasserscheide und hielten zum Bivakieren unweit eines Passes.

Am Abend erlegte der Solone durch einen Steinwurf ein Eichhörnchen. Er balgte es ab, spießte es auf ein Stäbchen, das er neben dem Feuer in die Erde steckte, und begann es langsam zu rösten. Dann nahm er den Magen des Eichhörnchens heraus und legte ihn auf die heißen Steine. Als dieser sich gebräunt hatte, machte sich der Solone daran, mit größtem Appetit seinen Inhalt zu verspeisen. Den Schützen wurde fast übel bei dem Anblick, die

starken Männer begannen kräftig zu spucken, aber das störte den Solonen wenig. Er meinte nur, daß das Eichhörnchen ein sehr reinliches Tierchen sei, das sich nur von Rüssen und Pilzen nähre, und bot jedem eine Kostprobe von diesem leckeren Gange an. Selbst Versju verzichtete . . . aber vielleicht hatte der Solone nicht so unrecht.

Inzwischen hatte Arinin beim Anschüren des Feuers unabsichtlich das Stäbchen mit dem Eichhörnchenbraten umgestoßen und schnell wieder in die Erde gesteckt. Allerdings verkehrt, mit dem Kopfe nach unten. Der Solone flüchte hoch und drehte es rasch wieder mit dem Kopfe nach oben. Dabei belehrte er uns, daß man ein Eichhörnchen niemals anders braten dürfe als mit dem Kopfe nach oben, sonst fühle es sich getränkt und bringe dem Jäger Mißerfolg, umgekehrt aber sei es bei einem Fische, der unbedingt kopfunten ins Feuer gestellt zu werden verlange.

Der 28. Oktober war wieder recht trübe und unfreundlich. Noch lärmten die Gebirgsbäche in den Schluchten, aber auch sie begannen bereits unter der Macht des Frostes zu verstummen. Überall auf dem Wasser schwammen leichte Eisschollen und Splitter; an den stilleren Ufern bildete sich eine feste Decke, die hier und da bereits in Grundeis überging.

Vom Bivak aus begann sogleich der Aufstieg. Je höher hinauf wir in die Berge gelangten, desto mehr Schnee lag überall. Auf dem Passe selbst war er knietief. Der dunkelgrüne Nadelwald hatte weißen Schmutz angelegt und bot darin einen feierlichen Anblick. Die Tannen hatten ihre schneebedadenen Zweige nach unten gesenkt und verharteten regungslos in dieser Stellung, bis zuweilen ein fallender Zweig oder Tannenzapfen die lockere, weiße Decke streifte und die vorüberziehenden Menschen mit einer leichten Wolke des kalten Schneestaubes übersprühte.

Im Walde herrschte die wundervolle Stille des tiefen Winters. Der Solone trieb zur Eile an. Er sagte, daß bald Nordwestwind einsetzen würde, und es wäre ein Unglück, wenn uns hier oben ein Unwetter erreichen sollte.

Eine Purga, ein Schneesturm im Gebirge, tritt nicht selten ein, wenn sich nach frischem Schneefall Wind erhebt.

Anzeichen dafür zeigten sich bereits. Die Wetterwolken stürmten eilig nach Osten zu; sie wurden dünner und durchsichtiger, schon war der Standort der Sonne zu erkennen.

Ich befolgte den Rat des Solonen, wir beschleunigten unsere Schritte.

Nach den barometrischen Messungen lag der Paß in Höhe von 2900 Fuß über dem Meerespiegel. Der Abstieg zum Kumuchu war ebenso steil wie der Aufstieg von der Seite des Tachobe her. Der nördliche Abhang der Wasserscheide zwischen den Bassins der beiden genannten Flüsse ist von Nadelmischwald bedeckt, düster und von morschen Stämmen und Bruchholz erfüllt.

Die Vorhersage des Solonen wurde bald zur Wirklichkeit. Als wir den Fuß der Berge erreicht hatten, erscholl von oben her ein brausender Lärm, der sich allmählich verstärkte und in das Tal hinabsenkte.

Ich blickte mich um: die Kuppen der Berge rauchten in tanzenden Schneewirbeln — die Purga setzte auf den Höhen ein.

Ein kleiner Quellsbach führte uns zu dem steinigem, von Schwemholz versehten Flüsschen Zaoni, das von rechts dem Kumuchu zufließt. Hier waren wir etwas gegen den Sturm geschützt.

Unser Führer trieb uns zur Eile an; nach kurzer Mittagsrast arbeiteten wir uns durch das Bruchholz hindurch und erreichten gegen Abend den Kumuchu, der hier nur wenig breiter war als sein Nebenfluß und sich auch seinem Charakter nach nicht von ihm unterschied. Die Breite betrug etwa $2\frac{1}{2}$ Sassen, die Tiefe bis zu 2 Fuß.

Das Bivak richteten wir, wie stets, am Flußufer her. Gegen Abend klärte sich der Himmel auf, die Wetterwolken verzogen sich, und die Nacht versprach kalt zu werden. Ich wickelte mich in meine Decke und legte mich etwas abseits vom Feuer nieder; den besten Platz überließ ich dem Solonen, dessen Kleider sehr dünn waren. Gegen drei Uhr nachts erwachte ich von der Kälte. Wie ich mich auch bemühte, mich fester zu bedecken, es half nichts. Der scharfe Frost fand überall noch ein Schlupfloch und drang mir bald in die Schulter, bald in die Füße. Es blieb mir schließlich nichts anderes übrig als aufzustehen.

Ringsum war es dunkel, das Feuer fast verlöschen. Ich scharfte die Glut zusammen und fachte sie wieder an. Nach einer Minute züngelte die Flamme von neuem auf und beleuchtete den Umkreis des Bivaks. Sacharow und Arinin lagen im Zelte, Derssu schlief sitzend auf seinem Ziegenfell.

Weit abseits vom Feuer fand ich den Solonen liegen. Er hatte nur eine sehr dünne Decke, und auch seine Kleidung konnte keinen

besonderen Schutz gegen die Kälte gewähren. Das Lager hatte er sich aus Tannenzweigen aufgeschüttet. Ich war überzeugt, daß er sich schwer erkälten würde, und rüttelte ihn an der Schulter, um ihn ans Lagerfeuer zu schicken. Aber der junge Solone schlief so fest, daß ich ihn nur mit Gewalt aufwecken konnte. Da-zarl setzte sich auf, kratzte sich den Kopf, gähnte, legte sich nur auf die andere Seite und schnarchte sofort weiter.

Die Eingeborenen zeigen oft eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte. Sie sind vom ersten Atemzuge an daran gewöhnt und abgehärtet.

Ich wärmte mich etwas am Feuer, dann kroch ich zu den Schützen ins Zelt und schlief dort gut.

Am andern Morgen erhoben wir uns alle zeitig. Die mitgenommenen Lebensmittelvorräte gingen zu Ende, und wir mußten uns daher beeilen. Unser Frühstück bestand aus gebratenem Eichhörnchen, dem Rest eines Teigladens, den wir gestern in der Asche gebacken hatten, und einer großen Tasse Tee.

Als wir aufbrachen, ging gerade die Sonne auf. Hell und strahlend erhob sie sich hinter dem Walde und beleuchtete zuerst die Gipfel der schneebedeckten Berge.

Der Fluß Kumuchu, uraltsibirisch auch: Kammu, von den Russen Kusnezowa genannt, nimmt seinen Anfang auf dem Kamme des Sichote-alin. Er fließt in Richtung des Breitengrades, nur im Unterlaufe biegt er nach Süden ab und ergießt sich nahe dem Kap Olympiada, das unter $46^{\circ} 12' 5''$ nördlicher Breite und $138^{\circ} 20'$ östlicher Länge von Greenwich liegt, ins Meer. Auf seinem Laufe nimmt der Kumuchu an Zuflüssen auf: von links den Jassa I und Jassa II, den Usmaga, Tapku, Rogo, Tagdy, Chandjami, Djongo, von rechts außer dem erwähnten Zygoni noch den Ligo, Jaoloso, Butyge und Amukta. Am Tagdy aufwärts gelangt man zum Übergang an den Sjuen, der sich nördlich des Kumuchu-Kusnezowa ins Meer ergießt.

Die Udehesen befahren den Kumuchu in Booten bis zum Tagdy aufwärts, im Winter auch weiter hinauf mit Schlitten. An seinem Mittellaufe, besonders an der linken Seite, sind die Spuren früherer großer Waldbrände zu erkennen. Wie überall, sind vor allem auf den Bergklümpen die Waldungen durch Feuer vernichtet, während sie in den Tälern erhalten geblieben sind.

Der Fluß Kumuchu ist auch insofern interessant, als hier das Zusammentreffen zweier Pflanzenwelten, der mandschurischen und

der sibirischen Flora, zu beobachten ist. Seitwege der ersten sind die Täler, der zweiten die Bergrücken. Man hat den Eindruck, als ob sich hier die beiden Pflanzengebiete keilförmig ineinander einschieben. Besonders jetzt, da das Laub von den Bäumen gefallen war, ließ sich von den Bergen herab gut erkennen, wo die Laubwälder aufhören und die Nadelwälder beginnen. Die Täler erscheinen grauviolett, die Höhen dunkelgrün.

Von Vertretern der mandschurischen Flora sind hier noch mehrere Straucharten zu finden, zum Beispiel Haselnuß [*Corylus manshurica* M.], an der die Fruchthüllen zu einer langen Röhre ausgezogen und dicht mit Stachelhärchen besetzt sind; rotästige Hagebutte [*Rosa acicularis* Lindl.] mit stark verlängerten Früchten, die fast den ganzen Winter hindurch an den Zweigen hängenbleiben; Schneeball [*Viburnum sargentii* Koehne] mit ihrem Überfluß an saftigen, hellroten Beeren; von den Kletterpflanzen die hängende *Diocscorea quinqueloba* Thunb., deren männliche und weibliche Exemplare voneinander verschieden sind; *Actinidia Kolomikta* Max., dichtes Gestrüpp im Unterholz bildend, und *Schizandra chinensis* Baill. mit roten Beerentrauben, deren Genuß ein leichtes Brennen, pfefferähnlich, im Munde zurückläßt.

Im Mittellaufe beträgt die Breite des Kumuchu 10 Sassen bei ungefähr 3 Fuß Tiefe in der Mitte. Die durchschnittliche Strömungsgeschwindigkeit bei niedrigem Wasserstand beläuft sich auf 8 Werst in der Stunde.

Nach den Aussagen der Eingeborenen treten in der Nähe des Flusses unweit vom Meere Steinkohlen zutage.

Wir gelangten trotz aller Anstrengungen heute nur bis an den Tagdy, bis zum Meere betrug die Entfernung noch einige zwanzig Werst.

Sobald eine vorgesehene Marschrouten sich ihrem Ende nähert, beeilt sich jeder, den Weg möglichst schnell zurückzulegen. In Wirklichkeit blieb es sich für uns gleich, ob wir etwas früher oder später an die Kumuchumündung kamen. Nach kurzer Rast werden wir wiederum an einem Fluß entlang in die Berge ziehen ebenso wie heute und stets unter freiem Himmel bivakieren, die Zelte aufbauen und abbrechen. Aber jedes Ziel hat nun einmal seine Anziehungskraft, daher legten wir uns heute alle zeitig schlafen, um morgen eher aufzustehen.

Am andern Morgen waren wir bereits vor Sonnenaufgang zum Weitermarsch gerüstet.

Ich hatte mich bei der Morgentoilette am Flusse etwas verspätet. Wunderbare Ruhe lag ringsum, die Natur war aus ihrem süßen Morgenschlummer noch nicht erwacht. Vom Flusse her stiegen dichte Dämpfe auf, die Erde war stark mit Reif bedeckt. Ein leichter Morgenwind strich durch den Wald, er brachte sogleich den Nebel in Bewegung, und das gegenüberliegende Ufer wurde sichtbar. Im nahen Biwak war es still, die Leute stärkten sich mit einer Tasse Tee für den Rest des Weges. Plötzlich drang ein Knirschen des Rieses an mein Ohr. Ich sah mich um und erblickte zwei Schatten, der eine höher, der andere etwas kleiner. Es waren Elche, ein weibliches Tier mit jährigem Kalb. Sie schritten zum Flusse und löschten ihren Durst. Das Muttertier schüttelte den Kopf und leckte sich die Flanke. Ich freute mich an dem Anblick und fürchtete nur, daß die Schützen sie stören würden. Plötzlich hatte die Alte Bitterung bekommen, richtete ihre großen Lauscher auf und äugte aufmerksam herüber. Das Wasser tröpfelte ihr aus dem Geäse und ließ leichte Ringe über die glatte Oberfläche des Flusses hineilen. Sie schüttelte sich, stieß einen heiseren Schrei aus und warf sich in den Wald, gefolgt von dem rötlichbraunen Jungtier. Gleich darauf zog sich wieder der Nebel zusammen und ließ das gegenüberliegende Ufer wie hinter einem Vorhang verschwinden.

Endlich ging die Sonne auf, die Nebelballen erhielten einen orangefarbenen Schein. Allmählich schimmerten die Sträucher, Bäume und Berge hindurch.

Nach wenigen Minuten waren wir auf dem kleinen Pfade unterwegs und schritten wohlgemut vorwärts.

Im Unterlaufe teilt sich der Kumuchu in mehrere Arme und bildet langgestreckte Inseln. In diesem Teile des Flußtales zeigten sich offene Plätze, die wohl zur Besiedlung geeignet wären. Die Lichtungen sind unter sich von Streifen dichten Waldes getrennt, der hauptsächlich aus Ahorn, Esche, Birke, Linde und Schwarzpappel besteht. Nahe der Mündung bildet der Kumuchu ein großes Wasserbecken von 9 bis 11 Fuß Tiefe; links davon liegt als Fortsetzung ein Sumpf, der darauf schließen läßt, daß hier früher eine Lagune bestanden hat. Der hohe Absturz der Küste bei Kap Olympiada zeigt Basaltarten von eigenartig bogenförmiger Lagerung.

Auf der dem Meere am nächsten liegenden Lichtung hatte sich ein Altgläubiger namens Dolganow angesiedelt, der sich nach Art der Chinesen mit der Ausbeutung der umwohnenden Udehesen beschäftigte. Ich verspürte keine Lust, mich bei einem unbekanntem Men-

sehen aufzuhalten, der sein Wohlergehen auf Kosten der armen Eingeborenen suchte, die auch ohnehin vom Schicksal nicht sehr begünstigt sind. Daher zogen wir geradeaus zum Meere weiter und fanden nahe der Flußmündung den alten Cheibatou mit seinem Fahrzeug. Er war am Kumuchu noch am gleichen Tage angekommen, an dem er den Rufun verlassen hatte, und erwartete uns hier bereits seit einer Woche.

Am Abend legten die Schützen ein besonders großes Lagerfeuer an. Sie waren froher Stimmung, als wären sie bei sich zu Hause. Die Leute hatten sich derartig an das Marschleben gewöhnt, daß sie keine Mühsale gar nicht mehr spürten.

Wir blieben hier noch einen Tag und eine Nacht. Es mußte ausgeruht und frische Kraft gesammelt werden. Auch waren Kleider und Schuhzeug in Ordnung zu bringen.

Am 1. November hatten wir früh 10 Grad Kälte bei starkem Wind. Das Anemometer zeigte 120.

Aus welcher Richtung der Wind auch blasen mag, ob vom Meere nach dem Festlande zu oder umgekehrt, er muß stets die Täler durchstreichen. Wenn diese eine Nordwestrichtung haben, erhält der Wind oft eine solche Stärke, daß er starke Bäume zur Erde biegt oder umbricht und die Hütten abdeckt. Gewöhnlich schläft der Wind mit Sonnenaufgang ein und erhebt sich erst am Nachmittage wieder.

Vom Tachobe führt ein Fußpfad an den Kumuchu. Er verläuft in den Bergen unweit des Meeres. Diese Entfernung beträgt 15 Berst. In topographischer und geologischer Hinsicht stellt die ganze Gegend zwischen den beiden genannten Flüssen eine ausgedehnte Lavadecke dar. Die nicht sehr hohen Hügel sind von großen Schluchten durchschnitten. Früher stand hier guter Wald, heutigentags sind von ihm nur Stümpfe und dürre Stämme übriggeblieben. Durch die Schluchten ergießen sich folgende Bäche ins Meer: Zalla, Ankuga, Lolobinga, Tachalun, Kalama und Kumulun.

Im Herzen des Transsuffurgebietes

Am Kumuchu verabschiedeten wir uns von dem Solonen. Er kehrte mit einem Geschenk nach Hause an den Tachobe zurück, während wir nach Norden weiterzogen. Cheibatou wurde aufgetragen, uns an der Küste entlang zu folgen und an der Cholonkumündung zu warten.

Jenseits des Kumuchu folgt wiederum eine Reihe kleiner Gebirgs-
wässer mit uralischen Benennungen: Sjuen, russisch: Swain, auf
der Landkarte meist Bablowafluß genannt, dann Omoso, Iljantu
und Jaktuga. Die Quellen des Omoso liegen an einem Berge, der
wegen seines glatten Felsengipfels Golaja, „Kahlenberg“, genannt
wird und eine Höhe von 5173 Fuß aufweist. Ein anderer Berg,
Wysokaja, „Hochberg“, ragt unweit des Meeres mit einer Höhe von
2961 Fuß zwischen den Flüssen Omoso und Iljantu auf. Im Bezirk
der Küste vom Kumuchu nach Norden bis zum Kap Sosunow tritt
Granit, Gneis und Syenit zutage.

Der Sjuen bildet in der Nähe des Meeres einen kleinen
See, der von den Altgläubigen Utinoje, „Entensee“, genannt wird.
Ringsum ist das Gelände stark versumpft.

Von dem kürzlich gefallenem Schnee war keine Spur mehr zu
sehen, obgleich die Temperatur während der ganzen Zeit recht niedrig
geblieben war. Nirgends an der Erde zeigten sich Pfützen und
andere Spuren der Schneeschmelze. Dieser Umstand ist der außer-
ordentlichen Trockenheit der winterlichen Nordwestwinde zuzu-
schreiben, die restlos alle feuchten Dünste auffaugen und das Klima
des Transsibiriengebietes in dieser Jahreszeit dem Kontinentalklima
ähnlich machen.

Der Pflanzenwuchs ist hier so dürftig wie überall am Gestade des
Meeres. Merklich beginnen die Nadelholzarten zu überwiegen, mehr
und mehr tritt die Lärche hervor, auch die Eichenwaldungen bleiben
zurück.

Nach dem Sjuenflüßchen folgen nach Norden zu noch einige
Gebirgsbäche: Zuksa, Ge-u, Sunja (Sunerl), Sigbali, Balen und
Bisju (russisch: Kamennaja, „Steinfluß“).

Der Pfad, der uns bisher an der Küste entlang führte, endigte in
der Nähe des Kumuchu. Vom Kap Olympiada aus bis zur Mündung
des Samargi, auf einer Strecke von 230 Werst Fußmarsch, 150 Werst
Luftlinie, ist das Ufer bergig und völlig verödet. Wie mit einer
dichten Bürste bekleidet der grüne Nadelwald alle Anhöhen und
tritt dicht bis an den Strand heran. Dieser Teil des Weges ge-
staltete sich sehr schwierig. Selbst die Eingeborenen vermeiden es
gern, hierherzukommen. Eine Entfernung, die man mit einem
Boote auf dem Meere in einem halben Tage zurücklegen kann, ist
zu Fuß am Ufer kaum in vier Tagen zu bewältigen.

An diesem Tage kamen wir nur wenig weiter und hielten zum
Bivakieren in der Nähe des Sjuenflusses. Hier zeigten sich gut

ausgeprägte Uferterrassen. Der Fluß hatte sich zwischen ihnen ein schmales Bett ausgewaschen, ähnlich einem Kañon, von 5 Sassen Tiefe. Auf der breiten, versumpften Hochebene wuchsen vereinzelt weiße Birken, Lärchen und Eichengestrüpp.

Cheibatou konnte mit seinem Boot nur in den Mündungen derjenigen Flüsse anlegen, die eine Bucht bildeten und denen im Meere keine Barre vorgelagert war. Der Sjien wies diese Vorzüge nicht auf, daher war Cheibatou hier vorübergesegelt mit der Absicht, in der Nähe des Kaps Sosunow vor Anker zu gehen.

Seit dem frühen Morgen war das Wetter merkwürdig still. Den ganzen Tag über stand in der Luft ein gewisser Dunst, der sich am Nachmittage schnell verdichtete. Die Sonnenscheibe zeigte sich gelb, dann orange und ging schließlich purpurrot unter. Die Dämmerung war auffällig kurz, rasch senkte sich das nächtliche Dunkel herab. Nirgends am Ufer war das geringste Plätschern der Wellen zu hören; das Meer lag völlig glatt und ruhig, es schien in tiefen Schlaf versunken. Gegen zehn Uhr abends ging der Mond auf; er hatte ebenfalls ein sonderbares Aussehen und verlor gegen Mitternacht die dunkelrote Farbe nicht, die er sonst nur zeigt, solange er noch niedrig am Horizont steht. Die Felsklippen am Strande, der Wald an den Bergen und die einzeln stehenden Bäume und Sträucher erschienen irgendwie verändert gegen sonst. Um Mitternacht verdichtete sich der Dunst derartig, daß wir die Schwaden unmittelbar vor uns aufsteigen sahen; er erschien wie Rauch, aber der Brandgeruch fehlte. Gleichzeitig nahm die Luft die erstaunliche Eigenschaft an, den Schall erheblich zu verstärken. Die gewöhnliche Stimme erklang noch auf weite Entfernung laut und schreiend, das Rascheln einer Maus im trockenen Laube verursachte einen derartigen Lärm, daß man unwillkürlich zusammenfuhr und sich umwandte. Wir schienen wie in eine andere Welt versetzt zu sein, die nicht vom Monde, sondern von irgendeiner mattschimmernden Wunderleuchte erhellt wurde. Dann erfüllte sich die Luft mit sonderbaren Tönen, die wie Donnerrollen, dumpfe Explosionen oder ferne Geschüßsalven waren. Diese Töne erklangen von irgendwoher aus der Ferne des Meeres. Die seltsamen Erscheinungen erfüllten die Leute mit Gefühlen der Furcht. Derßu sagte, daß er niemals in seinem ganzen Leben etwas Derartiges gehört habe.

Ich hielt es für notwendig, die Instrumente zu befragen: das Barometer zeigte 759 Millimeter, die Lufttemperatur war 3 Grad Celsius unter Null, das Anemometer wies auf völlige Windstille. Die Er-

scheinungen hielten bis zum Tagesanbruch an. Als der Dunst verschwunden war, erhob sich wieder der kalte Nordwestwind.

Vom Sjöen aus beschreibt die Küstenlinie eine leichte Krümmung. Um den Weg abzukürzen, gingen wir an einem Zuflusse der Kamennaja aufwärts, überstiegen einen Berggrat, der hier 1460 Fuß Höhe maß, und gelangten an den Cholontku unweit seiner Mündung. Dort fanden wir Cheibatou mit seinem Boot.



Felshang am Cholontku

Als ob der Wind nach der nächtlichen Stille das Verlorene einholen wollte, blies er jetzt ganz besonders stark. Das Anemometer zeigte 215.

Den Rest des Tages benützte ich zur Besichtigung des unteren Teiles des Cholontkutaales. Hier traf ich wieder auf eine Lagune von 5 Werst Länge und 1 Werst Breite. Sie ist vom Meere durch einen doppelten Wall getrennt. In der Nähe seiner Mündung ist der Cholontku unverhältnismäßig breit und tief: hier liegt die tiefste Stelle der früheren Lagune. Die Länge der beiden Wälle beträgt 250 Sassen; der eine von diesen ist aus großen, abgeschliffenen Steinen gebildet, die mit Flechten bewachsen sind, ein Beweis dafür, daß diese Steine sich seit langem im Zustande der Ruhe befinden. Der zweite,

näher zum Meere liegende Wall ist von geringerer Höhe und augenscheinlich erst in neuerer Zeit von der Brandung angespült worden. Gegenwärtig bildet sich an Stelle der Lagune ein moosiger Grund, der von Sumpfsheidelbeeren [*Vaccinium uliginosum* L.], wildem Rosmarin [*Ledum palustre* L.] und Torfbeeren [*Rubus chamaemorus* L.] bewachsen ist.

Im Süden wird der untere Teil des Cholonkutales von Bergen eingesäumt, von 750 Fuß, der Bessjolaja, „Freudenberg“, bis 1650 Fuß Höhe, der Kruglaja, „Rundberg“. Diese Berge sind in der Nähe des Meeres völlig kahl. An der nördlichen Talseite erheben sich niedrige Hügel, mit Nadelwald bestanden.

Am Abend traf ich folgende Anordnung für die nächsten Tage: Cheibatou sollte mit seinem Schiff nach dem Nachtochu segeln und uns dort wiederum erwarten; ich wollte am Cholonku aufwärts zum Sichote-alin ziehen und dann am Nachtochu entlang zum Meere zurückkehren.

Ich ließ die Leute noch am Abend alle nötigen Sachen einpacken, da Cheibatou bereits bei Tagesanbruch in See gehen wollte. Am anderen Morgen stand ich früher als die Leute auf, zog mich an und trat aus dem Zelt.

Das Bild, das ich erblickte, war ungewöhnlich schön. Im Osten flammte die Morgenröte auf. Das in den Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzende Meer lag unbeweglich wie flüssiges Metall. Vom Fluße her stieg leichter Nebel auf. Von meinen Schritten aufgeschreckt, erhob sich ein Zug wilder Enten lärmend aus dem Wasser und strich schnatternd nach dem Sumpfe ab.

Als sich die Sonne kaum vom Horizonte getrennt hatte, sah ich weit draußen im Meere Cheibatous Segel. Ich fachte das Feuer an, wärmte Tee und weckte meine Gefährten.

Nachdem wir kräftig gefrühstückt, schnürten wir unsere Bündel und machten uns ebenfalls auf den Weg in der vorgenommenen Marschrichtung.

Der Fluß Cholonku, uraltsibirisch: Challanku, ist auf den Karten als Swetlaja, „heller Fluß“, bezeichnet. Seine Länge beträgt etwa 80 Werst, er fließ in Richtung des Breitengrades und nimmt seinen Anfang in den Bergen des Sichote-alin. In seinem Unterlaufe empfängt er von rechts den Zufluß des Chundy und des etwas kleineren Uja. Der Ketalachs steigt hier nur bis zum Uja aufwärts, die Hauptmenge der Fische wird nach dem Chundi abgelenkt. Von links tritt nur ein Nebenfluß in den Cholonku, der Talmatfi, an dem

entlang man den Pija erreichen kann, der sich 18 Werst nördlich vom Kap Plitnjak ins Meer ergießt.

Das Cholonkotal hatte früher einen guten Waldbestand, jetzt trafen wir hier nur ausgedehnte Brandfelder. Der Wald hielt sich nur in einzelnen Nasen am Oberlaufe des Flusses. Aus verschiedenen uns unsichtbaren Anzeichen schloß Derjssu, daß die Gegend des Cholonku unbewohnt sei und Eingeborene sich hier nur sehr selten aufhielten. Vor zwei Jahren hätten einige Koreaner hier den Zobelfang betrieben.

Da wir an diesem Tage ziemlich spät aufgebrochen waren, konnten wir auch nur eine verhältnismäßig kurze Strecke zurücklegen. Je weiter wir nach Norden kamen, desto häufiger trafen wir auf Lärchen [*Larix daurica* Turcz.], Ermanbirke [*Betula Ermani* Cham.] und ajanische Fichte [*Picea ajanensis* Fisch.], während die Arten der Pappeln, Linden und Ulmen seltener wurden. Korkholz und Rußbaum waren ganz verschwunden. Besonders verbreitet fanden wir die Weidenarten *Salix viminalis* L. und *Salix acutifolia* Willd. sowie die Erle [*Alnus hirsuta* Turcz.]. Die kleinblättrige Torfbirke [*Betula fruticosa* Pall.] hatte noch baumartigen Charakter. Die Lespedeza [*Lespedeza bicolor* Turcz.] begann ihren Platz dem raubblättrigen Spierlingsstrauch [*Sorbaria sorbifolia* A. Br.] abzutreten. An den steinigten Abhängen rechts vom Flusse und unweit des Meeres traf ich eine besondere Art von Stachelbeere [*Ribes horridum* Rupr.], an der nicht nur die Zweige und Stengel dicht von Stacheln bedeckt sind, sondern sogar auch die Beeren und die Blätter; ferner eine Art Wacholder [*Juniperus* Sp.], der seine langen, mit kleinen, nadelartigen Blättchen besetzten Rutenzweige an der Erde ausbreitet.

Von Tag zu Tag nahm die Kälte zu. Die mittlere Tagestemperatur sank auf 6,3 Grad Celsius unter Null, und die Sonne schien nur noch wenige Stunden. Nachtsüber mußten wir zum Schutze gegen den Wind das tiefste Dickicht des Waldes aufsuchen. Um genügend Brennholz zu finden, war es nötig, zeitig zum Bivakieren haltzumachen. Daher gelang uns nur eine kurze Strecke täglich zurückzulegen, und die Marschrouten, die im Sommer höchstens einen Tag benötigt hätte, erforderte jetzt mehr als die doppelte Zeit.

Am Morgen des 24. November erwachten wir alle zeitig früh von der Kälte. Das Thermometer zeigte 11 Grad unter Null bei starkem Wind.

Nachdem wir die erstarrten Glieder etwas am Feuer aufgewärmt und uns an heißem Tee gelabt hatten, machten wir uns auf den Weg.

Auf der ganzen Strecke vom Meere an zogen sich an den Bergen endlose Brandfelder hin.

Links vor uns ragte der Plostaja, „Flachberg“, in Höhe von 1324 Fuß auf, von den Eingeborenen „Ajamo“ genannt. Von dem Bergzug, dem er angehört, nehmen drei Nebenflüsse des Cholonku ihren Anfang: Puimu, Sololi und Dagdy. Hier liegt der einzige Platz im Flußgebiete des Cholonku, an dem noch Fjühirische und Wildschweine anzutreffen sind. Bis zum Sololi ist der Cholonku mit Booten befahrbar. Nahe der Mündung des Puimu fanden wir eine zerfallene koreanische Fallenstellerfahse und bei ihr einen alten Bretterkahn. Derßus Angaben erwiesen sich also wiederum als richtig.

Nachdem wir einen Platz zum Nachtlager gewählt hatten, ließ ich die Zelte aufstellen und ging mit Derßu auf die Jagd. Hier hatten sich an beiden Flußufem noch stellenweise schmale Waldstreifen erhalten, die aus Espen, Erlen, Zedern, Weiden, Birken, Ahorn und Lärchen bestanden. In leiser Unterhaltung schritten wir vorwärts, Derßu etwas voraus. Plötzlich machte er mir ein Zeichen, stillzustehen. Ich glaubte natürlich, es gäbe etwas zu erlauschen, und strengte mein Gehör an. Nicht so Derßu: er sog kräftig die Luft in die Nase und unterbrach dann meine atemlose Spannung mit den geflüsterten Worten:

„Riecht hier, sind Kerle in der Nähe!“

„Was für Kerle?“ fragte ich erstaunt und neugierig.

„Wildschweine,“ antwortete der Golde, „hab' ihren Geruch gefunden.“

Wie ich auch meine Geruchsnerven anstrengte, ich konnte keinerlei Wildgeruch bemerken. Derßu bewegte sich vorsichtig nach rechts weiter. Er hielt oft an und musterte nun auch den Waldboden. Im Moose zeigten sich frisch aufgebrochene Stellen. So zogen wir noch ungefähr hundertundfünfzig Schritt weiter. Plötzlich brach etwas durch das Unterholz: eine Bache mit halbjährigem Frischling, und hinterdrein stoben noch ein paar Stück auseinander. Ich schoß und erlegte den Frischling.

Auf dem Rückwege fragte ich Derßu, warum er nicht auf die Schwarzkittel geschossen hätte. Der Golde antwortete, daß er sie nicht gesehen, sondern nur den Lärm im Dickicht gehört habe, als sie abzogen. Er war sehr unzufrieden mit sich selbst, schimpfte laut und spuckte aus; dann nahm er plötzlich seine Kappe ab und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Ich mußte lachen und sagte, daß

er besser mit der Nase als mit den Augen sehen könne. Ich ahnte damals nicht, daß diese kleine Begebenheit die Ankündigung tragischer Ereignisse bildete, die sich in der Folge abspielen sollten.

Der Frischling wog etwa $1\frac{1}{2}$ Pud und kam uns mehr als gelegen. Am Abend delectierten wir uns an frischem Wildbret, waren alle vergnügt, lachten und scherzten. Nur Derssu teilte unsere Stimmung nicht; er behielt sein betrübtetes Gesicht, jammerte halblaut vor



Auf dem Kamm des Sichte-alin

sich hin und fragte sich selbst immer wieder, wie es ihm geschehen konnte, daß er die Wildschweine nicht sah.

Nach dem Abendessen machten sich die Schützen daran, das Fleisch am Feuer zu dörren, wobei sie sich untereinander abwechselten. Ich beschäftigte mich noch mit meinem Tagebuch.

Am 5. November herrschte morgens wieder starker Frost, — 14 Grad; das Barometer stand hoch, auf 757 Millimeter. Der Himmel war klar, die aufsteigende Sonne spendete keine Wärme mehr, nur reichliches Licht. Die Kälte munterte alle auf und verlieh Energie. Zweimal mußten wir von einem Flußufer an das andere hinübergehen. Der Cholonku hat hier eine Breite von ungefähr 3 Sassen, und sein Flußbett ist mit großen Bruchholzhaufen angefüllt.

Heute überquerten wir noch drei Nebenflüßchen, die von links heranströmen: den Moningi I und II und den Tigdamugu. Sie

nehmen ebenfalls ihren Anfang vom Berge Kjamo. In den Moningitälern halten sich Elentiere; wir trafen häufig auf ihre frischen Fährten. Da wir aber reichlich mit Proviant versehen waren, so hielten wir uns hier nicht auf und zogen vorüber. Vom Tigidamugu bis an den Olosu, einen oberen, linken Nebenfluß des Cholonku, war ein Tagesmarsch.

Am Olosu aufwärts ebenso wie am Cholonku selbst ist die Wasserscheide in einem Tage zu erreichen. Dieser Teil des Sichote-alin ist an der Ostseite völlig kahl, an den westlichen Abhängen jedoch mit Nadelwald bedeckt.

Wir zogen jetzt ohne Führer, nur nach den Angaben, die uns der Solone gemacht hatte. Die Berge und Flüsschen wiederholten sich so gleichförmig, daß man sich leicht irren und auf einen falschen Weg geraten konnte. Mich beunruhigte diese ungewisse Lage am meisten. Derßu jedoch ließ sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen. Er war derartig an den Wald gewöhnt, daß er sich eine andere Umgebung für die Dauer gar nicht vorstellen konnte. Ihm war es ganz gleich, wo er übernachtete — heute an diesem, morgen an jenem Bachufer.

Nach der von Da-zarl erhaltenen Weisung gingen wir vom Tigidamugu noch bis zum zweiten Quellbache weiter und bivaktierten in seiner Nähe. An diesem Bache hatten wir dann den Paßübergang nach dem Nachtochu zu erreichen.

In dieser Nacht schlief ich sehr schlecht. Immer wieder beunruhigte mich ein und derselbe Gedanke, ob wir wohl richtig gingen. Vielleicht befanden wir uns nicht an dem „zweiten“ Bache und verirrtten uns. Lange wälzte ich mich in Unruhe von einer Seite auf die andere, endlich stand ich auf und ging ans Feuer. Dort schlief Derßu, wie gewöhnlich auf seinem Fell sitzend. Neben ihm lagen die beiden Hunde. Einer von ihnen träumte, er bellte leise und winselte. Derßu murmelte ebenfalls unverständliche Worte; als er meine Schritte hörte, fragte er im Halbschlafe, jedoch mit lauter Stimme: „Was für Kerl kommt da?“ Aber sogleich versank er wieder in tiefen Schlaf.

Über die träumende Erde, in nächtliche Finsternis gehüllt, spannte sich das dunkle Himmelsgewölbe mit seinen Millionen von Sternen, die in allen Regenbogenfarben schillerten. Als breites Band zog sich an ihm die Milchstraße von einem Rande zum anderen. Über dem Flusse stand wie eine hohe Wand der schweigende Wald. Ringsum war es still, ganz still . . .

Ich saß wohl eine halbe Stunde am Feuer. Meine Besorgnisse schwanden, und ich fühlte mich zuversichtlicher. Als ich mich dann im Zelt niedergelegt und in die Decke gewickelt hatte, schlief ich bald fest ein und erwachte erst spät am andern Morgen, als die anderen bereits zum Aufbruch rüsteten.

Bald hinter dem Biwak begann der Aufstieg. Die Sonne bestrahlte hell unser Ziel, die Gipfel der Berge. Vom ersten Pässe aus er-



Paß vom Cholontu zum Nachtchu

blickten wir das Tal des Bijaflüßchens; jenseits von diesem ragte ein anderer Bergzug auf, von kahlen Klippen gekrönt, ihm folgte ein dritter, mit Schnee bedeckt. Hinter diesem lag wahrscheinlich das Tal des Nachtchu.

Unterwegs kreuzten wir viele kleine Wasserläufe, Flüßchen und Bäche, die wohl der Bija zuflossen. Es geht sich doch schlecht ohne Führer in einer so unbekanntem Gegend, man fühlt sich darin wie ein Blinder . . .

Gegen Abend lagerten wir an einem unbekanntem Flusse, am andern Tage erreichten wir um zwei Uhr nachmittags den dritten Bergübergang.

Der Aufstieg zu ihm war langwierig, aber nicht steil. Unten am Fuße des Gebirgsrückens wuchs Mischwald, der dünner und kümmerlicher wurde, je mehr wir uns dem Kamme näherten. Die Laubholzarten traten bald hinter den Nadelbäumen zurück, und an Stelle der Sträucher und des krautigen Unterholzes erschienen Moose und Rosmarin.

Je höher wir stiegen, desto mehr Schnee lag auf den Berghängen. Dann zeigten sich lichte Stellen bergaufwärts, und ich glaubte, wir hätten den Gipfel bald erreicht. Aber unsere Hoffnung war verfrüht, es war die Region des Zedernknieholzes. Gut, daß sie keinen allzu großen Durchmesser hatte. Als wir uns mühsam durch diesen Ring hindurchgearbeitet hatten, traten wir auf nackte Felsen hinaus, die, bar jeden Pflanzenwuchses, den Gipfel bildeten. Ein Blick auf das Barometer zeigte 2473 Fuß.

Hier oben eröffnete sich uns eine wundervolle Aussicht nach allen Seiten hin. Im Nordwesten lag der tiefliegende, sumpfige Übergang vom Nachtochu zum Bifin. Nach der anderen Seite zog sich, soweit das Auge reichte, Berg an Berg in langen Reihen hin. Wie gigantische Wellen, von weißen Kämmen gekrönt, strichen sie nach Norden und verschwanden endlos fern im Nebel. Im Nordosten sah man den Nachtochu, unten im Süden das dunkelblaue Meer.

Ich ging langsam weiter voraus, hinter mir folgte Derßu. Plötzlich lief er mir eilends nach, um mich zu überholen, und sah aufmerksam zur Erde. Jetzt erst bemerkte ich vor mir menschliche Spuren. Sie verliefen in derselben Richtung, die auch wir einhielten.

„Wer ist hier gegangen?“ fragte ich den Golden.

„Ein kleiner Fuß, solche Füße haben die Chinesen nicht, die Koreaner nicht, die Russen auch nicht“, antwortete er und fügte hinzu: „Sind Unty (Eingeborenenstühle), die Spitzen nach oben gebogen. Ist hier einer gar nicht lange her gegangen. Denke mir, werden ihn bald einholen.“

Anderere Anzeichen, für mich völlig unsichtbar, eröffneten ihm, daß der Mann ein Udehese sei, der sich auf dem Zobelfang befinde, einen Stab in der Hand, ein Beil und ein Fangnetz bei sich führe und, nach seiner Gangart zu urteilen, noch ein junger Mensch sei. Aus dem Umstand, daß der Unbekannte geradeswegs durch den Wald gegangen war, dabei aber die Gebüsche vermieden und sich mehr an die freien Stellen gehalten hatte, schloß Derßu, daß der Udehese sich auf der Rückkehr von der Jagd befinde, um seine Behausung

möglichst bald zu erreichen. Nach kurzer Beratung beschlossen wir, den Spuren zu folgen, um so mehr, als sie in der uns erwünschten Richtung verliefen.

Der Wald hörte auf, und wieder breiteten sich kahle Brandfelder aus. Wir zogen bereits eine Stunde lang den Spuren nach. Plötzlich blieb Derffu stehen und sagte, daß er Rauch rieche. Nach zehn Minuten, als wir in das Tal hinabgestiegen waren, sahen wir eine kleine Eingeborenenhütte und neben ihr ein Lagerfeuer.

Als wir bis auf hundert Schritt an die Hütte herangekommen waren, sprang aus ihr ein Mann heraus mit der Büchse in der Hand. Derffu rief ihn an, und der Udechese ließ uns erstaunt näher kommen. Er nannte sich Janseli vom Flusse Nachtochu. Soeben war er von einem Jagdzuge zurückgekehrt und bereitete sich ein Mahl. Neben seinem Bündel lag ein Stock, ein Beil und das Netz. An diesem war der Spannreifen erneuert, und Derffu hatte unterwegs ein Stück des alten gefunden. Daraus hatte er seine Schlüsse gezogen.

Von Janseli erfuhren wir, daß wir uns am Flusse Dagdy befänden, der sich in den Nachtochu ergießt. Nicht ohne Mühe gelang es, den Udechesen zu überreden, uns als Führer zu begleiten. Durch angebotenes Geld war er nicht zu diesem Dienst zu bewegen, als ich ihm aber zwanzig Patronen für sein Verdangewehr versprach, konnte er der Verlockung nicht länger widerstehen.

Unterwegs ließ ich mir von ihm die Gegend erklären, die wir durchzogen hatten.

Die Nachtochu-Udechesen

Der Fluß Nachtochu, udechesisch: Nattu oder Naktana, von den Topographen Lebedewafluß genannt, ist von gleicher Länge wie der Cholonku und entspringt ebenfalls am Sichote-alin, der hier „Kunka-Kiamani“ genannt wird. Er bildet sich im Oberlaufe aus zwei Flüssen, dem Rungini und Dagdy, die sich ungefähr auf der halben Entfernung vom Sichote-alin zum Meere vereinigen. Von rechts erhält der Nachtochu zwei Zuflüsse, den Amukty und Chagdngi. Der Raum zwischen dem Dagdy und Rungini ist von hohen Felsenbergen erfüllt, aus denen besonders die Gipfel des Uda und des Tjongoni hervortreten.

Im Jahre 1898 kam der Bergingenieur J. E. Edelstein durch diese Gegend. Janseli vermochte sich seiner gut zu erinnern; er kannte zwar seinen Familiennamen nicht, wohl aber seinen Ruf- und Vaternamen, der nach russischer Sitte in der Anrede gebraucht wird.

Der Unterlauf des Nachtochu hat eine Breite von 7 Sassen, die Tiefe beträgt 3 Fuß, die Strömungsgeschwindigkeit 4 Werst in der Stunde.

Das Gelände an der rechten Seite des Dagdy ist durch Feuerbrünste völlig von Wald entblößt. Diese Brandfelder ziehen sich bis an den Fluß Loktoljagi hinab. In den Bergen an der linken Seite wächst ausschließlich Nadelwald. Im Tale wechseln die Brandstellen mit Bezirken dichten Mischwaldes, in dem ebenfalls Nadelbäume vorherrschen.

Die letzten Tage waren besonders kalt gewesen. Die Flußufer bedeckten sich mit festen Eisrändern; wir gingen auf ihnen entlang und konnten uns so den Marsch bedeutend erleichtern.

Alle Nebenarme waren zugefroren, so daß es möglich war, den Weg oft abzukürzen. Am Abend erreichten wir die Stelle, an der sich Dagdy und Nungini vereinigen. Von dort aus beginnt der eigentliche Nachtochu.

Zwei Tage hindurch hatte ein starker Nordwest geblasen. Er zerbrach die Zweige der Bäume und wirbelte sie mit dem welken Laube durch die Luft wie Sägespäne. Gegen den Abend des 6. November trat plötzlich Windstille ein. Wir waren so an das Pfeifen und Brausen gewöhnt, daß uns die unerwartet eingetretene Ruhe verächtlich erschien.

In einer Wassergrube am Flusse fand Janseli unter der Eisdecke Malmen, die im Transsibiriengebiet die Forellen erzeuhen. Die Fische lieferten uns ein vorzügliches Abendessen. Nachdem wir uns noch an Tee satt getrunken hatten, legten wir uns zeitig zum Schlafen nieder und überließen die Bewachung des Lagers den Hunden.

Gegen Morgen überzog sich der Himmel mit Wetterwolken. Ich hatte bei Derissu etwas Unterricht in der Wettervorhersage erhalten und konnte ungefähr beurteilen, was die verschiedenen Wolkenarten zu dieser Jahreszeit zu bedeuten hätten: Dünn geschichtete Wolken lassen, besonders wenn sie streifenweise am Himmel liegen, Wind erwarten, und je länger vorher Windstille gewährt hat, desto stärker wirkt sich der Umschlag aus.

Am Morgen frühstückten wir reichlich, um tagsüber nicht haltzumachen; um neun Uhr brachen wir auf. Von der Stelle der Ver-

einigung des Rungini und Dagdy aus wird der Lauf des Nachtochu sehr gewunden. Aber da wir einen erfahrenen Führer hatten, so konnten wir viele Krümmungen abschneiden, gingen möglichst geradeaus und kamen so ziemlich rasch vorwärts.

Auf dieser Strecke erhält der Nachtochu von links zwei Nebenflüsse: Bija und Lottoljagi mit Übergängen an einen der Küstenflüsse, den Eche. Von bedeutenderen Berggipfeln ist hier der Kjasugani zu nennen mit einem gleichnamigen Quellbache in seiner Nähe. Von rechts tritt in den Nachtochu das Flüsschen Chode ein; von ihm führt ein Übergang zum Flusse Bija. Nach Janselis Angaben ist der Nachtochu stromaufwärts nur bis an die Mündung des Baches Malu-Sagdy mit Booten zu befahren. Vom Meere aus dauert die Fahrt vier Tage, stromabwärts einen Tag. Die Fischzüge des Ketalachses, der Seemalmen und des Gorbuschalaches sind im Nachtochu reichlich vertreten. Die größte Menge des Keta zieht in den Lottoljagi, die Malmen gehen bis an die Stromschnellen des Dagdy hinauf, der Gorbuscha bis zum Rungini.

Am Nachmittage stießen wir auf einen Pfad, der zu den am Ufer aufgestellten Zobelfallen führte. Unser Begleiter erzählte, daß dieses Fanggebiet von alters her der Familie des Udehesen Monguli gehöre und daß wir wahrscheinlich bald diesen selbst treffen würden. In der Tat erblickten wir dann zwei Werst weiter einen Mann. Er stand an einer der Fallen und war eifrig mit ihr beschäftigt. Als er die Leute wahrte, die jetzt zur Winterszeit von der Seite des Sichote-alin herkamen, war er anfänglich sehr erschreckt und wollte davonlaufen. Als er aber Janseli erkannte, beruhigte er sich sogleich. Wir blieben bei ihm halten, die Soldaten benutzten die Pause, um zu rauchen, Derßu und die Udehesen gerieten bald in eine lebhafte Unterhaltung.

„Was gibt es?“ fragte ich Derßu.

„Ein Manse hat den Zobel gestohlen“, erklärte er mir.

Nach Mongulis Worten hatte ein Chinese, der hier vor zwei Tagen vorübergekommen war, einen gefangenen Zobel aus der Falle genommen und diese dann wieder aufgestellt. Da unter der Falle Zobelschweiß zu sehen war, so blieb jeder Zweifel an dem Sachverhalt ausgeschlossen.

„Aber vielleicht war es gar kein Zobel, sondern ein Eichhörnchen“, wandte ich ein.

Der Udehese wies auf den kleinen Stab, der als Stütze des Schlagbalkens diente. An ihm waren deutlich die Spuren von

Zähnen zu erkennen, die auch nach Derffus Ansicht von einem Zobel herrührten. Das Tier hatte im Todeskampfe dort hineingebissen.

Nun fragte ich, aus welchen Anzeichen denn auf einen Chinesen als den Dieb zu schließen sei. Monguli zeigte auf die Fußspuren. Bei genauem Hinschauen erkannte ich die schwachen Abdrücke; ob sie von einem chinesischen Schuh herrührten, konnte ich nicht feststellen, aber die Eingeborenen mußten es wohl besser wissen. Die Sohlen der Schuhe waren mit großen Nägeln beschlagen, von denen einer unter dem Absatz fehlte.

Nachdem wir ein Weilschen gerastet hatten, zogen wir weiter und gelangten gegen fünf Uhr zur Mündung des Chode. Monguli hatte sich uns angeschlossen.

Abends am Lagerfeuer hatte ich Gelegenheit, meine neuen Bekannten näher zu betrachten. Diese Nachtochu-Udehesen waren nicht groß von Wuchs, hager und kurzschädlig. Die Gesichtsform ist oval mit hervortretenden Backenknochen und eingedrückter Nase; die weit auseinanderstehenden Augen sind dunkelbraun und zeigen die kleine, typisch mongolische Lidfalte; der Mund ist ziemlich breit, die Zähne unregelmäßig, Hände und Füße klein.

„Richtige Kinderschuhe“, meinten meine Schützen, als sie das Schuhzeug der Eingeborenen besahen, das aus gegerbtem Elenfell mit nach oben aufgebogenen Spitzen genäht war.

Die Hautfarbe der Udehesen konnte man wohl als oliv bezeichnen mit einem schwachen Schimmer ins Gelbliche. Im Sommer verbrennt die Sonne ihre Gesichter derartig, daß man die Eingeborenen als Rothhäute ansprechen könnte. Dieser Eindruck vertieft sich noch durch ihre bunte Kleidung. Die pechschwarzen, langen, strähnigen Haare flechten sie zu zwei kurzen Zöpfen, die sie zusammenlegen und fest mit roten Schnüren umwickeln. Die Zöpfe hängen neben den Schultern auf die Brust herab. Damit sie nicht stören, wenn der Mann sich bei der Arbeit bückt, werden sie nach hinten zurückgeschlagen und sind dann durch einen mit Muschelschalen und Glasperlen verzierten Steg verbunden.

Die Kleidung der Nachtochu-Udehesen besteht in der Hauptsache aus drei Kaftanen, von denen zwei, aus Baumwollstoff gefertigt, als Hemd und Unterkleid getragen werden, der dritte aus dünnem, sämischgegerbtem Hirschleder als Oberkleid. Die Hemden sind auf der rechten Schulter und an der Seite zu knöpfen wie ein Wams und werden um den Leib mit einem Riemen gegürtet. Die Ärmel werden an den Knöcheln von besonderen Armschützern zusammen-

gehalten. Fernere Bestandteile der Kleidung bilden kurze Bein-
kleider und Knieschürzer, die mit kleinen Riemen am Gürtel befestigt
sind. Die Kopfbedeckung besteht aus einer weißen, spitzigen Kappen-
haube, die auf Schultern und Rücken aufliegt, und einem kleinen,
runden Käppchen, das mit einem aufgerichteten Eichhörnchenschweif
und einigen roten Schnüren mit Quasten verziert ist.

Das ganze Kleid ist vom Kopfe bis zur Ferse, vorn und hinten,



Udehesen am Nachtochu

mit farbigen Streifen benäht und über und über mit bunter Or-
namentierung, spiraligen Kreisen und stilisierten Figuren von
Fischen, Vögeln und Vierfüßlern bedeckt.

Die Udehesen sind auch große Liebhaber von Metallschmuck, be-
sonders Armbändern und Ringen. Bei manchen alten Männern
findet man noch Ohrringe, doch wird diese Sitte heutzutage mehr
und mehr aufgegeben. Alle männlichen Udehesen, darunter auch die
Knaben, tragen am Gürtel zwei Messer: ein gewöhnliches Jagd-
messer und ein kleineres, krummes, dessen sie sich mit außerordent-
lichem Geschick für allerlei Zwecke bedienen. Es ersetzt ihnen Ahle,
Bohrer, Stemmeisen und Hobel.

Unsere Unterhaltung hatte sich fast bis Mitternacht ausgedehnt; es war Zeit, zur Ruhe zu gehen. Die Eingeborenen erboten sich, das Biwak zu bewachen; ich richtete mich neben Derffu ein, wickelte mich in die Decke, legte mich mit dem Rücken zum Feuer und schlief ein, wie erschlagen.

Am anderen Tage hoben wir zeitig das Biwak auf und zogen auf dem Pfade am rechten Flußufer weiter. Der Fluß zeigt hier eine Breite von fast 5 Sassen, im Fahrwasser 4 Fuß Tiefe und eine Strömungsschnelligkeit von 7 Werst in der Stunde. Auf dieser Strecke nimmt der Nachtochu von rechts zwei Nebenflüsse auf: Chulemi und Gobbiljagi, und von links das kleine Flüsschen Chode. Der untere Teil des Nachtochutales ist dicht mit daurischer Birke und mongolischer Eiche bewachsen. Vom Loktoljagi aus wendet sich das Tal allmählich nach Süden, und erst an der Einmündung des Chulemi erhält es wieder eine östliche Richtung.

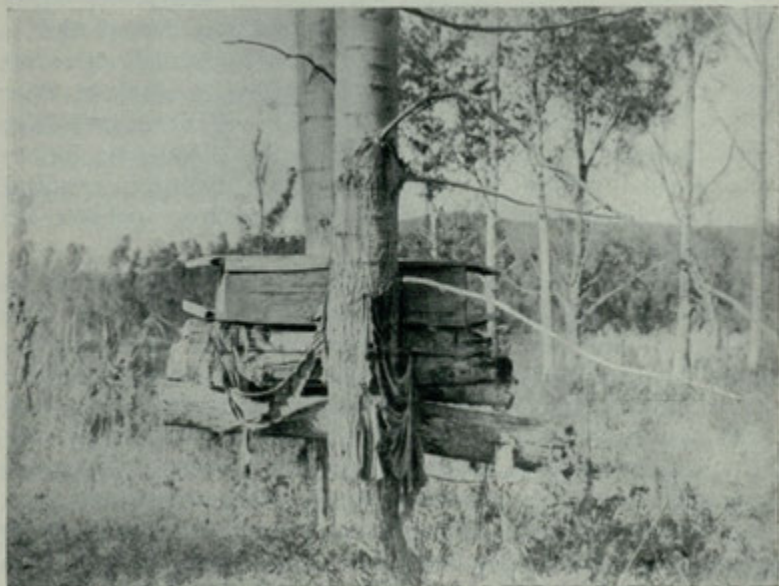
Unterhalb der Chodemündung beginnt das Tal sich plötzlich zu verbreitern. An den Berghängen wächst Nadelwald, unten im Tale Mißwald mit vielen Pappeln und Ermanbirken. Außer diesen Arten trifft man hier: kleinblättrigen Ahorn [*Acer Mono Max.*] mit grauer Rinde und dichter Krone, Bergulmen [*Ulmus montana Wither.*], schöne schlanke Stämme mit hellgrauer Rinde, und Eiben [*Taxus cuspidata Sieb. et Zucc.*] mit leuchtendroten Beeren zwischen den grünen Nadeln. Dazwischen stehen viele halb baum-, halb strauchartige Gewächse wie: breitblättriger Spindelbaum [*Evonymus macroptera Rupr.*] mit langflügligen Früchten, Erle [*Alnus fruticosa Rupr.*] mit dunkler, glänzender Rinde. Sehr häufig ist auch holunderblättrige Eberesche [*Sorbus sambucifolia Trautv.*] und Geißblatt [*Lonicera edulis Turcz.*] mit schwarzen, graublau schimmernden Beeren von säuerlichem Geschmack.

Infolge der anhaltenden Kälte der letzten Tage hatte sich an vielen Stellen das Eis von den Uferändern aus über den ganzen Fluß gezogen und bildete natürliche Brücken. Auf ihnen konnten wir sicher den Fluß von einer Seite zur anderen überschreiten.

Ungefähr zehn Werst unterhalb des Gobbiljagi endet der Wald, und es öffnen sich freie Plätze. Auf einer dieser Lichtungen fanden wir drei Udehesenfansen. Die hiesigen Eingeborenen sind erst seit kurzem zur chinesischen Bauart ihrer Behausungen übergegangen. Noch vor wenigen Jahren lebten sie in Jurten. Nahe bei jedem der Häuschen lagen kleine Feldstücke, die von angenommenen chinesischen Arbeitern bestellt werden. Die Chinesen treten unter den Ein-

geborenen auch als Aufkäufer und Vermittler im Pelzhandel auf. Die Erkundigungen ergaben, daß der Fluß Nachtochu den letzten nördlichsten Punkt bildet, bis zu dem sich der Einfluß der Mansen aus dem Süden erstreckt. Sie bewohnten eine der Fansen, im ganzen waren es nur fünf Mann, vier ansässige Chinesen und ein zugereister vom Kusun.

Die uns begleitenden Eingeborenen begaben sich sogleich in die Chinesenfansen und musterten den Neuankömmling. Besonders



Beigefetzter Sarg der Nachtochu-Udehesen

hatten sie es auf sein Schuhzeug abgesehen. An der Sohle unter der Ferse fehlte ein großer Nagel. Darauf schnürten sie das Bündel des fremden Chinesen auf — und holten das frische Zobelfell hervor. Als sie nun dem Dieb alle Einzelheiten der Tat ausführlich auf den Kopf zusagten, nahm er an, daß er dabei beobachtet worden wäre, geriet in große Verwirrung und gestand.

Die Udehesen entfernten sich, zufrieden damit, daß sie ihre Beute wiedererhalten hatten. Die ansässigen Chinesen berieten sich und erklärten dann dem Schuldigen, daß er sie alle durch sein Vergehen in üblen Ruf gebracht habe und daher den Fluß Nachtochu für immer verlassen müsse, um sich einen anderen Platz zu suchen.

Barhäuptig nahm der Schuldige sein Urtheil entgegen und versprach, am anderen Tage fortzuziehen.

Von den Eingeborenenansammlungen zum Meere beträgt die Entfernung nicht mehr als acht Werst. Unweit der letzten Ansammlung theilte sich der Pfad. Wir zogen geradeaus zum Ufer des Flusses, Arinin ging ein Stück nach links weiter. Bald stieß er wieder zu uns und erzählte, daß er zwischen den Büschen einen kleinen Kahn gesehen habe, in dem „der Meergott“ läge. Ich hieß ihn, die Götzenfigur zu bringen, besann mich dann aber und ging selbst nach der bezeichneten Stelle. Der „Meergott“ im Kahne erwies sich als ein totes, kleines Kind in seinem Sarge. Der kleine Leichnam war vollständig vertrocknet und zur Mumie geworden. Als ich mich umsah, gewahrte ich einen ganzen Begräbnisplatz. Einige Säрге standen auf niedrigen Pfählen unter Schutzdächern, andere waren zwischen die Stämme der Weiden eingeklemmt. Geborstene Kähne, zerbrochene Schlitten, zerrissene Fischnetze, Ruder und Bootsstangen lagen verstreut zwischen den Grabstätten umher.

Ich hatte schon die Absicht, einen der Säрге zu öffnen, als ich plötzlich seitwärts Stimmen hörte und diesen entgegen ging. Nach wenigen Augenblicken traten aus den Sträuchern zwei Udehesen hervor, die vom Flusse Jedin herkamen. Sie überbrachten uns eine außerordentlich unangenehme Nachricht: am 4. November war Cheibatou vom Cholonku abgesehelt, und seit diesem Tage war nichts mehr von ihm zu hören oder zu sehen gewesen. Ich entsann mich, daß damals ein besonders starker Sturm geherrscht hatte. Pugui, so hieß der eine unserer neuen Bekannten, hatte ein Schiff gesehen, das weit draußen im Meere mit den Wellen kämpfte und vom Sturme immer weiter und weiter vom Ufer abgetrieben wurde; aber er konnte nicht mit Bestimmtheit angeben, ob es das Schiff Cheibatous gewesen war.

Für uns bedeutete das einen unerseßlichen Verlust. Auf dem Schiffe befand sich unser gesamtes Hab und Gut, warme Kleidung, Stiefel und Proviant. Wir hatten nur noch das, was wir bei uns trugen: die leichten Herbstkleider, je ein Paar Sandalen, Schlafdecke und Zeltbahn, einige Instrumente, die Waffen und einen sehr beschränkten Vorrat von Lebensmitteln. Ich wußte, daß im Norden am Flusse Jedin noch Udehesen wohnten, aber bis zu diesen war es weit, und sie waren selbst so arm, daß an ein Unterkommen bei ihnen für die ganze Abteilung gar nicht zu denken war.

Was war zu tun?

Mit diesen Gedanken durchzogen wir das dicke Nadelholzgestrüpp, das die freien Flächen am Nachtohu vom Gestade trennt.

Sonst waren wir immer froh drauflosmarschirt, als ginge es nach Hause, wenn es galt, das Boot zu erreichen und unsere Vorräte aufzufüllen. Jetzt war uns diese Zuversicht genommen. Der Nachtohu erschien uns öder und fremder als irgendein anderes Flüsschen, das wir gesehen hatten. Es war uns auch leid um Cheibatou, diesen ausgezeichneten Seemann, der jetzt wohl längst umgekommen war.

Schweigend zogen wir weiter; uns alle erfüllte ein und derselbe Gedanke: Was sollte jetzt geschehen?

Die Schützen begriffen den Ernst der Lage, aus der ich sie jetzt herausführen sollte.

Endlich wurde es hell zwischen den Stämmen; der Wald brach plötzlich ab, vor uns lag das Meer.

Der Fuß Vermächtnis

Früher befand sich nahe dem Nachtohu eine Lagune, die vom Meere durch eine Landzunge getrennt war. Jetzt erstreckt sich hier ein moosiger Sumpf, mit Gestrüpp und Kräutern überwuchert. Von diesen ist zu nennen: wilder Rosmarin [*Ledum palustre* L.] mit Zweigen, die von einem dichten, geäderten Filz von rostbrauner Färbung bekleidet sind; blaue Sumpfs Heidelbeere [*Vaccinium uliginosum* L.] mit grauem Blattwerk; schwarze Rauschbeere [*Empetrum nigrum* L.] mit dicht belaubten Zweigen und sehr kleinen, röhrenförmig gerollten Blättchen. Zwischen diesen Sträuchern, abgeblüht und welk, zeigten sich noch das Sumpffingerkraut [*Comarum palustre* L.] mit kriechendem Wurzelstock; die Torfbeere [*Rubus Chamaemorus* L.] mit stacheligen, fast an der Erde liegenden Stengeln und gelben Früchten; die Sumpfadernuß [*Lathyrus palustris* L.], äußerlich an Felderbse erinnernd, mit lappigem Stengel und flachen, bohnenförmigen Früchten; dann Iris [*Iris laevigata* Fisch.] mit groben, trockenen grauen Blättern und schließlich das gewöhnliche Wollgras [*Eriophorum latifolium* Hoppe], eine ansehnlich hohe und schöne, weißblühende Pflanze.

Zwei Kaps, aus buntem, vulkanischem Tuff gebildet, umsäumen die kleine Bucht, in die sich der Nachtohu ergießt. Das nördlich

gelegene wird von den Udehesen „Tschaaliduoni“, das südliche „Maasaduoni“ genannt.

Hier am Fuße der Uferhänge errichteten wir unser Biwak.

Am Abend saß ich mit Derßu am Feuer, um zu beratschlagen. Vier Tage waren seit dem Verschwinden des Schiffes verstrichen; falls es irgendwo in der Nähe Schutz vor dem Unwetter gefunden hatte, mußte es jetzt längst zurückgekehrt sein. Ich war der Ansicht, daß wir sofort nach dem Amagu zurückgehen müßten, um dort bei den Altgläubigen zu überwintern, aber Derßu stimmte dem nicht bei. Er riet, vorläufig am Nachtochu zu bleiben, sich mit der Jagd zu befassen und aus erbeuteten Fellen neue Winterstiefel zu nähen. Nach seiner Ansicht konnten wir stets von den Eingeborenen etwas gesäuerten oder getrockneten Fisch und Hirse bekommen. Allerdings ergaben sich auch noch andere Schwierigkeiten: die Kälte wurde von Tag zu Tag fühlbarer, und nach wenigen Wochen konnte uns unsere leichte Herbstkleidung keinen Schutz mehr gegen sie gewähren. Dessenungeachtet hielt ich Derßus Vorschlag für klüger, und wir beschloßen, an ihm festzuhalten.

Nach dem Abendessen legten sich die Schützen schlafen, ich blieb mit Derßu noch lange wach, und wir besprachen eingehend unsere Lage.

Ich schlug vor, morgen nach den Udehesenansien zu gehen, aber Derßu riet, die Küste nicht zu verlassen. Erstens fanden wir hier nach seiner Meinung stets leicht etwas Genießbares, zweitens hatte er die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, daß Cheibatou mit dem Boote zurückkehren würde. Falls er noch unter den Lebenden weilte, kam er sicherlich hierher, würde uns am Strande suchen und könnte, wenn er uns nicht fände, unbemerkt an uns vorbeifahren. Dann blieben wir wiederum in unserer mißlichen Lage sitzen. Gegen diese Erwägungen ließ sich nichts einwenden.

Trübe Gedanken kreisten in meinem Kopf und ließen mir keine Ruhe . . .

Stoßweise rauschte der kalte Wind durch das trockene Gras und zauste unbarmherzig den schwachen Jungwald in unserer Nähe. Von irgendwoher aus der Finsternis, aus der Richtung, wo die Uferklippen aufragten, drangen sonderbare Töne zu uns herüber wie Heulen und Winseln.

Die Unruhe quälte mich die ganze Nacht hindurch. Der Gedanke, das Unternehmen abbrechen und vorzeitig zurückkehren zu müssen, war unerträglich bitter. Andererseits war es sinnlos, ohne die gehörige Ausrüstung den Wintermarsch zu unternehmen. Wäre ich

mit Derſſu allein gewesen, ſo hätte ich nicht geſaudert weiterzuziehen, aber ich hatte die anderen Leute bei mir, und die Verantwortung für ſie laſtete ſchwer auf mir.

Erſt gegen Morgen ſchlieſ ich etwas ein.

Am anderen Tage herrſchte beſonders ſtarker Wind; das Anemometer zeigte 242 bei 6 Grad Celsius unter Null Lufttemperatur und 766 Millimeter Barometerſtand.



Fritillaria dagana

Als die Schützen erfuhren, daß wir hier für längere Zeit bleiben und vielleicht ſogar überwintern würden, machten ſie ſich daran, die von den Wellen ans Ufer geworfenen Schwemholzſtämme zuſammenzutragen, um eine Erdhütte zu bauen. Das war ein guter Gedanke. Der Herd wurde aus flachen Steinen errichtet und ein Rauchfang nach koreanischer Art aus einem hohlen Baumſtamm eingefügt. Der Eingang zu dieſer Erdhöhle war mit einer Zeltbahn verhängt, das Dach mit Knüppelholz, Erde und Moos belegt. Kleine Tannenzweige und trockenes Gras wurden zu Lagerſtätten aufgeſchichtet. Schließlich war eine ziemlich gemütliche Behauſung entſtanden.

Am 10. November kamen Udeheſen vom Fluſſe Samargi zu uns ins Biwak. Ich fragte ſie über den Küſtenſtreifen nördlich des Kaps Soſunow aus. Einer von ihnen nahm ein Stäbchen und zeichnete geſchickt einen Plan in den Sand. Als ich vor ihm die Bierzigwerſt-

karte ausbreitete, fand er sich rasch darauf zurecht, zeigte selbst die Flüsse, Berge und Kaps an und nannte sie mit ihren Namen. Ich war erstaunt, wie schnell der Eingeborene sich die richtige Beurteilung des Maßstabes aneignete und sogleich die Projektion, die zeichnerische Darstellung der Flächen, verstand. Ich entsann mich, wieviel langsamer ich das Lesen topographischer Karten gelernt hatte; der einfache Wilde hier, der bisher niemals eine Landkarte gesehen hatte, fand sich darauf so sicher zurecht, als habe er sich sein Leben lang ausschließlich damit beschäftigt. Ich erkläre mir das damit, daß diese Menschen daran gewöhnt sind, auf ihren Jagdzügen die Erdoberfläche oft von den Berggipfeln herab aus der Vogelperspektive zu sehen und daß sich dadurch bei ihnen ein Gefühl für den Maßstab entwickelt.

Aus den Worten der Udehesen entnahm ich, daß sich weiterhin nach Norden wiederum eine Reihe kleiner Bergflüsse in das Meer ergießt: Kjömo, Raina, Eche-be, Bjapu und der Fluß Jedin. Dieser liegt an 20 Werst nördlich vom Nachtochu. Der Bergzug Matamai scheidet die Flußgebiete voneinander. Er hat eine durchschnittliche Höhe von ungefähr 1000 Fuß. Weiterhin, etwas im Winkel zur Küstenlinie, erstreckt sich ein anderer Bergzug, der Kamuran, mit den Höhen Kurchai (1155 Fuß) und Uo (980 Fuß). Dann folgt der große Fluß Samargi, an dem viele Eingeborene leben.

Der Fluß Jedin, udehesisch: Jdi-be, ist auf den Karten Peretytschina genannt. Er besitzt eine Länge von fast 150 Werst und nimmt seinen Anfang in den Bergen des Sichte-alin. Der Jedin erhält viele Zuflüsse. Von den Quellen aus zum Meere folgen der Reihe nach: von rechts in der Stromrichtung Dala und Tunga mit Übergängen zum Bikin, dann Banja, Pjügota, Amdasu, Sologoie, Otschura mit dem Nebenfluß Chunimittschi und einem Paßübergang zum Flusse Eche und Uliha mit dem Zango und einem Übergang zum Meere. Von links treten in den Jedin folgende Nebenflüsse: Tali und Bja mit dem Tscholttschi und Paß zum Zaa, einem Nebenfluß des Chor, dann Zjagdasu mit dem Choimo, ferner Olo und Jugiche mit Djiugo-Jugiche I und II. Weiterhin folgen: Jesnyngou und Uda mit Kju. Vom Flusse Zjagdasu an führen alle Paßübergänge nach Norden zum Flusse Samargi.

Der Jedin fließt in Richtung des Breitengrades, nur zwischen den Mündungen des Talma, Uda und Uliha beschreibt sein Lauf einen ziemlich großen Bogen nach Süden, richtet sich dann aber wieder aus.

Nach den Angaben der Udehesen ist der Jedin weithin aufwärts bis zum Tunga mit Booten befahrbar. Folgende Teilstrecken sind in je einer Tagesfahrt zurückzulegen: Vom Meere zum Flusse Uliha, vom Uliha zum Sesyngu, von diesem zum Zsagdasu, zum Bja, zum Tunga. Weiter erreicht man in einem Tagesmarsch den Sichotalin. Als die reißendsten Flüsse des Jedinbassins sind Tali und Tunka anzusehen. In der Nähe des Tali liegen Felsenberge, deren Klippen merkwürdige Formen haben, die an Menschen- und Tierfiguren erinnern. Die Waldungen an den Flüssen Bja, Amdasu, Olo, Sugiche und Zsagdasu sind völlig durch Brände vernichtet. Der Ketalachs steigt zum Laichen im Jedin bis zum Tali aufwärts, der Gorbuschalachs bis zum Amdasu; am weitesten aufwärts dringen die Malmen und eine rötliche Fischart, der Tschumo.

Am folgenden Tage beschloß ich, mit Derßu an der Küste entlang nach Süden zu ziehen, um vielleicht irgendeine Spur von Cheibatou zu finden und nebenbei etwas zu jagen. Sacharow und Arinin wandten sich mit der gleichen Aufgabe nach Norden, Sabitow und Turtynin flußaufwärts zur Chodemündung.

Wir brachen zeitiger vom Nachtochu auf und gingen auf dem von der Brandung angeschwemmten Strandstreifen entlang. Am Morgen war das Wetter trübe, der Himmel in eine Art Dunst gehüllt; man konnte nicht erkennen, ob dieser von Nebel oder Regenwolken herührte. Bisweilen brach flüchtig ein Sonnenstrahl hindurch, huschte über die Wasserfläche, beleuchtete wie ein Scheinwerfer die Hügel am Ufer und verbarg sich wieder hinter den Wolken. Dann begann ein feiner Schnee zu fallen. Da ich eine Purga befürchtete, wollte ich eigentlich nach der Hütte zurückkehren, aber ein heller Schein am westlichen Himmel und die Bewegung der Wolken nach Südosten zu ließen hoffen, daß das Wetter sich aufklären würde. Auch Derßu war dieser Meinung, und wir schritten tapfer darauflos. Nach zwei Stunden ließ der Schneefall nach, der Dunst verteilte sich, und der Tag wurde prächtig, warm und still.

Das Wasser in den Gebirgsbächen war noch in Bewegung, aber ihr mehr und mehr ersterbender Lärm ließ erkennen, daß auch sie bald von einer Eisrinde bedeckt sein und gänzlich verstummen würden. Dort, wo an einzelnen Stellen das Wasser spärlich aus den Felspalten sickerte und bisher kaum zu bemerken war, bildeten sich jetzt große Eiszapfen, die sich nach und nach zu gefrorenen Wasserfällen auswuchsen.

Wir zogen am Strande entlang und unterhielten uns darüber,

daß Cheibatou ohne jede Nachricht verschollen war. Diese Frage erwogen wir schon zum hundertsten Male, und da wir niemals eine Antwort darauf fanden, so kamen wir schließlich immer wieder nur auf die gleiche Folgerung zurück: es mußte Schuhzeug genäht werden, um zu den Altgläubigen am Amagu zurückkehren zu können.

Vor mir, etwa hundertfünfzig Schritt voraus, lief mein Hund. Plötzlich sah ich dort zwei Lebewesen: das eine war meine Alpa, das andere ein ebenfalls hundeähnliches Tier von dunkler Färbung, zottig behaart und kurzläufig. Es humpelte an den Uferhängen in ungeschickten und schwerfälligen Sprüngen entlang und versuchte augenscheinlich, den Hund einzuholen. Als beide miteinander Fühlung bekommen hatten, nahm das zottige Tier eine Verteidigungsstellung ein. Es erwies sich als ein Bielfraß [*Gulo luscus*], den größten Vertreter der Marderfamilie. Dieser zottige und plumpe Sohlengänger erreicht eine Länge von einem Meter und einem halben Meter Höhe. Die Hauptfärbung ist dunkelbraun, der Rücken schwarz; von der Schulter zieht sich an den Seiten nach hinten ein breiter, hellgrauer Streifen. Das Haar ist an der Unterseite des Körpers und an der oberen Hälfte der Läufe bedeutend länger als am übrigen Körper. Der Hals des Bielfraßes ist kurz, der Kopf dick und langgestreckt, die Füße mit starken, scharfgekrümmten Krallen versehen.

Der Bielfraß bewohnt die Bergwälder, in denen sich Rehe und Moschustiere aufhalten. Stundenlang sitzt er unbeweglich auf einem Baume oder Stein nahe dem Wechsel der Moschustiere, um eine Beute zu erlauern. Der Räuber hat die Gewohnheiten seines Opfers ausgezeichnet studiert, kennt dessen Verhalten und seine Lieblingsplätze. Er weiß zum Beispiel genau, daß das Moschustier bei tiefem Schnee stets in ein und demselben Kreise herumläuft, um sich nicht einen neuen Weg festtreten zu müssen. Daher jagt er, nachdem er ein Moschustier aufgescheucht hat, so lange hinter ihm her, bis der Kreis geschlossen ist. Dann erklettert er einen Baum und wartet, bis das Moschustier wieder an ihm vorbeikommt. Wenn dieser Plan mißglückt, verfolgt er das Moschustier so lange, bis es vor Erschöpfung zusammenbricht. Sollte der Bielfraß dabei unterwegs ein anderes Moschustier treffen, so läßt er sich nicht ablenken, sondern setzt unbeirrt die Verfolgung des ersten fort, selbst wenn ihm dieses zeitweilig aus dem Gesichtskreise entschwindet. Der Bielfraß ist ein recht schädliches Tier. Er dringt in die Vorratsschuppen der Eingeborenen und zerstört dort, was er vorfindet. Das

Dörrfleisch und den eingefäuerten Fisch und alles, was er nicht sofort verzehren kann, muß er unbedingt beschmutzen, dann zieht er wieder ab. Früher schätzten die Eingeborenen das Fell des Vielfraßes höher als das des Zobels, und erst nach Einwanderung der Chinesen und Russen sank der Wert. Vor zwanzig Jahren schon kostete ein Fell des Vielfraßes nur noch drei Rubel. Jetzt wird das Tier überhaupt nicht mehr besonders gejagt, sondern nur erlegt, wenn es zufällig vor die Büchse kommt.

Der Vielfraß ist im ganzen Ussurigebiet verbreitet, im Süden ungefähr bis zum 44. Breitengrade. Er fehlt im Rayon von Posjet, Barabasch und Suifun und in der Gegend von Nikolst-Ussuriski. In den Bergen des Sichote-alin ist er ziemlich häufig.

Alpa hatte kehrtgemacht und besah sich neugierig seinen zufälligen Weggenossen. Ich wollte bereits schießen, aber Derßu hielt mich zurück und riet, die Patrone zu sparen, da das Fleisch ungenießbar sei. Sein Einwand war völlig berechtigt. Ich rief nun Alpa zurück. Der Vielfraß wandte sich zur Flucht, als er uns gewahrte, und schob sich im Gestrüpp einer Seitenschlucht ein.

Das Gestade zwischen den Mündungen des Cholonku und des Nachtochu bildet eine etwas eingebogene Linie, die von den Kaps Plitnjak, Balkani und Sosunow, udehesisch: Chuoloduoni, Lenikto-duoni und Chorloduoni, gekennzeichnet wird. Diese Kaps treten merklich in das Meer hinaus. Jenseits von ihnen biegt das Ufer wieder nach Nordwesten ab und springt dann nochmals im Kap Olympiada hervor. Auf den Seekarten ist hier nur eine Erhebung angegeben, der Berg Baturin, mit einer Höhe von 952 Fuß.

Auf dieser Strecke ergießen sich folgende Flüßchen in das Meer: Niansa und Eche, auf den Karten Skoworodkina genannt; 10 Werst weiter Pija, russisch: Baschkirka, dann Untugu, Se-en, Kansu, chinesisch: Kantschu, und Ogomi. Zwischen Nachtochu und Pija zieht sich längs der Küste ein Bergrücken entlang, der Garasun, von ungefähr 900 Fuß mittlerer Höhe.

Das Gestade in Richtung vom Nachtochu zum Untugu besteht aus folgenden Gesteinslagerungen: Anfänglich zeigt sich Feuersteinschiefer, dann palagonitischer Tuff, Andesit und stellenweise glasiger Basalt. Südlich vom Kantschu zieht sich eine tiefgehende, grünliche Gesteinsart, oberhalb dieser basaltischer Andesit und weiterhin Porphyrit hin. Die deckenden Schichten bestehen aus abwechselnd farbigen Lagen von Tuff. Besonders interessant ist die Klippe Chadie mit ihren senkrechten und bogenförmigen Einzelbildungen. Hinter dem Kap

Djuchaduoni, nahe dem Quellbache Niansa, tritt uralitischer Quarzdiorit zutage und schließlich unterhalb des Cholontu Aplit.

In der Nähe des Pija stehen zwei Felsgebilde, „Sadsafu-mamafani“, mit menschenähnlichen Formen. Die Udehesen sagen, daß es früher Menschen waren, die der allgewaltige „Temu“, der Beherrscher des Meeres, in Felsen verwandelt und ihnen befohlen hat, die Bergwelt zu bewachen.

Hier lag am Ufer trodenes Treibholz in großen Mengen umher. Nachdem wir einen geeigneten Platz zum Bivakieren gewählt hatten, legten wir unsere Bündel ab und gingen nach verschiedenen Seiten auseinander, um zu jagen.

Das Flußbett des Pija schlängelt sich in zahlreichen Windungen durch das Tal. Aus der Vogelperspektive gesehen, erscheinen diese Krümmungen stellenweise wie geschlossene Kreise. Im unteren Teil besteht das Tal ausschließlich aus Anschwemmungen. Schlamm und Streifen von frischem Sand erdrücken den Pflanzenwuchs von Gräsern und Sträuchern. Deutliche Spuren bezeugten, daß dieses Gelände gegen Ende des Sommers zweimal von Hochwasser überflutet war. Nahe dem Meere wächst strauchartige Erle und hochstämmige Weide, weiter oberhalb im Tale Lärche, Weißbirke, Espe und Pappel, noch höher hinauf folgen Eiche, Schwarzpappel, Ahorn und hier und da Tanne und Kiefer. Die das Tal umsäumenden Berghänge sind an der Sonnenseite von niedrigem Eichengestrüpp überwuchert, an der Nordseite von altem Nadelwald bedeckt, der wie grüner Samt aussah.

Aus der Jagd wurde nicht viel. Als wir wieder zusammentrafen, ging der Tag bereits zur Neige. Die Sonne schaute noch zwischen den Bergen hindurch, drang in die tiefsten Winkel des Waldes und beleuchtete mit ihrem goldigen Glanze die Stämme der Pappeln, die spitzen Wipfel der Tannen und die zottigen Häupter der Kiefern. Von irgendwo seitwärts her erschallte ein durchdringender Schrei.

„Kabarga“, flüsterte Derissu auf meinen fragenden Blick.

Nach etwa zwei Minuten sah ich das Tier, ähnlich einem Reh, nur bedeutend kleiner von Wuchs und von dunklerer Färbung. Aus seinem Geäse ragten zwei dünne Hautzähne nach unten. Das Moschustier flüchtete an hundert Schritt weit ab, verhoffte dann, wandte seinen zierlichen Kopf nach unserer Seite und verharrte in abwartender Haltung.

„Wo ist es?“ fragte mich Derissu.

Ich zeigte mit der Büchse nach dem Tiere.

„Wo?“ wiederholte er seine Frage.

Ich versuchte, seinen Blick mit der Hand in die entsprechende Richtung zu bringen, und bezeichnete ihm die hervortretenden und bemerkbaren Gegenstände in der Nähe des Wildes. Aber so sehr ich mich auch bemühte, er konnte sein Ziel nur undeutlich erkennen. Dann hob er seine Büchse, spähte nochmals angestrengt in der angegebenen Richtung, drückte ab — und fehlte. Der scharfe Knall durchschnitt peitschend die Luft, drang durch den ganzen Wald und verhallte in der Ferne. Das erschreckte Moschustier raschelte durch das dürre Unterholz und verschwand im Dickicht.

„Getroffen?“ fragte mich Derssu, und an seinen Augen sah ich, daß er selbst das Ergebnis seines Schusses nicht gesehen hatte.

„Diesmal ging's daneben, das Kabarga ist fort!“ antwortete ich ihm.

„Wie ist's möglich, daß ich nicht getroffen habe?“ stammelte er erschrocken.

Wir begaben uns zu der Stelle, an der das Kabarga gestanden hatte. Nirgends an der Erde war Schweiß zu finden. Es unterlag keinem Zweifel, Derssu hatte sein Ziel gefehlt. Ich fing an, mich über meinen Freund lustig zu machen, dessen Treffsicherheit mich so oft verblüfft hatte. Der Alte saß an der Erde, hatte die Büchse über die Knie gelegt und schwieg. Plötzlich sprang er auf, trat an einen Baumstamm und schnitt mit dem Messer ein großes Merkzeichen in die glatte Rinde; dann ergriff er die Büchse und lief an zweihundert Schritt weit zurück. Ich sah, er wollte sich vor mir rechtfertigen und beweisen, daß der Fehlschuß auf das Moschustier nur ein Zufall war. Auf diese Entfernung von zweihundert Schritt war das Ziel allerdings kaum noch zu erkennen, und Derssu mußte näher herankommen. Endlich hatte er einen Platz gewählt, stellte seinen Stab als Gewehrstütze auf und begann zu zielen. Derssu zielte lange, zweimal setzte er wieder ab und konnte sich, wie es schien, nicht dazu entschließen, abzudrücken. Endlich schoß er und lief dann sofort zu dem Baume hin. Daran, wie er die Arme sinken ließ, erkannte ich, daß er nicht ins Ziel getroffen hatte. Als ich mich ihm näherte, sah ich, daß seine Mütze an der Erde lag, daneben das Gewehr. Der verzweifelte Blick seiner weitgeöffneten Augen war irgendwohin in die Weite gerichtet. Ich schüttelte ihn an der Schulter, er seufzte auf, dann überstürzten sich seine Worte:

„Früher konnte kein anderer Mann so Tier sehen, immer hab' zuerst gesehen. Mein Schuß — immer kriegte das Fell ein Loch.

Kugel ging niemals daneben. Bin jetzt achtundfünfzig Jahre. Augen sind schlecht, können nicht sehen. Hab' auf das Kabarga geschossen — vorbei, hab' auf den Baum geschossen — auch vorbei. Zu den Chinesen will nicht gehen und arbeiten, versteh' ihre Arbeit nicht. Wie soll jetzt weiterleben?"

Da erst erkannte ich, wie wenig meine Scherze am Platze gewesen waren. Für ihn, der sich die Mittel zum Lebensunterhalt ausschließlich durch die Jagd erwarb, war das Nachlassen der Sehkraft gleichbedeutend mit dem Herannahen von Not und Untergang. Die Tragik seines Schicksals vergrößerte sich noch dadurch, daß er völlig allein dastand und nur auf sich selbst angewiesen war. Wohin sollte er sich wenden? Was konnte er beginnen? Wo sein graues Haupt im Alter zur Ruhe legen?

Der Alte tat mir unfäglich leid.

„Nitschewo,“ wandte ich mich zu ihm, „brauchst keine Angst zu haben. Hast mir so viel geholfen, mich so oft vor Unglück bewahrt. Ich bin dein Schuldner, immer wirst du bei mir ein Dach über dem Kopfe und ein Stück Brot finden. Wir bleiben zusammen.“

Derſſu beschäftigte sich eifertig mit allerlei Nichtigkeiten und bastelte an seinem Bündel herum. Dann hob er seine Büchse auf und sah sie an wie einen Gegenstand, der für ihn jetzt wertlos geworden war.

Inzwischen hatte sich die Sonne dem Horizonte genähert. Von den Bergen zogen lange Schatten gegen Osten. Das stellenweise noch offene Wasser des Flusses blitzte wie ein Spiegel. In ihm erschienen die Sträucher und Bäume des Ufers, die nahen Berge und tief unten der helle Himmel wie eine zweite Welt.

In der Nähe des Flüsschens trennten wir uns. Derſſu wandte sich dem Biwak zu, ich beabsichtigte, nochmals das Jagdglück zu versuchen. Die dunkelnde Luft nahm eine träumende Ruhe an, das Tal erhielt ein finsternes Aussehen und erschien wie ein tiefer Riß in den Bergen.

Plötzlich bewegte sich etwas in den Büschen. Ich stand wie angewurzelt und machte mich schußbereit. Ein neues Rascheln, und aus den Erlensträuchern trat leise ein Reh auf die Lichtung heraus. Es naschte an den Gräsern und hatte mich augenscheinlich nicht bemerkt. Rasch zielte ich und ließ fliegen. Das Reh machte einen halben Sprung vorwärts und brach nieder. Als ich herantrat, war es bereits verendet. Ich nahm meinen Riemen, band dem Wild die

Läufe zusammen und lud es mir auf den Rücken. Da es aber stark schweißte, legte ich es wieder ab und rief nach Derssu. Bald hörte ich seine Antwort. Er kam ohne seine Büchse, und wir trugen zusammen die Beute an einer Stange nach dem Bivak.

Es war bereits dunkel. Der Mond stieg hoch und beleuchtete mit seinem zarten Phosphorlicht das Meer, die Uferpartie, Wald und Wasser. Ringsum war es still, nur ein leichter Nachtwind raschelte im trockenen Grase sein einförmiges Lied. Im Bivak brannte das Feuer, sein Licht zuckte mit rötlichem Schein über die Umgebung, verschmolz mit den blauen Schatten und dem fahlen Mondlicht, das verstohlen zwischen den Zweigen der Sträucher hindurchschimmerte. In der Ferne ragte das hohe Kap Ballani auf, von leichten, aus dem Meere aufsteigenden Nebeln umwallt.

Ich fühlte mich müde und lagerte mich am Feuer. Nach dem Abendessen kam ich mit Derssu ins Gespräch. Ich begann ihm von Rußland zu erzählen und riet ihm, das Leben in der Taiga, voller Gefahren und Entbehrungen und für seine Jahre zu beschwerlich, aufzugeben und zu mir in die Stadt überzusiedeln. Er schwieg dazu wie stets und schien angestrengt nachzudenken.

Endlich fühlte ich, daß mir die Augen zufielen. Ich rollte mich in meine Decke, rückte näher ans Feuer und versank in Schlaf.

Nachts erwachte ich. Der Mond stand hoch am Himmel; die Sterne in der Nähe des Horizontes bligten wie Brillanten. Es war weit über Mitternacht, die ganze Natur schien in einen Schlummerzustand versunken. Am herrlichsten war das unbewegte, unendliche Meer, vom Mondlicht übergossen, und der tiefe Himmel voller still flimmernder Sterne. Das dunkle Wasser, die starren Klippen am Ufer und der düsterernste Wald an den ragenden Bergen, alles vereinigte sich in feierlicher Harmonie.

Neben dem Feuer saß Derssu. Ich erkannte sofort, daß er noch nicht geschlafen hatte. Er schien sich zu freuen, daß ich erwachte, und begann Tee zu wärmen. Der Alte war sonderbar erregt, bemühte sich lebhaft um mich und war darauf bedacht, daß ich nicht wieder einschlief. Ich kam seinen Absichten entgegen und sagte, daß ich keine Lust mehr zum Schlafen hätte. Derssu warf mehr Holz ans Feuer, und als es sich neu entfacht hatte, stand er auf und begann in feierlichem Tone zu sprechen:

„Kapitan! Jetzt will ich zu dir reden, und du sollst hören.“ Er fing damit an, wie er früher gelebt hatte, wie er nach dem Tode seiner Angehörigen vereinsamt war und wie er seinen Lebensunter-

halt ausschließlich durch die Jagd fand. Mit seiner Büchse hatte er sich immer und überall durchgeholfen. Er verkaufte die Pantygeweihe und erwarb dafür bei den Chinesen Patronen, Tabak und Zeug für die Kleidung. Niemals hatte er daran gedacht, daß seine Augen ihn im Stiche lassen könnten und daß auch für kein Geld neue zu kaufen sind. Und nun, seit einem halben Jahre etwa, begann er das Nachlassen seiner Sehkraft zu spüren, hatte anfangs kaum darauf geachtet, dachte, daß es bald wieder vorübergehen würde, bis er sich heute endlich davon überzeugen mußte, daß die Jagd für ihn nun bald zu Ende sei. Das hatte ihn tief erschreckt. Dann kam er auf meine Worte zurück, daß er stets bei mir sein Unterkommen und Brot finden würde . . .

„Danke, Kapitän!“ sagte er, „viel, viel Dank!“ Und plötzlich warf er sich auf die Knie und verneigte sich zur Erde. Betroffen sprang ich auf ihn zu, um ihn aufzurichten und zu beschwichtigen, und ich sagte ihm, daß umgekehrt ich sein Schuldner sei und ihm mein ganzes Leben hindurch zu danken habe, und wenn er bei mir leben wolle, so würde mich das unendlich froh machen. Um ihn von seinen trüben Gedanken abzubringen, schlug ich ihm vor, sich nun an das Teetrinken zu machen.

„Warte, Kapitän,“ sagte der Alte, „bin noch nicht fertig zu sprechen.“

Und er fuhr damit fort, aus seinem Leben zu erzählen. Er sprach davon, daß er noch als junger Mensch das Shenschenjuchen von einem alten Chinesen erlernt und sich dessen Kniffe angeeignet habe. Niemals aber habe er die gefundenen Zauberwurzeln verkauft, sondern sie in frischem Zustande an einen Platz am Oberlaufe des Lefu getragen und dort in die Erde gepflanzt. Vor fünfzehn Jahren sei er zum letztenmal auf dieser Shenschenplantage gewesen. Die Wurzeln waren alle gut angewachsen: im ganzen zweiundzwanzig Pflanzen. Ob sie jetzt noch dort ständen, wußte er nicht, aber wahrscheinlich wären sie noch vorhanden, denn der Platz läge tief in der Einsamkeit versteckt, und weit und breit gäbe es keine menschlichen Behausungen.

„Ist alles deine!“ beendete er seine lange Rede. Ich war ergriffen von seinen Worten. Ich versuchte nochmals, ihm seine Befürchtungen auszureden, und schloß daran den Rat, die Wurzeln doch lieber an die Chinesen zu verkaufen und sich das Geld aufzuheben. Aber Derssu ließ sich seine Gedanken nicht ausreden und bestand auf seiner Absicht.

„Brauch' kein Geld,“ sagte er, „hab' noch wenig Zeit zu leben, bin bald tot. Will dir gerne das ‚Panzui‘ geben.“

In seinen Augen lag so viel bittender Ernst, daß ich ihm nicht widersprechen konnte. Meine Ablehnung hätte ihn bitter gekränkt. Ich gab ihm die Hand und sagte zu, aber ich verband damit sogleich die Bedingung, daß er nach Beendigung der Reise mit mir zusammen nach Chabarowsk käme. Derſſu war einverstanden. Wir



Udehesenfamilie

machten ab, im Frühling nach dem Uefu zu gehen, um die kostbaren Wurzeln aufzufuchen.

Der silberne Mond neigte sich nach Westen. Vom Osten her stiegen neue Gestirne am Himmel auf. Der die Luft erfüllende Dunst senkte sich auf die Erde herab und überzog alle Gegenstände mit einem feinen, silbrigen Reif. Es war das erste Anzeichen des nahenden Morgens.

Derſſu warf nochmals Holz ans Feuer. Die grelle, zuckende Flamme züngelte empor und beleuchtete mit rötlichen Farben die Sträucher und Felsen am Ufer — die schweigsamen Zeugen unseres Vertrages und unserer Verpflichtungen gegeneinander.

Nun erschien im Osten ein rofiger Streif am Himmel: die Morgenröte kündete sich an. Die Sterne verblaßten schnell, das Zauberbild

der Nacht entschwand, und in der graublauen Luft verbreitete sich das Dämmern des Morgens. Die rotglühenden Kohlen des Lagerfeuers verglommen und überzogen sich mit grauer Ascheschicht. Die Holzstämme rauchten, die Glut schien sich in sie zurückgezogen zu haben.

„Na, laß uns noch ein bißchen schlafen!“ schlug ich meinem Freunde vor. Er stand auf, brachte das Zelt in Ordnung, dann legten wir uns beide hinein, bedeckten uns mit unseren Tacken und schliefen bald beruhigt ein.

Als wir erwachten, stand die Sonne schon hoch. Der Morgen war klar und frostig. Das Wasser in den stilleren Buchten des Flüsschens und den kleinen Seen war mit einer dünnen Eisedecke überzogen. In ihr spiegelten sich wie in einer polierten Metallscheibe die Uferbüsche.

Kurzerhand frühstückten wir etwas kaltes Fleisch und tranken Tee. Dann schnürten wir unsere Bündel und machten uns auf den Rückweg zum Nachtochu.

Dort fanden wir alle übrigen versammelt. Arinin hatte eine Löwenrobbe erlegt und Sacharow einen Seehund. Damit hatten wir einen guten Vorrat an Fleisch erhalten und auch Häute zur Anfertigung von Fußbekleidung.

Vom 12. bis zum 16. November blieben wir an Ort und Stelle. Die Schützen sammelten Beeren und Zedernüsse.

Derßu tauschte bei den Udehesen die beiden rohen Häute gegen ein gegerbtes Renttierfell um. Daraus ließ er von den Eingeborenenfrauen für uns alle Fußbekleidung zuschneiden, die wir uns dann selbst, jeder für sich, passend fertig nähten.

Am 17. November nahmen wir Abschied vom Nachtochu und machten uns auf den Rückmarsch zu den Altgläubigen. Im Fortgehen suchte ich nochmals mit dem Feldstecher den Meereshorizont ab in der Hoffnung, daß vielleicht doch noch irgendwo Cheibatous Schiff auftauchen würde. Aber die weite See blieb endlos leer. Der Wind blies vom Festlande her, daher war es am Strande ruhig, aber weiter draußen kamen große Wellen auf. Ich winkte zum Abschied mit der Hand über das Gestade und gab das Zeichen zum Aufbruch. Es war mir recht kläglich dabei zumute, den Weitermarsch abbrechen zu müssen, und auch die Schützen teilten meine Stimmung. Aber es blieb uns nichts anderes übrig.

Der Rückmarsch ging ohne jeden Zwischenfall vonstatten.

In geologischer Beziehung bietet dieser Teil der Küste wenig

Bemerkenswertes. Zwischen Untugu und Kumuchu sind die Gesteinsformationen folgendermaßen verteilt: Nahe dem Bache Untugu-Sagdn, an dem rechtsseitig verlassene japanische Fischereien liegen, zeigen sich Konglomerate aus feinkörnigem, rundlichem Kiesel, die sich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten bis zum 51. Grad erstrecken. Weiterhin am Kap Sofunow rote, verwitterte Lava, noch weiter südlich, in der Nähe des Kansu, wechselnde Lagen farbigen Basalttuffs von 120 bis 130 Meter Mächtigkeit, ferner ein grünliches Eruptionsgestein als Schutt. Am Quellbache Kua liegen hohe Uferterrassen mit massiver Basis aus unregelmäßig geborstenen dunklen Gesteinsarten und nahe der Klippe Chodie daselbe mit unbekanntes Gestein in plattenförmigen, vertikalen Lagerungen.

Am 22. November erreichten wir den Tachobe, am Morgen des 23. den Kusun.

Fischfang an der Kusunmündung

Bereits seit gestern war das Wetter trübe. Das Barometer zeigte 756 Millimeter bei 10 Grad Celsius unter Null. Der Himmel blieb von Wetterwolken bedeckt. Gegen zehn Uhr morgens fiel etwas Schnee bis zum Mittag.

Nach einer kurzen Ruhepause bei den Eingeborenen am Kusun wollte ich bereits weiterziehen. Aber die Udehesen rieten mir, bei ihnen am Kusun zu übernachten. Sie sagten, daß nach der langen Windstille und dem frostigen Wetter unbedingt starke Stürme zu erwarten seien. Die hiesigen Chinesen bestätigten diese Angaben und zeigten sich sehr ängstlich. Sie wiesen nach Westen, nach dem Bergzug Kjamo, der mit Schnee bedeckt war. Jetzt bemerkte auch ich, daß der Kamm der Berge, der bisher noch klar und deutlich zu sehen gewesen war, plötzlich unbestimmte, verschwommene Umrisse zeigte. Es war, als ob die Berge dampften. Nach den Worten der Udehesen legte der Wind die Strecke vom Kjamo bis zum Meere in zwei Stunden zurück.

Die Chinesen befestigten mit Stricken die Fansendächer an den nächsten Baumstämmen und an Stützen und bedeckten die Getreideschober mit großen, grasgeflochtenen Regen.

Tatsächlich begann gegen zwei Uhr nachmittags der Wind zu blasen, anfangs noch leicht und gleichmäßig, dann immer stärker und stärker. Gleichzeitig zog eine dunkle Wand von Westen heran; es

war Schnee, Staub und trockenes Laubwerk, das sich von der Erde in Wirbeln erhob. Gegen Abend erreichte der Sturm seine höchste Gewalt. Ich ging mit dem Anemometer hinaus, um die Windstärke zu messen, aber ein schrecklicher Windstoß zerbrach das Rad des Apparates und warf mich selbst zur Erde. Durch die Luft sah ich Bretter und große Rindenstücke fliegen, die vom Dache einer benachbarten Fanse losgerissen waren. Neben der Fanse stand eine Arba, ein zweirädriger chinesischer Karren. Das ziemlich schwerfällige Fahrzeug wurde vom Sturme durch den ganzen Hof getrieben und rannte krachend gegen das Thor. Ein großer Heuhaufen war schlecht befestigt, nach kurzer Zeit war er spurlos verschwunden.

Gegen Morgen ließ der Sturm nach. Die starken Stöße wurden von Ruhepausen unterbrochen. Bei Hellwerden erkannte ich die Ansiedlung kaum wieder. Eine Fanse war bis auf die Grundmauern zerstört, an anderen waren die Wände eingedrückt; ringsum lagen große Bäume entwurzelt an der Erde. Mit Sonnenaufgang trat völlige Windstille ein. Zwar erhob sich nach einer kleinen Stunde nochmals Sturm, erreichte aber nicht mehr die vorige Stärke und blies jetzt von Süden her.

Wir sollten eigentlich weiterziehen, aber es wurde heute noch nichts daraus. Meine Leute waren ermüdet, und die Chinesen zeigten sich so gastfreundlich. Ich entschloß mich, noch einen Tag hier zu verweilen — und wir taten gut daran. Am Abend kam vom Meere her ein junger Udehese gelaufen und überbrachte uns eine freudige Nachricht: Cheibatou war glücklich mit seinem Schiff zurückgekommen, und unser Gepäc war vollzählig und unverfehrt an Bord. Meine Gefährten jubelten und schrien hurra, und wir schüttelten uns die Hände. Wir hatten wirklich allen Grund, uns zu freuen; ich war nahe daran, einen Indianertanz aufzuführen.

Kaum begann es zu tagen, als wir auch alle schon am Strande waren. Der alte Seebär Cheibatou freute sich nicht weniger als wir. Wir umringten ihn und bestürmten ihn mit Fragen. Es stellte sich heraus, daß ihn der Sturm in der Nähe der Kamsumündung erfaßt und nach der Insel Sachalin verschlagen hatte. Cheibatou verlor aber nicht den Kopf, sondern suchte sich möglichst in der Nähe der Küste zu halten, da ihn sonst der Sturm wohl nach Japan entführt hätte. Von der Insel Sachalin aus erreichte er dann den Imperatorhafen und fuhr von dort an der Küste südwärts wieder hinab. Am Nachtochu erfuhr er von den Eingeborenen, daß wir zum Amagu gezogen wären, und machte sich sogleich auf, uns einzuholen.

Während des gestrigen Sturmes mußte er am Cholonku still vor Anker liegen, dann segelte er in einem Tage bis zum Kusun.

Nun konnte ich einen neuen Plan fassen: ich beschloß, am Kusun aufwärts den Sichote-alin zu übersteigen und an den Bikin zu gehen. Lebensmittel, Instrumente, warme Kleidung, Decken und Schuhzeug, Patronen, kurzum die ganze Ausrüstung stand uns jetzt wieder zur Verfügung.

Cheibatou entschied sich, am Kusun zu überwintern. Die See-



Beladene Rarte

fahrt war jetzt zu beschwerlich. An der Küste zeigte sich viel Treibeis, die Buchten und Mündungen der Flüsse froren zu.

Ohne zu zaudern, machten sich die Schützen an das Ausladen des Bootes. Als alle unsere Kisten und Säcke gelöst waren, wurde der Mast niedergelegt, Steuer und Stangen abgenommen und das abgetakelte Fahrzeug an Land gezogen. Dort stand es auf hölzernen Böden, seitlich von Balken gestützt, und konnte ebenfalls seine Winterruhe halten.

Am andern Tage begannen wir mit dem Bau von Schlitten. Wir brauchten deren sechs. Drei solcher „Rarten“ erwarben wir von den Eingeborenen, die anderen drei mußten wir uns selbst herstellen.

Sacharow und Arinin verstanden sich auf das Zimmern, zwei Udehesen halfen ihnen dabei. Derſſu übernahm die allgemeine Anleitung zu den Arbeiten. Alle seine Angaben und Fingerzeige erwiesen sich als treffend, die Soldaten waren damit einverstanden und stritten nicht mit dem Alten. Ohne sein Gutheißen wurde nichts Wichtiges ausgeführt.

Lastschlitten, auf zwei Rufen, erhalten eine Länge bis zu 12 Fuß bei $2\frac{1}{2}$ Fuß Breite und 2 Fuß Höhe. Auf einer derartigen Rarte können bis 6 Pud Nutzlast befördert werden. Da aber die Rarten so schmal sind und die Last hoch liegt, kippen die Fahrzeuge leicht um. Damit muß man sich abfinden, denn breitere Rarten würden auf den schmalen, von Schneeschuhen ausgetretenen Saumpfadern nicht durchkommen, während ein niedrigeres Untergestell an den Baumstümpfen und Steinen zu viele Hindernisse fände.

Diese Arbeiten nahmen fast sechs Tage in Anspruch. Zeitweilig gingen die Schützen auf die Jagd, hin und wieder mit Erfolg, meist kehrten sie ohne jede Beute zurück. Mit den Rufungeborenen befreundeten wir uns gut; wir kannten schließlich alle auch mit Namen.

Am 25. November zog ich mit Derſſu und Arinin zusammen mit den Eingeborenen zum Fischfang an die Rufunmündung. Die Udehesen nahmen hierzu Fackeln aus zusammengedrehtem Schilfrohr und schwere Holzkeulen mit.

Zwischen den Nebenarmen auf einer der Inseln fanden wir mehrere eigenartige Hütten, mit Gras gedeckt. Ich erkannte bald die Bauweise der Japaner. Es waren Behausungen von Raubfischern, die hier, von der Landseite wie vom Meere aus gut geschützt gegen Sicht, ihr verbotenes Handwerk getrieben hatten. In einer dieser Hütten richteten wir uns ein.

Das Wasser in den stillen Ausbuchtungen war fest gefroren. Das Eis war spiegelglatt, klar und durchsichtig; Sandbänke, tiefe Stellen, Wasserpflanzen, Steine und versunkenes Treibholz waren deutlich unter der Eisdecke zu erkennen. Die Eingeborenen schlugen einige Löcher in das Eis und versenkten in diese ein doppeltes Neß. Als es dunkelte, zündeten sie die Fackeln an, liefen dann in einer Reihe in der Richtung auf die Bunen zu und schlugen von Zeit zu Zeit mit den Keulen stark auf das Eis. Die von dem Licht und Lärm aufgeschreckten Fische stürzten sich wie rasend vorwärts und gerieten in die Neße. Der Fang war ergiebig. Mit dem ersten Zuge holten die Fischer einen großen Seelachs oder Taimen [*Salvelinus perryi*

Brev.] und drei Saiblinge oder Malmen [Salvelinus alpinus malma Walb.] heraus, außerdem vier Kunstlachse [Salvelinus leucomaenis Pall.] und elf Blögen [Leuciscus Brandti Dybowski].

Dann versenkten die Udehesen wieder die Netze in die Bunen und trieben die Fische von der anderen Seite her in sie hinein. Hierauf gingen sie mit den Netzen auf einen kleinen See, von dort in



Udehesenhund. Der angebundene Ast verhindert das Tier am Umhertreiben

einen Nebenarm des Flusses und zuletzt wieder nach dem ersten Wasserbecken zurück.

Gegen zehn Uhr abends beendeten wir den Fang. Ein Teil der Eingeborenen kehrte nach Hause zurück, die anderen übernachteten in der Fischerhütte. Unter diesen war einer namens Logada, den ich bereits vom vorigen Jahre her kannte. Die Nacht war kalt und windig, selbst nahe am Feuer machte sich die Kälte unangenehm fühlbar. Gegen Mitternacht, als wir noch Tee tranken, vermisse ich Logada unter seinen Gefährten und fragte nach ihm. Einer der Eingeborenen antwortete, daß Logada draußen schlafe. Ich kleidete mich

an und trat aus der Hütte. Es war finster, und der kalte Wind schnitt wie mit Messern ins Gesicht. Ich ging ein Stück auf den Fluß hinaus und kehrte bald wieder in die Hütte zurück. Ich sagte, daß ich nirgends Logadas Feuer gesehen hätte. Die Udehesen antworteten mir, daß Logada ohne Feuer schlafe.

„Ohne Feuer bei dieser Kälte? Wie macht er das?“ fragte ich ungläubig.

„Nun — so!“ antwortete man mir gleichmütig.

Da ich fürchtete, daß Logada etwas zugestoßen wäre, zündete ich meine kleine Laterne an und ging aufs neue hinaus, um ihn zu suchen. Zwei Udehesen erboten sich, mich zu begleiten. Unter dem Uferhang, fünfzig Schritt von der Hütte ab, fanden wir Logada auf einem Haufen dürren Grases schlafen.

Bekleidet war er nur mit seinem Wams, den hirschledernen Hosen und Stiefeln aus Renntierfell; über den Kopf hatte er die weiße Kapuze gezogen, darauf das kleine Mützchen mit dem Eichhörnschweif. Die Augenbrauen und der spärliche Bart waren bereift. Die Schultern und der halbe Rücken waren ebenfalls von der Kapuze bedeckt. Ich rief ihn an, und als er nicht erwachte, schüttelte ich ihn an der Schulter. Er erhob sich halb und klopfte sich den Reif aus dem Schnurrbart. Er schien aber keineswegs zu frieren.

„Ist dir denn nicht kalt?“ fragte ich ihn verwundert.

„Nein! Was ist los?“ gab er mir zurück.

Die Udehesen lachten und erklärten ihm, daß ich mich um ihn geängstigt und ihn lange in der Finsternis gesucht hätte. Logada antwortete, daß in der Hütte zuviel Menschen seien und daß er deshalb lieber draußen schlafen wolle. Dann wickelte er sich fester in seine Kurtka, schob die Hände unter die Achselhöhlen, legte sich wieder um und schlief weiter.

Ich ging in die Hütte zurück und erzählte Derissu, wie ich Logada gefunden hätte.

„Nitschewo, Kapitän!“ antwortete mir der Golde. „Soldje Leute fürchten Kälte nicht. Leben immer in den Bergen, jagen Sobel. Dort, wo die Nacht kommt, dort schlafen sie auch. Wärmen sich immer den Rücken am Mond.“

Als es hell wurde, machten sich die Udehesen wieder an den Fischfang. Jetzt wandten sie ein anderes Mittel an. Über der Bune stellten sie ein kleines ledernes Zelt auf, das von allen Seiten gegen das Licht abgeschlossen war. Die Sonnenstrahlen drangen durch das Eis und erhellten den Grund des Flusses. Klar und deutlich waren

die Wasserpflanzen, Muscheln, Sand und Steine zu sehen. Eine in das Wasser hinabgehaltene Harpune erreichte fast den Grund. Vier solcher Zelte waren dicht nebeneinander aufgestellt, in jedem saß ein Mann. Die übrigen gingen nach verschiedenen Seiten auseinander und machten sich daran, vorsichtig die Fische weiterzutreiben. Sobald sich diese den Eislöchern näherten, stachen die Jäger sie mit den Harpunen heraus.

Diese Fangweise war noch ergiebiger als die gestrige. Im ganzen erbeuteten die Udehesen 22 Taimenlachse, 136 Künshlachse, 240 Seeforellen und sehr viele Plöhen.

Auf dem Rückwege zogen wir ein Stück am Strande entlang. Mein Hund stöberte hier vier Vögel auf. Sie hielten sich vorzugsweise auf dem Sandstreifen und glichen durch ihre Färbung derartig ihrer Umgebung, daß man sie kaum bemerkte, selbst wenn man sie ganz nahe vor sich hatte. Ich schoß einen Vogel aus der Luft herunter, ein Steppenhuhn [*Syrhaptus paradoxus* Pall.], wahrscheinlich vom Sturm aus der östlichen Mongolei hierher verschlagen. Im Ussurigebiet hatte ich diese Art früher noch niemals bemerkt. Als ich den Vogel den Udehesen zeigte, drückten sie sogleich lebhaft ihre Verwunderung aus und bestätigten, daß sie derartige Vögel bisher nicht gesehen hätten. Sie gaben ihnen aber sofort einen Namen in ihrer Sprache und nannten sie *Masa*, „Bär“, ihrer Füße wegen, die an Bärenfüßen erinnerten. Bald überzeugte ich mich, daß die von mir zuerst gesehenen Vögel hier nicht die einzigen Exemplare ihrer Art waren. Unterwegs trafen wir noch mehrere Schwärme. In der Folge erfuhr ich, daß die gleichen Vögel gegen Ende November dieses Jahres auch in der Nähe der St. Olgabucht und am Flusse Samargi beobachtet worden waren. Sie hielten sich überall nur etwa eine Woche lang, dann verschwanden sie ebenso plötzlich, wie sie erschienen waren.

Während die Rarten und Schneeschuhe angefertigt wurden, führte ich kleine Exkursionen in die Umgebung aus. Doch gab es auch allerlei zu Hause zu erledigen. Alle Ausrüstungsgegenstände mußten durchgesehen und ausprobiert werden. Die Erfahrungen der Eingeborenen leisteten uns dabei gute Dienste, und ich machte sie mir gründlich zunutze.

Später hatte ich oft Gelegenheit, dem Himmel dafür zu danken, daß ich die Ratschläge der Udehesen befolgt und mich nicht etwa besserwissend darüber hinweggesetzt hatte.

Beginn des Wintermarsches

Am 2. Dezember hatten die Schützen alle Arbeiten beendet. Zu den endgültigen Reisevorbereitungen war noch ein letzter Tag bestimmt. Ein alter Mandschure namens Tschischiu hatte sich entschlossen, uns bis zur ersten chinesischen Siedlung am Bikin zu begleiten.

Am Nachmittag des 4. Dezember machten wir uns an das Beladen der Rarten. So war nun alles bereit zum Weitermarsch.

Am Abend hielten die Udehesen mit ihrem Schamanen eine Art religiöser Feier ab. Sie riefen die Geister an, uns eine gute Reise und glückliche Jagd zu gönnen. In unserer Fasnse versammelte sich viel Volk zu dieser Zeremonie. Die Chinesen brachten wieder Chanschi-branntwein und süßes Gebäck, und es wurde eine richtige Abschiedsfeier daraus. Besonders auf die Eingeborenen wirkte der Branntwein recht anregend — sie tanzten die ganze Nacht hindurch um ihre Feuer und sangen Lieder zum Rasseln der Schellentrommeln. Kurz vor dem Hellwerden entwischte ich mit Hilfe eines Chinesen in dessen weitab liegende Fasnse und konnte dort noch ein wenig schlafen.

Am Morgen herrschte eine strenge Kälte: 19 Grad Celsius. Das Barometer stand auf 756 Millimeter. Von Westen her blies ein leichter Wind. Der Himmel war wolkenlos und von klarster Bläue. Schneefelder zogen sich von den Bergen talwärts.

Der Aufbruch gelang nicht ohne Verspätung. Diesmal lag es an dem Begleiter: er mußte sein Schuhzeug noch fertigmachen, dann aß er nochmals ausgiebig, und schließlich hatte er den Tabak vergessen. Erst gegen elf Uhr vormittags, nach endlosem Antreiben, gelang es uns schließlich abzumarschieren. Die Chinesen begleiteten uns ein Stück mit Flaggen, Pulverfröschen und Raketen — die bösen Geister wurden hinreichend gewarnt.

Während der letzten vier Tage war der Fluß gut gefroren. Das Eis war eben und spiegelblank. Da sich zur Zeit des niedrigen Wasserstandes bei Wintersanfang Grundeis bildete, hatte später das Wasser seine mittlere Höhe überschritten und alle Nebenarme gefüllt. Dadurch konnten wir überall geradeaus gehen, die Krümmungen des Flusses abschneiden und brüchige Stellen im Eise vermeiden.

Unser Transport war auf acht Rarten gekommen, jede von ihnen enthielt ungefähr sechs Pud Ladung. Zum Ankauf von Schlittenhunden langten die Mittel nicht mehr, auch hätten wir schwerlich

am Kusun die nötige Anzahl auftreiben können. Wir mußten also unsere Rarten selbst ziehen. Nach Eingeborenenart gehört zu dem Zugriemen oder Strick, der vorn an der Rarte befestigt und mit einer Schlaufe um die Schulter gelegt wird, noch ein langer Steuerbaum. Dieser ist an der vordersten Kusenstütze mit Riemen befestigt und wird von dem Manne, der den Schlitten zieht, mit der rechten Hand gehalten, um so das Fahrzeug zu lenken und bei abschüssigem Gelände zu bremsen.



March auf dem Eise eines Baches

Das Wetter war uns günstig. Die Rarten glitten leicht über das Eis, die Leute schritten munter aus, machten Scherze und sangen.

Der Fluß Kusun, uralteschisch: Kui, chinesisches: Kusungou, hat eine Länge von ungefähr 100 Werst. Seinen Anfang nimmt er am Sichote-alin und fließt in einer Krümmung gleich dem Takema, nur in entgegengesetzter Richtung, nach Nordost. Auch in seinem Charakter ist er dem reißenden und stromschnellenreichen Takema gleich. Vom Innern fluslaufwärts trifft man auf folgende Zuflüsse des Kusun: von rechts, in der Stromrichtung, kommen die Flüsse Eche und Tyanga mit den Nebenflüssen Kuansu, Zsagdai I und II, Odo, Bagantj, Agdynja mit Tagdyni I und II, Tscholja I und II, Sideti I

und II, Oddeche, Zsagda mit Choima und den Njaolhjasani. Von links empfängt der Kusun den Jonja I, Jonja II, auch Bochte genannt, und Jonja III, Olofo, Bolunja, Bui, Chasaso, Fugu, Bjugamu, Sololi, Bjaia, Tschigali, Tsche mit Bolonku sowie Zsawa I, II, III und IV. Der größte von diesen linksseitigen Zuflüssen ist der Tsche. Weiterhin folgen kleine Bäche ohne besondere Namen, von den Udehesen zusammenfassend als Dooni-kui, „Kusunquellen“, bezeichnet. Der Flußlauf, an dem entlang man den Übergang zum Bikin erreichen kann, ist der Sololi, wahrscheinlich aber auch der Tsche. Von den vier Zsawazflüssen führen Bergübergänge zu den Takemaquellen. Der dem Meere am nächsten gelegene Fluß, an dem man zum Bikin gelangen kann, ist der Bui. An diesem entlang hatte ich meine Marschroute vorgesehen. Die Eingeborenen befahren den Kusun mit Booten bis zum Tsche und brauchen hierzu stromaufwärts vier bis fünf Tage. Oberhalb der Tschemündung liegen viele Stromschnellen, das Strombett des Kusun ist mit großen Felsblöcken gefüllt und mit Bruchholz versetzt. Im Winter ist der Paß vom Tsche aus in zwei Tagen auf dem Eise des Flüsschens entlang zu erreichen. In den Felsenbergen, die das Tal des Tsche umsäumen, treten oft Bergstürze ein. Die Udehesen halten diese Gegend für den Aufenthaltsort des bösen Geistes Kaksamu.

Zwischen den Mündungen des Tsche und Zsawa ragt aus der Mitte des Kusunbettes ein einzelner Felsen auf, den die Eingeborenen Tschelekadani nennen. Die alten Leute erzählten, daß sie einst in dieser Gegend gejagt und lange Zeit in der Nähe des Felsens biwaktiert hätten. Einer der Udehesen gewahrte damals auf dem Gipfel des Felsens einen Tiger. Er lag bewegungslos auf der Seite. Die Jäger verweilten hier mehrere Tage hindurch. In dieser Zeit fiel zweimal starker Schnee, der das Raubtier völlig bedeckte. Plötzlich, zu aller Verwunderung, erhob sich am Morgen des sechsten Tages der Tiger, schüttelte und streckte sich, brüllte weithin über sein Revier, verließ seinen Thron und begab sich hinab an den Fluß. Nun begriffen die Jäger, daß der Tiger nur eine kurze Zeitlang tot gewesen, wie er als hohes, göttliches Wesen es stets nach seinem Wunsche bewirken kann. Seine „Chanja“ hatte den Körper verlassen, um weit in die Ferne zu schweifen, dann war sie zurückgekehrt, und der Tiger lebte wieder. Die Udehesen erschrafen und flüchteten vor diesem Wunder. Seit jener Zeit gilt der Felsen Tschelekadani als heilige Bannstätte, und seine Umgebung wird von den Eingeborenen nur mit scheuer Ehrfurcht betreten.

Ein anderer geheimnisvoller Platz im Unterlaufe des Kusun, an der linken Seite, ist der Felsen Kadadelini, der einem Menschen-gesicht ähnelt. Es ist ein Riese, versteinert und in die Erde versunken; aber bisweilen bewegt er sich, dann erzittern die Berge, und ein hohler Donner durchdringt die umliegenden Höhen.

Vom Kusun aus sind die nächsten Ausläufer des Sichote-alin zu erblicken. An den Quellen des ersten, zweiten und dritten Jonja und des Olofo befinden sich die hohen Berge Jonjatjamoni; sie sind vom Meere aus gut zu sehen. Nach den Worten der Eingeborenen liegt in einem Kessel zwischen den drei Gipfeln ein tiefer Süßwassersee.

Die Gesteinsarten, aus denen sich die nächstliegenden Berge zusammensetzen, verteilen sich vom Meere aus stromaufwärts wie folgt: Anfänglich zeigt sich Basalt, dann Andesit und Porphyr, darauf eine dunkle Lavamasse mit Hohlräumen, die von einem grellgrünen Niederschlag ausgefüllt sind; weiterhin folgt wiederum feinkörniger Basalt und an der Uengoumündung vielfach Augitandesit. Zehn Werst oberhalb des Bui treten Steinkohlenflöze zutage. Vor etwa dreißig Jahren haben sie sich bei einem Waldbrand entzündet und brennen seit jener Zeit ununterbrochen unter der Erde weiter. Andere Steinkohlenvorkommen liegen am Neobe, an der linken Flussseite, etwa 25 Werst vom Meere ab.



Philadelphus Schrenkii

Nach den Beobachtungen der Chinesen und Eingeborenen steigen die Lachsarten im Kusun nicht gleichmäßig aufwärts. Der Ketalachs kommt bis zum Sololi, der Gorbuschalachs bis an die Mündung des Bjagamu, und am weitesten dringen wie überall die Malmen vor. Besonders zahlreich erscheinen sie im Flusse Agdynja.

Einstmals war das ganze Kusuntal von dichten Mischwäldungen

bedeckt. Zwei große Feuersbrünste vernichteten in aufeinanderfolgenden Jahren völlig jeden Waldbestand. Jetzt stellt das Thal des Kusun ein weites Brandfeld dar. Besonders stark hatten die Brände an den Flüssen Bui, Cholosu, Fu, Bjugamu, Sololi und am Sjava III gewüthet. Lebender Wald steht nur noch am Odo, Agdynja und Sideli (Sidengei).

Von Säugetieren bewohnen das Kusuntal: Fjjuhrhirsch, Wildziege, Moschustier, Marder, Biesel, Zobel, Bielfraß, Rotwolf, Fuchs, Braunbär, Luchs und Tiger. Dieser zeigt sich häufiger am Sidengei und Oddeche.

An diesem Tage kamen wir nicht weit und hielten zeitig zum Bivakieren. Die Plätze im Zelt belegten wir bei diesem ersten Bivak, wie es der Zufall wollte: ich lag mit Derffu und dem Mandschuren Tschischiu an der einen Seite des Feuers, die Schützen an der anderen. Diese Ordnung wurde dann während der ganzen Reise beibehalten.

Im Winter, besonders bei starkem Wind, ist das Aufstellen des Zelttes mit besonderer Überlegung vorzunehmen. Seine Stützen werden aus Weidenruten angefertigt, die stets reichlich in der Nähe der Flüsse wachsen. Von allen Seiten wird die Leinwand darüber gespannt und oben eine Öffnung gelassen, um dem Rauch Abzug zu gewähren. Um für das Herdfeuer Zug zu erhalten, muß eine Zeltbahn unten etwas aufgeschlagen bleiben, meist in der Nähe des Einganges. Dabei dringt natürlich mit der frischen Luft auch die Kälte ein. Wenn wir längere Zeit an einem Orte verweilten, so halfen wir diesem Uebelstande durch eine besondere Ventilation ab. Ein hohler Baumstamm wurde so in das Zelt geschoben, daß die eine der Öffnungen gerade vor dem Feuer lag, während die andere außerhalb des Zelttes blieb. Die Zeltbahn wurde um den Baumstamm gut befestigt und womöglich noch mit Moos gedichtet. Durch diesen Luftkanal erhielt das Feuer Zug, ohne daß Kälte eindrang, und die Luft im Zelte blieb rein. Das Ganze war natürlich wieder eine Erfindung Derffus. Als Lagerstätten dienten Aufschüttungen von Tannenzweigen, die von oben noch mit trockenem Grafe bedeckt wurden. Nachts schliefen wir alle vorzüglich.

Am anderen Tage erwachte ich früher als die anderen, zog mich an und trat ins Freie hinaus. Es war noch dunkel, die Dämmerung setzte langsam ein. Vor Frost klirrte der Wald, und das Bruchholz zersprang wie Glas unter meinen Füßen. Das Thermometer zeigte 20 Grad Celsius unter Null. Von den offenen Stellen im Flusse

stieg dichter Dampf auf. Die Bäume in seiner Nähe waren dick mit Raufreif überzogen und glichen weißen Korallen. In der Nähe einer Bune trieben sich spielend zwei Fischotter umher. Sie bewegten sich ganz sonderbar, wanden sich wie Schlangen und gaben Laute von sich, die halb wie Pfeifen, halb wie Richern klangen. Zuweilen erhob sich eines der Tiere auf die Hinterfüße und sicherte aufmerksam in die Umgebung. Ich konnte sie nicht lange bei ihrem Treiben beobachten, sie hatten bald meine Bitterung weg und tauchten unter.

Auf dem Rückwege schoß ich zwei Rebhühner und näherte mich dem Bivak von der anderen Seite. Der Rauch des Lagerfeuers, mit Dampf gemischt, wallte in dichten Schwaden aus dem Zelt. Die Leute tummelten sich in seiner Nähe umher, reckten sich und gähnten; wahrscheinlich waren sie durch meine Schüsse geweckt worden.

Nachdem wir gefrühstückt und uns mit heißem Tee aufgewärmt hatten, zogen wir die Pelztiefel an, und die Schützen machten sich sogleich an das Abbrechen des Zeltes und das Beladen der Kisten. Nach einer kleinen halben Stunde waren wir bereits unterwegs. Die Sonne schwamm kalt und purpurrot in einem nebeligen Dunst; der neue Tag brach an.

An den schmalen Streifen lebenden Waldes, die sich gleich Oasen zwischen den öden Brandflächen an den Seiten des Flusses hinzogen, konnte man auf den Pflanzenwuchs in dieser Gegend schließen. Hier wuchsen im Überfluß Zedern [*Pinus koraiensis* Sieb. et Zucc.] und Pappeln [*Populus suaveolens* Fisch.], dort zeigten sich hin und wieder die graubraunen Zweige strauchartigen Ahorns [*Acer ginnala* Max.] mit trockenen, rötlichen Früchten, neben ihnen der amurische Flieder [*Syringa amurensis* Rupr.], jetzt nur an den Büscheln vertrockneter Samenkapseln zu erkennen, die an den Enden der fahlen, dunkelgrau berindeten Zweige stehen. Sträucher des Jasmin [*Philadelphus tenuifolius* Rupr. et Max.] wechselten mit Berberitze [*Berberis amurensis*], an denen noch die gefrorenen Früchte hingen.

Die Zahl der gefiederten Bewohner des Ussurigebietes war im Winter stark zusammengeschnitten. Am häufigsten trafen wir Kreuzschnäbel, niedliche bunte Vögelchen. Sie waren zu kleinen Scharen versammelt, wobei die rote Färbung der Männchen sich auffällig von dem graugelben Gefieder der Weibchen abhob. Die Kreuzschnäbel ließen sich oft auf die Erde herab, pickten hier und dort herum und ließen mich so nahe herankommen, daß ich die Einzel-

heiten ihrer Befiederung gut erkennen konnte. Selbst wenn sie aufgeschreckt wurden, flogen sie nur ein kleines Stück weit ab und ließen sich wieder in der Nähe nieder. Dann sind von den wenigen Arten noch die Meisen zu erwähnen, leicht an der Färbung und ihrem leisen Gezwitzcher zu erkennen. An einer Stelle traf ich zwei



Der Udehese Sunzai

japanische Zaunkönige, winzige Vögelchen, die sich vor dem Wind im Gezweig der Tannen verbargen. Hier und da schimmerten Buntspechte mit schwarzweißem Gefieder und roten Schwanzfedern zwischen den Stämmen hindurch. Diese zänkischen Schreihälse schien Kälte und Wind nicht anzufechten. Rötliche Holzhäher, schreilustig im Sommer, dafür jetzt recht schweigsam, liebten ebenfalls das Tannendickicht als Unterschlupf. Erst bei unserer Annäherung entsannen sie sich ihrer Verpflichtung, allen Genossen ringsum unser Erscheinen durch schrille Rufe kundzutun und sie zu warnen.

Auch starkschnäblige Raben begleiteten uns zuweilen ein Stück. An den schneefreien Stellen und an den Nebenarmen der Flüsse sahen wir zweimal weiße Tauchergänse. Sie hielten sich paarweise, wahrscheinlich Männchen und Weibchen. Sabitow erlegte einen dieser Vögel mit der Büchse. Die Kugel hatte aber den Balg derartig zerfetzt, daß ich ihn leider nicht zur näheren Bestimmung der Art mitnehmen konnte.

Gegen vier Uhr erreichten wir den Quellbach Oloso. Hier begannen wieder die Brandfelder. An diesem Tage zogen wir nicht weiter, wir wählten eine kleine Insel für das Biwak, schoben uns in das dichte Gestrüpp ein und machten es uns ganz gemütlich.

Am Abend erzählten sich die Schützen Schauermärchen von Hexen und Hausgeistern und allerlei Spukgeschichten, die der eine gehört, der andere erlebt hatte. Es war recht merkwürdig, die Soldaten glaubten fest an die Existenz ihrer Teufel, aber gleichzeitig verlachten sie den Aberglauben der Eingeborenen. Ganz ebenso war es mit der Religion; ich bemerkte immer wieder, daß die Eingeborenen sich zu fremden Religionen viel duldsamer verhielten als wir gebildeten Europäer untereinander. Bei ihnen geht die Ablehnung niemals in Mißachtung über. Das konnte man auch an Versu beobachten. Wenn manchmal die Soldaten von den Wundern der biblischen Geschichte erzählten, saß er ruhig dabei, hörte zu, rauchte sein Pfeifchen, und auf seinem Gesicht war weder Glaube noch Zweifel oder etwa ein Lächeln zu bemerken.

Am nächsten Morgen erhoben wir uns vor Tagesanbruch. Das Thermometer wies 21 Grad Kälte. Mit Sonnenaufgang legte sich der Nachtwind, und so schien es etwas wärmer zu werden.

Früher, als das Tal des Kusun noch von Wäldern bedeckt war, galt die Gegend als gutes Fanggebiet für Zobel. Jetzt war hier alles verödet und leer. Auf den Bergen wuchsen Espen- und Birkenbüsche, und die Stelle der ragenden Wälder war jetzt von dünnstämmigen Weiden, Erlen und jungen Lärchen eingenommen.

An diesem Tage gelangten wir bis zur Mündung des Flusses Bui, der von den Chinesen Uengou genannt wird. Hier mußten wir den Kusun verlassen und uns dem Sichote-alin zuwenden.

Nahе der Mündung des Uengou lebte der Udechese Sunzai, ein



Der Udechese Sunzai (Rückenansicht)

recht typischer Vertreter seiner Rasse. Er hatte von seinem Vater das Amt eines Schamanen geerbt und ungeachtet seiner Jugend mehrfach seine Stammesgenossen von den Heimsuchungen böser Geister befreit, überhaupt gute Erfolge auf dem Gebiete der Teufels- austreibung aufzuweisen. Seine Behausung war von einer großen Zahl von Götzenfiguren umgeben.

Außerdem galt er aber auch als ein guter Jäger und war sehr geschickt, energisch und ausdauernd im Befahren des reißenden Bergflusses und seiner Stromschnellen. Auf meinen Vorschlag, uns bis zum Sichote-alin zu begleiten, ging er bereitwillig ein, nur machte er zur Bedingung, daß wir einen Tag bei ihm verweilen müßten. Er sagte, daß er seinen Bruder auf die Zobeljagd abfertigen und sich selbst auf den weiten Weg ausrüsten müsse. Außerdem hatte er seine kranke Mutter zu heilen. Diese Frau war etwa fünfzig Jahre alt. Sie trat als Hüterin alter Sitten und Überlieferungen auf, wußte viele Mären und Sprüche, bestimmte bei vorkommenden Fällen das entsprechende Strafmaß, das Sühneopfer, die „Baïta“. In strittigen Fällen galt sie als Autorität, besonders bei der Festsetzung des „Brautgeldes“ bei Eheschließungen und Scheidungen.

Ich war einverstanden, in Sunzais Hause den ganzen folgenden Tag zu verbleiben, und hatte es nicht zu bereuen. Der Wirt selbst wie seine Mutter zeigten sich ziemlich mitteilksam und zugänglich, und es gelang mir daher, manches Interessante über das Schamanenwesen zu erfahren und einige Märchen aufzuschreiben.

Am Abend bewirtete uns Sunzai mit rohem Fischfleisch. Ein ganzer, gefrorener Fisch wurde aufgetragen. Es war ein Lenok, ähnlich einer Forelle [*Brachymystax lenok* Pall.], der an Größe etwa einem jungen Gorbuschalachs gleichkam. Wir ließen jedes Vorurteil der Europäer gegen rohes Fischfleisch beiseite und erwiesen unserem Gastgeber die gebührende Achtung.

Übersteigung des Sichote-alin

Die folgenden vier Tage, den 9. bis 12. Dezember, verwendeten wir auf den Übergang zum Ulengou. Dieser Fluß entspringt am Sichote-alin, fließt anfangs ungefähr fünf Werst nach Südosten, dann zehn Werst nach Süden, wendet sich auf eine längere Strecke

wieder nach Südosten und gegen seine Mündung zu nochmals nach Süden. Am Unterlaufe beträgt die Breite 2 bis 3 Sassen, die Tiefe 2 Fuß; die Strömungsgeschwindigkeit ist die aller kleinen Bergflüsse. In seinem Mittellaufe teilt sich der Uengou in eine Anzahl kleiner Bäche, die sich teilweise im Walde zwischen Steinen und Bruchholz verlieren.

Infolge der alljährlich ungehindert auftretenden Brände ist auch hier der Wald an den Bergen völlig vernichtet. Nur an beiden Flußufern und auf den kleinen Inseln zwischen den Wasserläufen sind noch Reste des ehemaligen Waldbestandes zurückgeblieben.

Beim Anblick der zahlreichen gefrorenen Nebenarme möchte man glauben, daß der Uengou auch im Sommer sehr wasserreich ist. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Das von den Bergen herab-eilende Wasser hüpfst über die Steine, ohne sich irgendwo in besonderen Mengen anzusammeln. Im Winter dagegen füllt das Wasser alle Vertiefungen, Gruben, Spalten und Nebenarme aus und gefriert. Auf der Oberfläche des Eises bildet das bei vorübergehendem Tauwetter von den Bergen sickernde Wasser neue Eislagen, die sich vergrößern und in die Breite wachsen. Unser Vorkarsch wurde auf diese Weise bedeutend erleichtert. In großen Flüssen wird das Bruchholz mit fortgespült, in kleinen Fließchen jedoch bleibt es an Ort und Stelle liegen, wo es gestürzt ist. Wir machten Axte und Beile bereit sowie zwei Quersägen. Mit Hilfe dieser Instrumente zerteilten die Schützen schnell die Bruchholzwälle und legten den Weg frei.

Nach dem 1. Dezember ließen die starken Nordwestwinde allmählich nach. Bisweilen traten völlig windstille Tage ein. Das Anemometer schwankte jetzt zwischen 10 und 75; dafür wurden die Fröste stärker.

Je mehr wir uns dem Paßübergang näherten, desto häufiger traten eisfreie Stellen im Flusse auf. Sie waren bereits von weitem an den von ihnen aufsteigenden Dämpfen zu erkennen. Um diese Wasserlöcher zu umgehen, mußten wir uns seitlich an den steilen Abhängen hinaufarbeiten. Das kostete uns viel Zeit und Mühe. Besonders hatten wir uns auch davor zu hüten, unser Schuhzeug zu durchnässen. In dieser Hinsicht ist die Fußbekleidung der Eingeborenen unübertrefflich, die aus Fischhaut besteht und mit Sehnen genäht ist.

Hier hatten wir ein kleines Vorkommnis, das uns fast einen ganzen Tag festhielt. Nachts war unbemerkt das Wasser über das Eis

gestiegen. Am anderen Morgen fanden wir einige unserer Schlitten fest eingefroren. Wir mußten sie völlig abladen, mit den Beilen heraushauen, am Feuer die Eisstücke abschmelzen, zerbrochene Teile erneuern, und konnten sie erst dann wieder beladen und den Marsch fortsetzen. Durch diese Erfahrung belehrt, ließen wir weiterhin nie wieder die Rarten beim Biwakieren auf dem bloßen Eise stehen, sondern stellten sie auf hölzerne Stützen.

Von Tag zu Tag gestaltete sich unser Marsch beschwerlicher. Häufig gerieten wir in dichten, von Windbruch erfüllten Wald, dann wieder auf unwegsame Steinfelder. Voraus, mit dem Beile in der Hand, gingen Derssu und Sunzai. Sie fällten die kleinen Bäume und Sträucher, wo diese den nachfolgenden Rarten die Durchfahrt versperreten, oder sie häuften das abgehauene Strauchwerk an den Erdspalten und Steilhängen auf, an denen die Rarten leicht umkippen konnten.

Je tiefer wir in die Berge eindringen, desto mehr Schnee fanden wir vor. Überall ragten aus den weißen Flächen die schwarzen, entblößten Wurzeln und kahlen Zweige der verbrannten Baumstämme hervor. Diese Brandflächen boten jetzt im Winter ein noch bei weitem trostloseres Bild. Nirgends zeigte sich hier die Fährte eines Bildes oder ein Vögeln.

Ich zog mit Sunzai und Derssu voraus; die Schützen bewegten sich langsamer nach. An einer Stelle blieb ich stehen, um mir das aus dem Schnee zutage tretende Gestein anzusehen. Als ich nach einigen Minuten meine Gefährten einholte, sah ich, daß sie, zur Erde gebückt, aufmerksam etwas musterten.

„Was gibt's?“ fragte ich Sunzai.

„Ein chinesischer Mann ist hier drei Tage vorher gegangen, haben keine Spur gefunden“, antwortete man mir.

Jetzt erkannte auch ich hier und da Fußstapfen, die fast gänzlich vom Schnee verweht waren. Derssu und Sunzai bemerkten aber noch andere Eigentümlichkeiten daran, die Spuren gingen nicht gleichmäßig geradeaus, sondern im Zickzack, der Chineser hatte sich häufig auf die Erde gesetzt und zwei seiner Biwaks lagen ganz nahe hintereinander.

„Ein Kranker“, stellten sie fest.

Wir beschleunigten unsere Schritte. Die Spuren führten auf dem Flusse weiter. Es war zu sehen, daß der Chineser sich nicht die Mühe gemacht hatte, die Bruchholzwälle zu übersteigen, sondern sie seit-

wärts umgangen hatte. So zogen wir noch eine halbe Stunde weiter. Plötzlich bog die Fährte scharf zur Seite ab, und wir folgten ihr. Von einem Baume stiegen krächzend zwei Raben auf.

„Acha,“ rief Derissu stehenbleibend, „Kerl ist tot!“

Fünfundzwanzig Schritt vom Flüßchen ab sahen wir den Chinesen. Er hockte auf der Erde, an einen Baumstamm gelehnt, den rechten Ellbogen auf einen Stein gestützt, den Kopf nach links geneigt. Auf



Brandflächen im Winter

seiner rechten Schulter saß ein Rabe. Bei unserer Annäherung erhob er sich erschreckt von dem Toten und flog ab.

Die Augen des Toten waren geöffnet und mit Schnee verweht. Er schien ein Mann von etwa fünfzig Jahren zu sein. Aus der Besichtigung der Umgebung ergab sich, daß der Verstorbene wohl die Absicht gehabt hatte, ein Feuer anzuzünden, um zu bivakieren. Das Bündel hatte er abgelegt und eine Zeltbahn ausgebreitet. Dabei hatte ihn wahrscheinlich die Schwäche übermannt, er hatte sich unter den Baum gesetzt und war dort vom Tode ereilt worden. Sein Bündel öffneten wir, es enthielt nur wenige Kleider, aber noch genügend Lebensmittel für mehrere Tage. Weitere Aufschlüsse über die Person des Toten waren nicht zu finden, wahrscheinlich war er

frank von seiner Behausung fortgegangen, um zu einer chinesischen Siedlung am Bikin zu gelangen.

Der Mandschure Tschischiu, Sunzai und Derffu blieben zurück, um den Chinesen zu begraben. Sie mußten dazu die gefrorene Erde durch ein großes Feuer aufstauen. Inzwischen ging ich mit den Schützen weiter; erst am Abend holten uns die drei wieder ein.

Wir hatten den ganzen Tag gearbeitet, ohne die Hände sinken zu lassen, waren sogar ohne Mittagspause durchmarschirt und hatten dennoch nicht mehr als zehn Werst hinter uns. Bruchholz, Wasserlöcher, schwankende Sümpfe, schneegefüllte Erdspalten bildeten derartige Hindernisse, daß wir während der letzten acht Wegstunden nur $4\frac{1}{2}$ Werst zurücklegten, im Durchschnitt also 281 Sassen in der Stunde — ein recht unbefriedigendes Ergebnis. Gegen Abend gelangten wir an den Kamm des Sichote-alin. Das Barometer zeigte 2330 Fuß Höhe an.

Der nächste Tag war der 14. Dezember. Ein stiller, frostiger Morgen, die Sonne blutigrot und fast keine Wärme spendend. Der Schnee auf den Gipfeln der Berge tönte sich in zarten Rosenfarben, von dunkelblauen Schattenkontrasten scharf unterbrochen.

Als ich die Umgebung musterte, sah ich in einiger Entfernung dichte Dampfwolken aus der Erde aufsteigen. Ich rief Derffu herbei; wir gingen nach der Stelle, um die Erscheinung zu untersuchen.

Es handelte sich um eine warme Eisenschwefelwasserstoffquelle. Ringsherum war das Gestein von roter Färbung; der Sinter weiß, kalkhaltig; die Wassertemperatur betrug 27 Grad Celsius über Null. Den Eingeborenen ist diese warme Quelle am Uengou gut bekannt als Platz, in dessen Nähe sich gern die Elentiere aufhalten; vor den Russen aber wurde der Ort bisher sorgfältig geheimgehalten.

Infolge der heißen Dämpfe war alles in der Umgebung der Quelle stark bereift. Die Steine, Weidensträucher und ein an der Erde liegender morscher Baumstamm waren mit wundervollem Eisschmuck bedeckt, der in der Sonne wie Edelgestein funkelte. Leider konnte ich der Kälte wegen keine Probe des Wassers zur chemischen Analyse mitnehmen.

Als wir von der warmen Quelle zurückkehrten, hatten die Schützen inzwischen das Zelt und die Schlaffsäcke eingepackt und waren fertig zum Weitermarsch.

Sogleich vom Bival aus machten wir uns an den Aufstieg zum Sichote-alin. Wir mußten zuerst das Gepäc auf den Schultern nach der Kammhöhe tragen und dann die leeren Kanten nachziehen.

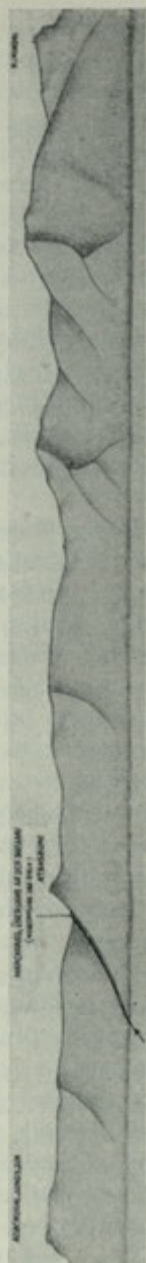
Auf dem Pässe selbst stand ein kleines, chinesisches Gebetshäuschen mit einer Aufschrift, die den Platz dem „Hüter der Wälder und Berge“ unterstellte.

Der Gebirgszug bildet auf dieser Strecke eine mehrfach gebrochene Linie. Anfänglich streicht er nach Nordosten, dann krümmt er sich nach Osten und schließlich wieder nach Nordnordwest. Hier stellt der Sichote-alin ein Horstgebirge dar, dessen Steilhänge dem Meere zugewendet sind. Im Laufe der Zeiten erfolgten an vielen Stellen wiederholte Abstürze, hinter den rutschenden Erdmassen sammelte sich das herabstickernde Wasser und bildete Wasserbecken.

Von der Ostseite her ist der Aufstieg zum Sichote-alin sehr steil. Die Quellen des Flusses Bui (Uengou) bilden mehrere kleine Bäche, die sich an einer Stelle vereinigen. Tiefe Schluchten machen das Gelände hier außerordentlich zerklüftet. Die barometrischen Messungen ergaben eine absolute Höhe des PASSES über dem Meeresspiegel von 2900 Fuß. Ich nannte ihn „Maadpaß“ nach dem Naturforscher Maad, der im Jahre 1855 das Amurgebiet bereiste. Zwei Höhen an den Flanken des PASSES hatten die örtliche Bezeichnung Atakseoni (3700 Fuß) und Adachunaljangsjan (3600 Fuß). Wir nannten sie Gorelikonus, „Abgebrannter Kegel“, und Gora grebentschataja, „Kammberg“.

Der Ostabhang des Sichote-alin ist völlig kahl. Man kann sich schwer eine unwirtlichere Gegend vorstellen als das Quellgebiet des Uengou, und es erscheint undenkbar, daß hier einst Waldungen die öden Flächen bedeckten. Nur vereinzelte Baumstämme stehen noch auf ihren Wurzeln. Vom Astwerk entblößt, ragen sie wie lange Finger auf, die zum Himmel weisen, von wo Vergeltung für die der Natur angetane Willkür kommen soll. Sunzai erzählte, daß hier früher viel Elchwild gestanden habe, von dem der Fluß auch seinen

Der Gebirgszug des Sichote-alin an den Quellen des Uengou



Namen Bui, „Elentier“, erhielt; seit die Wälder dem Feuer zum Opfer fielen, ist auch alles Wild verschwunden, und das ganze Ullengoutal verwandelte sich in eine leere Einöde.

Die Sonne hatte schon einen großen Teil ihres Weges zurückgelegt, als die Schützen endlich mit der letzten Karte den Paß erreichten. Der Tag war schön, klar und sonnig. Das Thermometer zeigte 17,5 Grad unter Null, das Barometer stand auf 685 Millimeter. Leichter Wind trieb von Osten kleine Wolkenballen heran. In der Ferne schienen sie hoch über der Erde zu schweben, aber bei der Annäherung an den Sichote-alin senkten sie sich auf ihn herab. Über der Wasserscheide zogen die Wolken ganz niedrig dahin und nahmen eine graugelbe Färbung an. Jedes Wölkchen entlud sich in eine Menge feinsten, funkelnden Schneestaubes, und gleichzeitig erschien rings um die Sonne eine regenbogenfarbige Krone; sobald aber die Wolke vorüber war, verschwand auch wieder diese Lichtbrechung.

Die westlichen Hänge des Sichote-alin sind nur schwach geneigt, aber doch steiler als an den Armuquellen. Jenseits des Passes beginnt sogleich der Wald, der hier aus Fichte [*Picea ajanensis* Fisch.], Tanne [*Abies nephrolepis* Max.] und Lärche [*Larix daurica* Turcz.] besteht. An den Ufern der Wasserläufe wachsen Birken mit gelber, zottiger Rinde [*Betula Ermani* Cham.], Bergahorne [*Acer Mono* Max.] und besonders viele Erlen [*Alnus hirsuta* Turcz.]. Das den Waldboden in dicken Lagen bedeckende, stets reichlich feuchte Moos hat dem Feuer fast überall das Übergreifen über die Wasserscheide verwehrt, obgleich sich auch hier stellenweise ausgebrannte Lichtungen zeigen, die sich mit dem Fernglas deutlich von den ebenfalls vorkommenden, nackten Steinhalden unterscheiden ließen.

Nachdem wir die Karten beladen hatten, setzten wir uns sofort wieder in Marsch.

Der Baumbestand dieser Waldungen ist uralte, aber von geringem Wert und dünnstämmig. Für das Bivak einen Platz zu finden, bietet in derartigen Wäldern verschiedene Schwierigkeiten. Der Waldboden war fast überall von großen Felsblöcken bedeckt, um die sich die knorrigen Baumwurzeln rankten, dazwischen lagen morsche Stämme und Bruchholz, von Moos überzogen. Noch mehr Mühe erfordert das Bereitstellen des Brennholzes. Es wird sonderbar klingen, daß man in den Wald gehen und dort kein Brennholz finden könne. An Holz besteht natürlich kein Mangel; Tannen-, Fichten- und Lärchenholz knistert und knackt aber im Feuer wie

Gewehrshüſſe und läßt dabei fortwährend nach allen Seiten Raketen und Funkenregen ausprühen — Zelt, Kleider und Decken würden bald mit in Flammen aufgehen. Erle iſt ein markreicher Baum, das Holz enthält viel Waſſer und entwickelt beim Verbrennen mehr Dampf als wärmende Flamme. So bleibt nur die Birke übrig; dieſe aber tritt hier in den Nadelwaldungen des Sichote-alin nur vereinzelt auf.

Sunzai kannte einige Plätze, an denen kleine Birkenhaine lagen und auch Waſſer in der Nähe war. Als wir eine ſolche Stelle gefunden hatten, gab ich das Zeichen zum Halt.

Die Schützen machten ſich an das Aufbauen des Zeltes; ich ging mit Derſſu auf die Jagd in der ſtillen Hoffnung, vielleicht noch ein Stück Elchwild zu erlegen. Unweit des Biwats ſah ich drei Rebhühner. Sie liefen im Schnee umher und ſchenkten uns wenig Beachtung. Ich wollte bereits ſchießen, aber Derſſu hielt mich davon zurück.

„Nicht nötig, nicht nötig,“ ſagte er haſtig, „kann man ſo greifen.“

Ich war erſtaunt, daß Derſſu ohne jede Behutsamkeit auf die Hühner zuging; noch mehr aber ſtieg meine Verwunderung, als ich ſah, wie ſie ihn ganz nahe herankommen ließen und faſt wie zahme Haushühner ganz ohne Eile nur ein wenig beiſeiteliefen. Schließlich waren ſie nur noch zwei Saſhen von uns entfernt. Nun zog Derſſu ſein Meſſer, ſchnitt ungeachtet der Nähe der Vögel ein dünnes Tannenbäumchen ab, befreite es von den Äſten und befeſtigte am Ende des langen Stockes eine Schlinge aus Bindſaden. Dann ging er an die Hühner heran und zog einem von ihnen die Schlinge um den Hals. Der gefangene Vogel zappelte und ſchlug mit den Flügeln, und die beiden anderen begriffen nun wohl, daß es für ſie an der Zeit ſei, fortzufliegen. Sie erhoben ſich von der Erde und baumten an einer Lärche in der Nähe auf, das eine Huhn in die unteren Zweige, das andere auf den Wipfel. In der Annahme, daß die Vögel nun ſtark vergrämt wären, wollte ich endlich ſchießen, aber Derſſu bedeutete mich wiederum zu warten. Er meinte, daß man die Hühner auf dem Baume noch viel beſſer fangen könne als an der Erde. Dann näherte er ſich der Lärche und hob vorſichtig den langen Stock, ohne dabei Lärm zu verurſachen. Als er den niedrigſitzenden Vogel die Schlinge um den Hals legen wollte, ſtieß er ihn verſehentlich an den Schnabel. Das Huhn ſchüttelte den Kopf, rückte etwas auf dem Zweige weiter und äugte dann wieder zu uns herüber. Nach einer Minute zappelte es gleichfalls hilflos

an der Erde. Das dritte Huhn saß so hoch, daß Derssu es von der Erde aus nicht mit dem Stock erreichen konnte. Er kletterte ein Stück am Baume hinauf. Die Lärche war dünn und biegsam und schwankte stark. Der dumme Vogel flog aber nicht fort, sondern klammerte sich mit den Füßen fest an den Zweig und balancierte auf seiner Luftschaukel, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Sowie Derssu ihn mit dem Stock erreichen konnte, zog er auch ihm die Schlinge über und brachte ihn herab. So hatten wir alle drei Vögel erbeutet, ohne einen Schuß zu tun.

Jetzt erst bemerkte ich, daß sie etwas größer als gewöhnliche Rebhühner waren und dunkler im Gefieder. Außerdem hatte das Männchen noch über den Augen eine rote kahle Stelle, ähnlich wie die Birkhähne. Es waren Waldhühner [*Canace falcipennis*], die im Ussurigebiet ausschließlich die Nadelwälder des Sichote-alin bewohnen, südwärts bis zu den Armuquellen. Dieser Vogel verdient den ihm von den russischen Ansiedlern gegebenen Namen Dikuscha, „Wildling“, durchaus nicht oder höchstens deshalb, weil er nur in den wildesten und ödesten Gegenden lebt. Die Chinesen nennen ihn Dschugirl, „Großes Rebhuhn“. Ich fand den Kropf der Vögel mit Tannennadeln und Preiselbeeren gefüllt.

Als wir uns wieder dem Biwak näherten, herrschte bereits tiefe Dämmerung. Im Innern des Zelttes brannte das Feuer und ließ es von weitem wie eine große Laterne erscheinen. Rauch und Dampf, von der Flamme durchleuchtet, wälzten sich in dichten Schwaden aus der Dachöffnung empor. Auf der glattgespannten Leinwand hoben sich scharf die Schattenrisse der Leute ab, ich erkannte Sacharow mit dem Teetopf in der Hand und den Mandschuren mit der langen Tabakpfeife im Munde, als gäben sie eine Kinder- vorstellung auf dem Schattentheater. Die Hunde gaben bei unserer Annäherung Laut und stürzten sich uns entgegen, bis sie uns erkannten und wedelnd umschmeichelten. Im Zelt waren bereits alle Arbeiten vollendet, die Schützen saßen am Feuer und tranken Tee. Sunzai hatte über die erbeuteten Waldhühner seine eigene Ansicht. Er sagte, daß Gott diese zutraulichen Vögel besonders geschaffen und ihnen befohlen hätte, an den einsamsten Plätzen zu leben, damit der zufällig verirrte Jäger eine leichte Beute fände und vor dem Hungertode bewahrt bliebe.

Am Abend feierten wir die glücklich vollbrachte Übersteigung des Sichote-alin. Zum Abendessen gab es „Dikuscha“, dann wurde Schokolade gekocht. Die drei Ostasiaten machten sich nicht viel daraus,

besser mundete ihnen der Tee, dem ich diesmal einen gehörigen Schuß Rum hinzugefügt hatte. Vor dem Schlafengehen erzählte ich den Schützen noch eine von den Schauer geschichten Gogols.

Die Teufelsjurt

Am Morgen spürten wir recht eindringlich, daß uns jetzt der Sichote-alin vom Meere schied. Das Thermometer wies 29 Grad Celsius unter Null auf. Hier trennten wir uns von Sunzai, der mit einigen kleinen Geschenken von mir wohlgenut den Rückweg einschlug, nicht ohne vorher noch Derssu ausführlich über unseren ferneren Weg an den Bilin unterrichtet zu haben. In der Hauptsache hatten wir uns von der Stromrichtung des kleinen Flüsschens Ljaolengoufa führen zu lassen, in dessen Nähe wir heute nacht bivalliert hatten.

Bei Sonnenaufgang brachen wir das Zelt ab, beluden die Kanten, kleideten uns recht warm an und zogen am Flüsschen abwärts, das hier das Aussehen eines stromschnellenreichen Bergbaches hatte, sein Bett mit gestürzten Baumstämmen und Felsblöcken erfüllt. Fünfzehn Werst unterhalb des Maackpasses vereinigt sich der Ljaolengoufa mit einem anderen Flüsschen, das von Nordosten herankommt und von den Eingeborenen Njge genannt wird. An ihm entlang kann man den Tachobe erreichen, an dem die Solonen wohnen. Nach Sunzais Angaben ist der entsprechende Paßübergang über den Sichote-alin niedrig, Auf- und Abstieg sanft geneigt.

Der Fluß Njge ist sehr gewunden und mißt einige fünfzig Werst Länge. Die ihn umgebenden Hochwaldungen bestehen ausschließlich aus Nadelbaumarten.

Bereits seit der Frühe war das Wetter trübe, die Luft mit Schneestaub erfüllt. Mit Sonnenaufgang erhob sich Wind, der gegen Mittag zu außerordentlich starken Stößen anwuchs. Auf dem Flusse wirbelten hohe Schneefäulen auf. Sie entstanden unerwartet an einer freien Stelle, eilten in einer Richtung weiter und sanken ebenso rasch wieder in nichts zusammen. Die mächtigen Zedern sahen finster drein, schwankten von einer Seite zur anderen und ächzten dumpf, als murrten sie über das Unwetter.

Bei strenger Kälte gegen den Wind zu marschieren, ist sehr beschwerlich. Wir machten oft halt, um uns an einem schnell

angefachten Feuer zu wärmen. Das Ergebnis des ganzen Tages bestand in nur zehn Werst Marschleistung. Wir übernachteten an einer Stelle, an der sich der Fluß in drei Nebenarme teilt.

Infolge des starken Windes war es im Zelte rauchig. Wir legten uns daher bald zum Schlafen nieder. Der Mond umgab sich gegen Mitternacht mit einem matten, verschwommenen Lichtkranz.

Am Morgen des 17. Dezember war die Wetterlage unverändert. Der Wind blies mit unverminderter Stärke, das Anemometer zeigte 220, das Thermometer 30 Grad Kälte. Dessenungeachtet zogen wir weiter. Es war zu bemerken, daß hier westlich des Sichote-alsin bedeutend mehr Schnee lag als im Küstengebiete.

Der Fluß Nyge besitzt im Mittellaufe eine Breite von 3 bis 4 Sassen und 3 Fuß Tiefe im Fahrwasser. An vielen Stellen zeigten sich Eiskarniese längs der steilen Uferhänge; sie hatten sich zu Anfang des Winters bei hohem Wasserstande gebildet, während jetzt die Eisdecke bedeutend tiefer lag. Der Fluß zieht hier durch ein breites Tal, das mit dichtem Nadelmischwald bedeckt ist. Von Laubbaumarten zeigen sich noch Erle, Faulbaum, Weide, Espe, Schwarzpappel und Birke. Nach den Fährten zu urteilen, die zahlreich kreuz und quer über den Fluß liefen, gibt es am Nyge: Elentiere, Moschustiere, Wölfe, Fischotter, Eichhörnchen, Zobel und wahrscheinlich auch Bären.

Am 19. Dezember erreichte die Abteilung den Bjugamu, der von Südosten kommt und an dem man zum Kusun gelangen kann. Er ist nach Länge wie Wassermenge etwa doppelt so groß wie der Nyge. Nahe seiner Mündung hat er eine Breite von fast 10 Sassen bei 4 Fuß Tiefe. Nach den Aussagen der Eingeborenen ist das ganze Tal des Bjugamu ein einziges Brandfeld; Wald ist nur in der Nähe des Bikin erhalten geblieben. Früher galt das Tal des Bjugamu als eine der wildreichsten Gegenden des Amurgebietes, besonders zahlreich waren hier die Elentiere. Heutzutage ist es eine trostlose Einöde — das Wild hat sich infolge der andauernden Waldbrände an den Armu und Kulumbe, Nebenflüsse des Iman, zurückgezogen.

Nachdem wir auf dem Bjugamu noch eine Werst zurückgelegt hatten, hielten wir zum Bivakieren in einem dichten Tannengehölz am linken Flußufer. Es war unser zwölftes Bivak, seit wir die Küste verlassen hatten.

In der Dämmerung ging Sacharow auf Jagd; statt eines Wild-

brets brachte er einige Fische mit, die er aus einer Wassergrube unter dem Eise hervorgeholt hatte. Es waren Plözen und Lenoforellen, im ganzen neun Stück.

Den 20. Dezember verbrachten wir mit dem Übergang zum Vikin. Das rechte Ufer des Bjugamu war fortlaufend bergig, das linke flach und bewaldet. Zwei Berge tragen die chinesischen Bezeichnungen Beißilasa und Danzanza; ihre kahlen, schneebedeckten Gipfel



Udehesen auf dem Vikin

hoben sich scharf aus dem Dunkelgrün der umgebenden Nadelwälder ab.

Der Bjugamu umfließt den Beißilasa von Süden und biegt dann nach Westen ab. Im Unterlaufe teilt sich der Fluß in paarige Nebenarme, die waldbedeckte Inseln umschließen. An seinem Oberlaufe stehen Lärchen, Tannen und Fichten, am Mittellaufe gesellt sich die Zeder dazu, weiter unterhalb wächst am Flusse guter Mischwald, der aus Esche, Ulme, Schwarzpappel, Silberpappel, Erle, Faulbaum, Flieder, Spindelbaum, Ahorn, Linde und dünnstämmiger Weide besteht.

Ich maß unterwegs an vier verschiedenen Stellen die Tannenstämmen. Von je zehn Messungen erhielt ich im Durchschnitt die

Zahlen: 44, 80, 103 und 140 Zentimeter Umfang. Diese Ziffern erweisen das Zunehmen der Stärke und damit des Wertes der Stämme im Verhältnis zur Entfernung vom Sichote-alin.

Von größeren Säugetieren sind am Oberlaufe des Bjugamu anzutreffen: Elentier, Luchs, Braunbär und Vielfraß, weiter unterhalb Ißjührhirsch, Wildschwein und Tiger. Die Vogelwelt fand ich durch Auerhähne, starkschnäblige Raben, verschiedene Hähnerarten, Buntspechte, Meisen und Gimpel vertreten.

Derßu hatte beobachtet, daß sich im Winter, sobald die Flüsse zufrieren, alle großen Raubvogelarten nach den Niederungen am Unterlauf der Flüsse hinziehen, wo sie leichter Nahrung finden.

An Fischen scheint der Fluß nicht sehr reich zu sein. Es tummeln sich in ihm Lenokforellen und Äschen, der Ketalachs steigt bis zum Nebenflusse Tschengou aufwärts.

Der Bjugamu trifft den Bikiin als einen Fluß von fast 50 Sassen Breite und bis zu 15 Fuß Tiefe.

Der Bikiin, uraltsibirisch: Biki, chinesisch: Dschinche, ist einer der größten Flüsse des Ussurgebietes. Seine Länge beträgt ungefähr 500 Werst, die Quellen liegen in den Bergen des Sichote-alin, auf der Breite des Kaps Gladki. Der obere Bikiin besteht aus zwei Wasserläufen, dem Biki-njunji und dem Biki-tschafa. Der erste fließt von Nordosten her längs des Sichote-alin, der andere im Winkel von ungefähr 30 Grad von Osten. Ihre Vereinigung findet 55 Werst oberhalb des Bjugamu statt. Am Biki-njunji aufwärts ist ein Übergang an den Jedin zu erreichen, vom Oberlaufe des Biki-tschafa aus gelangt man an die Flüsse Nachtochu, Cholontu, Kumuchu und Tachobe.

Unweit der Mündung des Bjugamu stand eine einzelne Udehesenjurte. Es war zu sehen, daß sie längst nicht mehr bewohnt wurde. Derartige verlassene Fansen bilden in der Vorstellung der Eingeborenen stets Behausungen der Teufel.

Der Tageszeit nach mußten wir an das Bivakieren denken. Ich wollte bereits die Jurte betreten, als mich Derßu bat, noch ein wenig damit zu warten. Er wickelte Birkenrinde um einen Stock, zündete sie an, und indem er die Fackel durch die Türöffnung steckte, schwenkte er sie unter lauten Rufen darin nach allen Seiten umher. Sacharow und Arinin lachten, aber der Golde belehrte sie mit tiefster Miene, daß der Teufel, sobald das Feuer in die Hütte gebracht sei, zusammen mit dem Rauch zur Dachöffnung hinausflöge. Dann erst könne ein Mensch gefahrlos den Raum betreten.

Die Schützen segten mit Birkenreisern den Müll aus der Jurte, verhängten den Eingang mit einer Zeltbahn und zündeten ein Feuer an. Sogleich verbreitete sich eine angenehme Wärme in der Jurte, und sie wurde wohnlich.

Spät am Abend, beim Teetrinken, begannen die Soldaten wieder mit ihren Schauergeschichten, sprachen von Leichen und Totenkammern, Spukhäusern und Gespenstern. Plötzlich gab es draußen auf dem Flusse einen lauten Knall, wie ein Kanonenschuß. Dem Sprechenden blieb das Wort in der Kehle stecken, alle sahen sich erschrocken an.

„Das Eis plakt!“ sagte Sacharow.

Derſſu wandte den Kopf nach der Seite des Flusses und schrie laut etwas in seiner Sprache.

„Was schreist du so?“ fragten ihn die Schützen.

„Unsereins hat den Teufel aus der Jurte getrieben, jetzt ärgert er sich — will das Eis zerbrechen“, antwortete der Golde.

Und indem er den Kopf aus der Türöffnung steckte, begann er wieder laut und eindringlich zu irgend jemand in der Ferne zu sprechen:

„Unsereins hat keine Angst, ganz gleich. Mußt dir andern Platz suchen, sind noch mehr leere Jurten.“

Dann nahm er seinen Platz am Feuer ein und sein Gesicht war gleichmütig ernst. Die Soldaten lachten sich ins Fäustchen und zwinkerten sich gegenseitig zu; sie merkten nicht, daß eigentlich kein Unterschied zwischen ihrem Aberglauben und dem Derſſus war und daß sie mit ihren Hausgeistern genau so naiv wirkten wie Derſſu mit seinen Teufeln.

Jetzt krachte von neuem das Eis, aber weitab in der Ferne.

„Hat sich fortgemacht“, sagte Derſſu in zufriedenerm Tone und mit einer verächtlichen Handbewegung nach dem Flusse hin.

Ich kleidete mich nochmals an und trat aus der Jurte. Die Nacht war still und klar. Am reinen, wolkenlosen Himmel schwebte der Vollmond. Der Schnee funkelte auf dem Eise, und es war wunderbar hell. Ruhe und Frieden beherrschte wieder die Nachtluft. Unweit von mir schnürte ein Füchlein über den Fluß.

Als ich in die Jurte zurückkehrte, lag dort alles bereits im Schlummer. Ich trank noch heißen Tee, wickelte mich in die Decke, und den Rücken zum Feuer gekehrt, überließ auch ich mich dem süßen Schlaf.

Schwarzwildjagd auf Schneeschuhen

Wie zu erwarten war, fiel die Temperatur gegen Tagesanbruch bis auf 32 Grad Celsius unter Null. Je weiter wir uns vom Sichote-alin entfernten, desto stärker wurden die Fröste. Es ist bekannt, daß es in Küstengegenden sehr häufig auf den Berggipfeln wärmer ist als in den Tälern. Sicherlich waren wir mit dem Verlassen der Küste in ein „kaltes Luftmeer“ geraten, das diesseits des Sichote-alin das ganze Talgebiet des Ussuri erfüllte.

Mit Sonnenaufgang machten wir uns auf den Weg.

Von der Bjugamumündung aus fließt der Bikin, abgesehen von einzelnen Windungen, ununterbrochen nach Westen. An der rechten Seite zieht sich in bedeutender Ausdehnung ein hohes, terrassenförmiges Ufer entlang, ähnlich einer Hochebene, den Chinesen unter dem Namen Ljaobeilasa bekannt. Es ist eine mächtige Lavadecke; die oberen Schichten des Basalt sind zu Lehm verwandelt, und dadurch ist eine Versumpfung der Terrasse herbeigeführt, die ihrerseits wieder den Pflanzenwuchs beeinträchtigt. Hier wächst nur Birken- und Espengestrüpp und kümmerliche Lärche.

Von der Hochebene fließen zwei Quellbäche herab: Kjamtu und Sigimi-bjasa. Weiterhin ergießen sich in den Bikin von rechts: der Beißilasa, der von dem Berge gleichen Namens kommt, der kleine Quellbach Museisa und der Fluß Laochosen, der seinen Namen von dem Worte Lao-chu, „Tiger“, erhielt. Nach den Erzählungen der Eingeborenen hat vor Jahren hier ein Tiger gehaust, der regelmäßig die Fohelfallen absuchte, die Schlagbalken zerbrach und alles, was hineingeraten war, auftraß.

Von links nimmt der Bikin folgende Flüsschen auf: Saunga, Imagojigtschi, Chutunge und Chowanda, chinesisch: Chandagou. Von diesem führt ein Pfad an den Armu hinüber. Kurz vor dem Laochosen umspült der Bikin zur Rechten den Felsenhügel Pjankulakttschi, zur Linken den Tanzansu.

Der Fluß neigt außerordentlich dazu, sich in Nebenarme zu teilen. Die Eingeborenen geben an, daß man stellenweise über zwanzig solcher Flußarme zählen kann. Die Strömung des Bikin ist bei weitem ruhiger als die des Iman, jedoch ist sein Strombett stark mit versunkenen Treibholzstämmen erfüllt, wodurch das Befahren mit Booten sehr erschwert wird.

Die Entfernung von der Bjugamumündung bis zur Eisenbahnlinie beträgt ungefähr 350 Werst.



Arsenjew bei einer Vermessung

Etwas unterhalb des Laohofen liegt ein kleines uralisches Standlager gleichen Namens, das aus drei Jurten besteht. Wir erreichten den Platz in der Dämmerung. Das plötzliche Erscheinen einer Bande unbekannter Männer „von irgendwo oben her“ erschreckte die Eingeborenen nicht wenig. Als sie aber erfuhren, daß sich ein „Kapitan“ und ihr Stammesverwandter Derissu bei der Abteilung befänden, beruhigten sie sich sofort und nahmen uns freudig auf. Wir hatten diesmal nicht nötig, das Zelt aufzustellen, sondern verteilten uns auf die Jurten.

Am Abend entspann sich eine Unterhaltung mit den Eingeborenen, und ich erfuhr Näheres über ihr Leben und Treiben am Bikin und ihre Beziehungen zu den Chinesen.

Der Forscher M. Wenjukow, der das Ussurigebiet im Jahre 1857 bereiste, gibt an, daß damals am Bikin überhaupt keine Chinesen lebten, sondern lediglich Udehesen, die er als Drotschen bezeichnete. Die Söhne des „Himmlichen Reiches“ erschienen erst bedeutend später. Sie schleppten die Blatternseuche ein, die so stark wütete, daß in vielen Eingeboreneniedlungen nicht ein Mensch am Leben blieb. Im Jahre 1895 bestand die Eingeborenenbevölkerung am Bikin nur aus 306 Seelen beiderlei Geschlechts. Die einwandernden Chinesen überragten bald die Eingeborenen an Kopfzahl, unterjochten sie gänzlich und machten sich zu alleinigen Herren des Flusses. Seit jener Zeit gerieten die Udehesen in untilgbare Schulden und sanken zu Sklaven der Chinesen herab. Die Schilderungen des unmenschlichen Verhaltens der Chinesen ihnen gegenüber sind voll schrecklicher Einzelheiten: die Männer wurden verkauft wie Vieh, zu Krüppeln geschlagen oder getötet. Um von ihnen eine gehörige Anzahl von Zobelstellen zu erpressen, wendeten die Chinesen nicht selten Folterungen an. Diese grausame Bedrückung währte lange, bis sich endlich der Landeshauptmann Jastrebow der Eingeborenen annahm. Mit einer militärischen Abteilung zog er flußaufwärts und verwies alle Mansen aus der Gegend des Bikin, nur die ältesten Leute und die Krüppel und Kranken ließ er zurück. Diese Maßregel half, die Eingeborenen konnten freier aufatmen. In den letzten Jahren hat aber eine neue chinesische Einwanderungswelle den Bikin erreicht. Diesmal siedelten sich die Mansen vorzugsweise in der Gegend von Sigou an.

Wir zogen nun bereits zwei Wochen durch die Taiga. Daran, wie die Soldaten den bewohnten Gegenden zustrebten, sah ich, daß sie einer Ruhepause von längerer Dauer bedurften, als ihnen das Übernachten in der unbewohnten Wildnis gewähren konnte. Deshalb beschloß ich, hier bei den Udehesen einen Ruhetag zu verbringen. Die Schützen waren sehr erfreut darüber und machten es sich in den Jurten bequem. Das tägliche Einerlei des Bivakierens erfuhr eine Unterbrechung: es brauchte kein Brennholz herbeigeschleppt, kein Lager aus Tannenzweigen aufgeschichtet zu werden und so weiter. Die Leute legten ihre schwere Marschausrüstung ab und machten sich sogleich daran, das Abendessen zu bereiten.

In der Dämmerung kehrten zwei junge Udehesen von der Jagd

zurück und berichteten, daß sie unweit die Spuren von Wildschweinen gesehen hätten und morgen eine Treibjagd veranstalten wollten.

Die Jagd versprach sehr interessant zu werden, und ich beschloß, mich den Udehesen anzuschließen.

Im Winter bei hohem Schnee jagen die Eingeborenen das Schwarzwild auf Schneeschuhen. Die Wildschweine flüchten anfangs schnell ab, ermüden aber bald und werden dann von den Eingeborenen eingeholt und mit Spießen erlegt. Gewehre werden zu dieser Jagd nicht mitgenommen, denn Patronen sind in der Taiga stets sehr kostbar. Außerdem gilt die Jagd mit dem Speiß bei den Eingeborenen als eine Art Sport. Hierbei haben die jungen Männer Gelegenheit, ihre Gewandtheit und Kraft zu erweisen.

Noch am Abend trafen die Udehesen ihre Vorbereitungen. Die Schneeschuhe wurden mit neuen Riemen versehen und die Speere geschärft.

Da der Aufbruch zur Jagd morgen vor Sonnenaufgang erfolgen sollte, legten sich heute alle Teilnehmer sofort nach dem Abendessen schlafen.

Es war noch Nacht, als ich mich an der Schulter gerüttelt fühlte. Ich erwachte, ein helles Feuer erleuchtete die Jurte. Die Eingeborenen standen schon bereit, und man wartete nur auf mich. Rasch kleidete ich mich an, trank einige Schalen heißen Tee und zog mit den Jägern an das Flußufer hinab.

Es begann schwach zu dämmern; die Sterne verblaßten, der bleiche Mond zog langsam den leichten Wölkchen entgegen. An der anderen Seite des Himmelsgewölbes stieg das Morgenrot herauf. Ringsum herrschte feierliche Stille. Im Thermometer war die Quecksilbersäule auf 3° Grad unter Null gesunken, eine Kälte, die nur bei der völligen Windstille und der Trockenheit der Luft erträglich war. Der dunkle Wald stand wie eine Mauer und schien auf das Krachen der Bäume im Frost zu lauschen. Wie Peitschenhiebe durchschnitten diese hallenden Töne die erstarrte Nachtluft.

Die Udehesen eilten voraus, ich folgte auf ihrer Spur. Nachdem wir ein Stück am Laohofen entlang gezogen waren, ging es seitwärts ab, und nach Überschreitung eines kleinen Hügelzuges gelangten wir in den benachbarten Grund. Dort hielten die Jäger kurze Rast, besprachen sich untereinander und zogen dann weiter, nun aber leise und ohne ein Wort zu sprechen.

Nach einer halben Stunde war es ganz hell. Die Sonne bestrahlte die Gipfel der Berge und kündete den Bewohnern des Waldes den

kommenden Tag. Inzwischen waren wir zu der Stelle gelangt, an der die jungen Udehesen gestern die Wildspuren gesehen hatten.

Im Sommer liebt das Schwarzwild tagsüber zu ruhen, um nachts auf Fraß auszuziehen. Im Winter schweift es bei Tageslicht umher und schiebt sich nachts in seine Lager ein. Die gestern gesichteten Wildschweine konnten also nicht sehr weit sein.

Nun begann die eigentliche Suche.

Jetzt erst hatte ich Gelegenheit, zu bewundern, wie schnell sich die Eingeborenen im Walde auf den Schneeschuhen bewegen konnten. Bald blieb ich hinter ihnen zurück, dann verlor ich sie ganz aus den Augen. Ihnen nachzujagen, hatte wenig Sinn, und ich folgte daher gemächlich den Spuren der Schneeschuhe. So zog ich wohl eine halbe Stunde weiter, dann wurde ich müde und setzte mich auf einen Baumstamm.

Plötzlich hörte ich hinter mir das Brechen des Fallholzes, ich wandte mich um und erblickte in einiger Entfernung zwei Wildschweine, die in leichtem Trott an mir vorüberwechselten. Rasch legte ich an und schoß; aber die Kugel wurde durch einen Zweig abgelenkt. Die Schwarzkittel bogen scharf ab und verschwanden im Unterholz. Ich fand keinen Schweiß, machte mich aber daran, den Fährten zu folgen. Nach etwa zwanzig Minuten hatte ich die Tiere wieder eingeholt. Sie waren erschichtlich stark ermattet und kamen im tiefen Schnee nur schlecht vorwärts. Bald hatten sie die drohende Gefahr gewittert, machten wie auf Kommando kehrt und stellten sich angriffsbereit. Ich sah deutlich, wie sich ihr Gebred bewegte, und hörte das Wehen ihrer Gewehre. Diese blanken Hauer waren besonders bei dem einen Tier, wahrscheinlich einem alten Keiler, außergewöhnlich groß. Die Wildschweine hielten ihre tückisch glühenden Seher auf mich gerichtet, hoben ihren beweglichen Windfang, blähten ihn auf und sicherten mit aufgerichteten Gehören. Da ich zwei dieser wehrhaften Reden vor mir hatte, enthielt ich mich des Schusses. Selbst wenn ich eines der Tiere mit meinem Schuß zur Strecke brachte, mußte ich gewärtigen, den blißschnellen Angriff des zweiten Tieres auf mich zu ziehen. Ich verhielt mich gänzlich still und wartete eine bessere Gelegenheit ab. Die Schwarzröcke beruhigten sich, das Knirschen und Wehen der Hauer hörte auf, sie warfen noch einige Male den Fang hoch und windeten in die Luft; dann wendeten sie langsam um und zogen weiter. Ich eilte ihnen nach, hielt mich seitlich und hatte sie bald wieder eingeholt. Die Wildschweine stellten sich aber-

mals zum Kampfe, das eine erprobte feine Hauer an der Rinde eines gestürzten Baumstammes. Plötzlich drehten sie halb von mir ab und sicherten nach einer anderen Richtung; dann stießen sie ein kurzes Grunzen aus und bahnten sich links von mir ihren Weg durch den hohen Schnee.

Nun gewahrte ich vier Udehesen, auch sie hatten die Wildschweine gesehen. Ich schloß mich den Eingeborenen an, und wir hatten die Schweine bald wieder eingeholt, die nur schlecht vorwärts kamen. Sie machten halt und bereiteten sich zur Abwehr ihrer Verfolger vor. Die Eingeborenen umgingen sie im Bogen, verteilten sich rings um sie und schlossen den Kessel immer enger. Die Schweine wandten sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Schließlich versuchten sie, nach rechts durchzubrechen. Mit staunenswerter Geschicklichkeit stießen ihnen die Udehesen die Speere in den Leib. Dem einen Keiler saß der Stich genau zwischen den Schultern, dem andern



Winterliche Taiga

im Halse. Dieser rannte vorwärts; der Udehese versuchte, ihn mit dem Speer aufzuhalten. Ein trockenes Knacken, und der Schaft des Spießes war von den Hauern des Keilers durchschnitten wie ein dünnes Reis. Der Jäger verlor das Gleichgewicht und fiel nach vorn. Das Tier kam nun in schneller Fahrt auf mich zu; instinktiv hob ich die Büchse und schuß, fast ohne zu zielen. Die Kugel saß dem Keiler mitten im Schädel, und er brach kurz vor mir zusammen.

Jetzt erst bemerkte ich, daß der Udehese, dem das Wildschwein den Speer zerbrochen hatte, an der Erde saß und seine Hand

fest auf eine Wunde am Bein presste, aus der reichlich Blut floß. Im Augenblick des Kampfes mit dem grimmigen Schwarz-cock hatte der Udechese seine Verwundung gar nicht gespürt. Ich legte ihm einen Verband an, und wir setzten uns an einem Feuer nieder, das die Eingeborenen rasch angezündet hatten. Ein Mann blieb bei dem Verwundeten, ein anderer holte die Karten herbei, und die übrigen zogen nochmals auf die Jagd. Gegen Abend erreichten wir mit reicher Jagdbeute wieder die Udechesehsiedlung.

Die Verwundung des Jägers erregte auch dort kein Aufsehen. Seine Frau lachte und machte sich auf Kosten ihres Mannes lustig über seine Ungeschicklichkeit. Derartige Fälle waren so häufig, daß ihnen niemand Beachtung schenkte. Fast jeder der Männer wies an seinem Körper zahlreiche Narben von Bildschweinschauern und Bärenzähnen auf.

Tagsüber hatten die Schützen Bruchstellen an den Karten geflickt, die Udechesehsfrauen besserten ihnen inzwischen das Schuhzeug und die Kleider aus. Um meinen Leuten den Weitermarsch zu erleichtern, mietete ich zwei Eingeborene mit Hundeschlitten, die uns bis zum nächsten Eingeborenenlager begleiten sollten.

Am andern Morgen, dem 23. Dezember, setzten wir unseren Weg weiter fort.

Der Bikin fließt hier wie bisher nach Nordwesten. Sein Tal verengt sich stellenweise bis auf 100 Sassen, dann verbreitert es sich wieder auf 3 und mehr Werst.

In den Bergen wächst hauptsächlich Nadelwald, gutes Bauholz; unten im Tale steht Mischwald aus Esche, Pappel, Ulme, Weide, Ahorn, Eiche, Linde und Korkholz.

Nach dem Laochosen nimmt der Bikin von rechts folgende Nebenflüsse auf: Sagdy-ula, Rangatu und Chabagou, von links: Tschuguljankuni, Dawasigtshi und Sagdy-he, chinesisch: Sitziche. Vom Dawasigtshi führt ein Paßübergang an den Mittellauf des Armu. Zwei hohe Berge an der rechten Seite des Flusses tragen die Bezeichnungen Laobeilasa und Syfantai.

Nahe der Mündung des Dawasigtshi liegt noch ein Udechesehsstandlager, das aus vier Jurten besteht. Die Männer befanden sich alle auf der Jagd, nur die Frauen und Kinder waren zu Hause. Ich hatte damit gerechnet, hier die Begleiter zurückschicken und andere annehmen zu können. Davon mußte ich bei der Abwesenheit aller Männer hier nun leider Abstand nehmen; zu meiner Freude

erklärten sich aber die beiden Eingeborenen aus Laohofen bereit, noch mit uns weiterzuziehen.

Am Nachmittag berührten wir wiederum ein Udehesenlager mit Namen Kangu. Hier trennte sich der Mandchure Tschischiu von uns. Er erhielt von mir ein Geldgeschenk und wurde mit Lebensmitteln versehen.



Udehesenfrauen und -kinder

Kurz vor dem Dunkelwerden fanden wir unweit des Chabagou noch eine bewohnte Jurte und hielten in der Nähe zum Wivakieren. In der Jurte war eine junge Frau mit zwei kleinen Kindern; der Mann befand sich ebenfalls auf der Jagd. Ich hatte mich bei den Schützen im Zelt eingerichtet, aber am Abend kam Derssu zu mir und sagte, daß die Frau mich bei sich zu Gaste bitte. Gewöhnlich sind die Eingeborenenfrauen außerordentlich schüchtern und ängstlich. Sie machen stets ein finsternes, mißtrauisches Gesicht, sind nicht zu einer Unterhaltung zu bringen, kaum zu einer kurzen Antwort auf die an sie gerichteten Fragen.

Im Gegensatz hierzu war unsere neue Bekannte ziemlich aufgeweckt. Sie bewillkommte uns freundlich, ihre anfängliche Ver-

legenheit überwand sie bald, hielt sich einfach und ungezwungen. Sie fragte uns nach den Kufuntafen, nach dem Leben in der Stadt, nach der Eisenbahn, von der sie schon oft gehört hatte, ohne sie bisher gesehen zu haben, und nach anderem mehr. Nach dem Abendessen schenkte ich ihr ein Päckchen Tee und fragte, ob sie mir einen Zehnrubelschein wechseln könne. Die Frau flüsterte darauf leise mit Derßu. Er gab ihr irgendeine kurze Antwort und lachte laut. Dann erfuhr ich, daß die Udehesin nicht mit dem Geldwechseln Bescheid wußte und ihren Stammesverwandten gefragt hatte, ob ich sie auch nicht betrügen würde, wenn sie mir ihr Geld anvertraute und mir die Verfügung beim Wechseln selbst überließe. Nachdem Derßu sie in dieser Hinsicht beruhigt hatte, ging sie nach dem seitwärts stehenden Schuppen und brachte von dort eine kleine Schachtel aus Birkenrinde, die mit Verzierungen bedeckt war. In diesem Behältnis lagen vierzig Papierrubel. Indem sie mir das Geld aushändigte, sagte sie, daß ihr Mann lieber Silbergeld haben würde, da man es in der Erde vergraben könne — und sie selbst könne es sich an die Kleider nähen.

Leider hatte ich selbst kein Silber bei mir, und mir lag daran, Kleingeld zu bekommen. Ich legte ihr einen Zehnrubelschein auf die Knie und zählte mir zehn einzelne Rubelscheine von ihrem Gelde ab. Als die Udehesin das sah, fing sie an zu jammern und zu weinen.

Derßu erklärte mir auf meine bestürzte Frage, daß sie darüber klage, nur einen Schein gegen zehn zu bekommen.

Ich versuchte ihr den Wert des Geldes klarzumachen und sagte ihr, sie solle sich nicht beunruhigen; wenn ihr Mann käme, so würde er schon sehen, daß ich recht gehandelt hätte. Aber die Udehesin antwortete, daß ihr Mann auch nichts vom Rechnen verstünde, und ihre Tränen waren nicht zu stillen. Ich mußte also von der Umwechslung des Geldes absehen und gab ihr ihre Scheine zurück. Dann schenkte ich ihr ein blankes Fünfzigkopfenstück. Ihre Angst war damit im Ru verflogen; sie lachte unter Tränen, dann machte sie sich daran, uns mit Grütze und frischem Kaviar zu bewirten, und wir mußten wieder vom Meere erzählen und wie dort die Tafen lebten.

Als wir gegen neun Uhr abends aus der Jurte traten, war ich überrascht von dem Anblick des Nachthimmels. War es eine Wirkung der besonderen Reinheit der Luft oder lagen hier noch andere Ursachen vor — die Sterne erstrahlten in ungewöhnlicher Größe

und Helligkeit. So war es am Himmel heller als an der Erde. Die Umrisse der benachbarten Berge und die spitzen Wipfel der Tannen hoben sich außerordentlich klar gegen den funkelnden Hintergrund ab, dafür versank nach unten zu alles im tiefsten Dunkel. Undeutliche, kaum vernehmbare Laute schwebten zuweilen aus der Ferne durch die verträumte Luft; der Flug eines Nachtvogels, das Fallen einer Schneelast von einem Fichtenzweig auf den anderen, das Rascheln der von einem leichten Windhauch durchzitterten, trockenen Gräser — das alles zusammen konnte die Stille nicht stören, die ringsum die friedvolle Natur beherrschte.

Ich ging nach unserem Zelt. Die Schützen schliefen längst. Eine Weile saß ich noch am Feuer, dann legte ich die hohen Pelztiefel ab, suchte meine Lagerstätte auf, schob mich in den Schlafsack und schlief fest bis zum späten Morgen.

Am 24. Dezember zogen wir weiter; ich beschloß aber, an diesem heiligen Tage früher zum Biwatieren halten zu lassen.

Von dem Udehesenlager Chabagou aus hält der Bikin noch immer seine nordwestliche Richtung inne und nimmt unterwegs folgende Zuflüsse auf: Ganu (Hanu), Sagdy-ula, Santeri, Mudjan, Sumuge, Chatange und Dungoufa.

Unweit der Gegend Tanzanfa verengt sich das Biktal stark und läßt den Wassermassen nur einen schmalen Durchgang. Die Berge treten hier dicht an den Fluß heran und fallen in hohen Steilwänden zu ihm ab, die von den Udehesen Sigonku-gulfani genannt werden.

An den Bergen stehen hier vorzügliche Zedernwäldungen, in den Tälern dagegen verschwinden allmählich die Nadelhölzer, und an ihre Stelle treten Laubholzarten, die den schlammigen Grund und die reichliche Feuchtigkeit lieben.

Die Tierwelt ist in diesen Wäldern sehr mannigfaltig vertreten. Hier schleicht der Tiger durch das Dickicht, auch Luchs und Wildkatze. Aus der Familie der Paarhufer: Ijjuhrhirsche, Rehe und Moschustiere. Dazu gesellen sich die kleinen Rager: Eichhörnchen, Burundut (Erdbörnchen), Flughörnchen. Dann das kleinere Raubzeug: Iltis, Zobel und Marder sowie der Bielfraß. Dem weißbrüstigen Bären begegnet man am Unterlaufe des Bikin nur bis zum Chabagou, weiter oberhalb ist der Bereich des braunen Bären. Die Wildschweine ziehen bei reichlichem Vorkommen der Zedernnüsse bis zum Bjugamu aufwärts, in Jahren mit schlechter Zedernnußernte wandern sie flußabwärts in die mit Eichen durchsetzten Laubwälder.

Der Bikin gilt mit Recht als einer der fischreichsten Flüsse. In ihm halten sich in großen Mengen im Oberlauf: die Lachsforellenarten der Afsche und des Lenok; in den Nebenarmen und von Wasserpflanzen durchwucherten Flußbuchten: Karpfen, Alquappen und Hechte; im Unterlaufe nahe der Mündung: Taimenlachs und Wels. Der Ketalachs steigt fast bis zu den Quellen aufwärts.

In der Nähe des Felsens Sigonku hatten Udechesen ihre Jurten aufgeschlagen. Hier erfuhr ich, daß man am Bikin nach jemand auf der Suche sei und daß der Distriktspolizist vor einigen Tagen in dieser Angelegenheit hier gewesen, des tiefen Schnees wegen aber wieder umgekehrt sei. Ich wußte damals noch nicht, daß es mich selbst betraf.

Nach den Aussagen der Udechesen standen weiterhin noch zwei leere Jurten. Ich beschloß, in diesem verlassenen Standlager Weihnachten zu feiern.

„Wie heißt der Ort?“ fragte ich die Udechesen.

„Beißilasa-datani“, antwortete einer von ihnen.

„Und wieviel Werst sind es bis dorthin?“ forschte ich weiter.

„Zwei!“ versicherte man uns.

Ich forderte einen der Udechesen auf, uns zu begleiten; er erklärte sich gern dazu bereit. Wir kauften bei den Eingeborenen noch Elchfleisch, Fische und Bärenseife und zogen weiter.

Nachdem wir noch vier Werst zurückgelegt hatten, fragte ich unseren Begleiter, ob es noch weit bis zu den Jurten sei.

„Nicht weit“, antwortete er.

Immerhin legten wir nochmals vier Werst zurück, doch der gesuchte Lagerplatz schien wie verhegt sich immer weiter von uns zu entfernen. Es war längst Zeit zum Biwakieren, aber wir wollten uns doch nicht gern in den Schnee eingraben, wenn die Jurten vielleicht ganz in der Nähe lagen. Auf alle unsere Fragen, ob es noch weit sei, antwortete der Udechese kurz: „Nahe!“

Bei jeder Biegung des Tales glaubte ich die Jurten sehen zu müssen; aber ein Waldstück folgte dem andern, Bergzug lag hinter Bergzug, die gesuchte Wohnstätte war nicht zu erblicken. So ging es noch acht Werst weiter. Endlich nahm ich mir den Udechese ernstlich vor und fragte ihn, wieviel Werst es nun wirklich noch bis Beißilasa-datani wären.

„Sieben!“ antwortete er jetzt in seinem gewohnten, überzeugten Tone.

Die Schützen setzten sich vor Schreck in den Schnee und fingen

mächtig an zu schimpfen. Es ergab sich nun, daß unser Begleiter gar keine Vorstellung von der Länge einer Werst hatte. Danach hätte ich die Eingeborenen überhaupt nicht fragen dürfen. Sie bezeichnen die Entfernung nur nach der Zeit: einen halben Tag, einen ganzen, zwei Tage usw.

Nun gab ich das Zeichen zum Halt. Der Udehese versicherte, daß die Jurten „ganz nahe“ wären, aber niemand schenkte ihm noch Glauben. Die Schützen machten sich eiligst daran, einen geeigneten Platz vom Schnee zu säubern, Holz herbeizuschleppen und das Zelt aufzustellen. Wir hatten uns sehr mit diesen Arbeiten verspätet, es war bereits Abend, als wir sie beendet hatten. Dessenungeachtet gestaltete sich dieses Biwak sehr gemütlich.

Nach dem Abendessen gab es Tee mit Rum und Schokolade. Ich sprach mit meinen Gefährten über die Bedeutung des Weihnachtsfestes. Ich schilderte ihnen die Welt des alten Roms zur Zeit um Christi Geburt. Das gewaltige Reich ging seinem Untergang entgegen. Von außen rüttelten die erwachenden Barbarenvölker an den morschen Mauern des übergroßen Baues, im Innern untergruben Verweichlichung und Sittenverderbnis das Kapitol der alten Römertugenden. Durch bluttriefende Gladiatorenkämpfe und Hekatomben von Menschenopfern wurde das Volk über seinen Niedergang hinweggetäuscht; es sank herab zur Plebs, von einer verderbten, schwelgerischen Aristokratie verachtet und beherrscht. In dieser Zeit der wildesten Sinnenlust, geistigen Tiefstandes und hoffnungsloser Leere brach im Osten, im fernen Palästina, die Morgenröthe des neuen Lichtes hervor zum Troste und zur Aufrichtung der geknechteten Menschheit: die erhabene Lehre Jesu Christi.

Die Schützen hörten mir mit großer Aufmerksamkeit zu und fannen über das Gehörte nach. Dann zeigte ich ihnen das Sternbild der Kassiopeia, nach der Annahme der Gelehrten der Stern, der die Weisen aus dem Morgenlande zur Krippe des Erlösers geführt hatte.

Am Tage bei Sonnenschein sehen wir nur die Erde um uns, nachts erblicken wir das Weltall. Wie ein flimmernder Lichtstaub waren die Sterne über das ganze Himmelsgewölbe verstreut. Ruhe und Friede schienen sich von den sanft blinkenden Gestirnen auf die Erde herabzusinken, und darum war alles in der Natur so feierlich und still.

Wir blieben noch den ganzen folgenden Tag an diesem Platze. Noch von Wladiwostok her hatte ich eine Schachtel Christbaumschmuck

mit in meinem Gepäc: einige vergoldete Nüsse, Lichthalter und Kerzen, Goldhaar und Knallbonbons, Figürchen aus Zuckerguß und bunter Watte. Hierzu kamen ein paar kleine Geschenke, ein silbernes Becherchen, Federmesser mit Perlmuttergriff, Bernsteinspitzen für Zigaretten und ähnliches. Dieses alles hatte ich für den heutigen Tag aufbewahrt.

Neben unserem Zelt stand eine zierliche kleine Tanne. Wir schmückten sie mit dem bunten Flitter und mit natürlichen Eiszapfen. Derſſu sah verwundert und verständnislos auf diese geheimnisvollen Vorbereitungen und wandte sich dann an Turtygin, um sich das alles deuten zu lassen. Dieser versuchte es recht und schlecht, dem „Heiden“ die biblische Geschichte zu erklären, brachte dabei manches durcheinander und schloß mit den Worten, daß „Maria, die Frau aus dem Volke, Gott, Jesus Christus, den Höchsten, geboren habe“.

„Bist selbst ein alter Dummkopf!“ antwortete ihm Derſſu und ging ärgerlich über diese ihm unverständliche Offenbarung beiseite.

Am Nachmittage vertrieben wir uns die Zeit mit allerlei Späßen auf dem Eise. Zuletzt wurde eine Art Blindkuß gespielt. An einem Pfahl, den wir in das Eis schlugen, wurden zwei Stride befestigt und an jedem Ende ein Mann am Gurt festgebunden. Der eine erhielt ein Glöckchen in die Hand, der andere eine Rute aus Birkenreisern. Dann wurde beiden die Augen verbunden und sie umeinander herumgeführt. Nun mußte der eine das Glöckchen erklingen lassen und sich darauf beiseite machen, während der andere dem Klange nachging und den Glodenträger mit der Rute bearbeiten sollte. Das Spiel rief allseits große Heiterkeit hervor. Die Eingeborenen lachten, bis sie umfielen und sich im Schnee wälzten, so daß ich ernstlich für ihre Gesundheit fürchtete.

Als es dunkel wurde, ließ ich die Lichter an dem Tannenbäumchen anzünden und bengalisches Feuer abbrennen. In seinem feierlich bunten Schmuck, und umgeben von seinen schneeglitzernden Schwestern, bot das Bäumchen ein Bild von eigenartiger Wirkung, und alle, die Russen und die Eingeborenen, hatte ihre kindliche Freude daran. So feierten wir hier in der Wildnis bei 40 Grad Kälte unter freiem Himmel gewiß lustiger und innerlich beglückter das heilige Christfest als manche feierlich gepuzte Gesellschaft der zivilisierten Welt in strahlenden, geheizten Festsälen.

Beim Verlosen der Geschenke gewann Derſſu eine Tabakpfeife, die ihm gerade zupasse kam. Dann wurden noch Süßigkeiten ver-



Weihnachtsbiwak

teilt, und es gab nochmals Tee. Alle waren zufrieden und in fröhlicher Stimmung. Die Schützen sangen schöne Weihnachtslieder, daß es weit über den Fluß schallte und als Echo widerklang. Fuchs und Eichhörnchen mögen wohl verwundert gelauscht haben.

Gegen Mitternacht suchten wir das Zelt auf und lagerten uns auf den trockenen Schütten aus Tannenzweigen und Gras. Die Schützen erzählten sich Anekdoten und trieben allerlei Kurzweil, Rätselraten und Spiele. Nach und nach wurde es stiller, die Antworten fielen seltener, die Müdigkeit stellte sich ein. Einer oder der andere versuchte wohl noch, das Gespräch neu zu beleben, aber bald erhielt er keine Antwort mehr.

Nach einer kleinen Weile verkündete ein friedliches Schnarchen in allen Tonarten, daß alles schlief.

Vom Tiger überfallen

Am Morgen entließ ich die beiden Eingeborenen. Dabei kam es zu einem drolligen Zwischenfall. Ich gab jedem von ihnen zehn Rubel: dem ersten einen Zehnrubelschein, dem anderen zwei Fünfrubelscheine. Darüber ärgerte sich der erste. Ich glaubte, der Betrag wäre ihm zu gering, und verwies auf den anderen, der mit der gleichen Summe vollauf zufrieden war. Es stellte sich aber ganz etwas anderes heraus: der Udehese fühlte sich benachteiligt, weil er nur einen einzigen Schein erhalten hatte, sein Gefährte aber deren zwei. Ich hatte wieder nicht daran gedacht, daß die Udehesen ja den Wert des Geldes nicht kannten. Da ich dem Unzufriedenen ein besonderes Vergnügen bereiten wollte, so wechselte ich ihm den Zehnrubelschein wieder um und gab ihm drei Dreirubelscheine und einen einzelnen Rubel. Nun war aber die Reihe, sich benachteiligt zu fühlen, wieder an dem anderen Schlauberger, der nur zwei Fünfrubelscheine in der Hand hatte. Um beide zu versöhnen, gab ich dann jedem seinen Lohn in der gleichen Anzahl kleiner Scheine. Hochbeglückt traten sie ihren Heimweg an.

Nach dem Ruhetage waren wir alle in guter Stimmung, froh und munter zogen die Leute vorwärts.

Von den Eingeborenen erfuhr ich auch, daß das Wintergewitter mit Schneefall, das wir am 26. November am Nachtochu erlebt hatten, gleichzeitig auch am Bikin niedergegangen war. Der erste Schnee war hier am 11. November gefallen, als der Fluß soeben

zuzufrieren begann. Das vom Schnee bedeckte Eis nimmt nicht an Stärke zu, während es dort, wo es vom Winde blankgefegt worden war, stellenweise bis auf den Grund reichte. Daher auch die große Ungleichmäßigkeit in der Vereisung der hiesigen Flüsse; die Stärke des Eises schwankt zwischen 1 Zoll und 3 Fuß. Ist der erste Schnee bereits zu Anfang des Winters gefallen, so ist das Eis auf den Flüssen nur mit Vorsicht zu betreten und die Stärke öfters mit einem dicken Knüppel zu prüfen. Sehr nützlich erweisen sich hier die Schneeschuhe. Falls das Eis die Schläge des Knüppels aushält, kann es auch frei ohne Schneeschuhe begangen werden. Die Schützen glaubten anfangs diesen Hinweisen der Eingeborenen nicht; nachdem sie aber mehrere plötzliche kalte Bäder genommen hatten, ließen sie sich befehren, derartige Ratschläge nicht außer acht zu lassen.

An diesem Tage legten wir achtzehn Werst zurück und schlugen das Biwak in der Nähe des Flüsschens Kate-tabauni auf.

Auf dieser Strecke hat der Bikin eine Richtung nach Westnordwest und nimmt von rechts die Flüsschen Mangu, Dungi (chinesisch: Dunssegou) mit dem Jabte und den Gunjeto mit dem erwähnten Kate-tabauni in sich auf. Dieser hat eine Länge von 10 Werst. An ihm liegt der niedrigste Paßübergang zum Chor. Etwas oberhalb des Flüsschens Gunjeto liegen die Felsen Siganku-guljani, ein bevorzugter Platz der uredesischen Schamanen. Von links empfängt der Bikin den Zufluß des Dungsoua und der Quellbäche Railju und Suidagou. An diesem hausten zwei alte Männer, der eine ein Tase, der andere ein chinesischer Jodelsänger. Die beiden Alten



Taiga im Schnee

zeigten sich sehr gastfreundlich, luden uns in ihre kleine Hütte ein und bemühten sich um uns in jeder Weise.

Ich hatte die Absicht, den Paß nach dem Chor zu ersteigen, und erkundigte mich nach dem Wege dorthin. Der Tase Kitenbu, der eine unserer beiden Wirte, erklärte seine Bereitschaft, als Führer zu dienen. Ich schätzte sein Alter auf ungefähr sechzig Jahre. Sein Haar war fast silberweiß, das Gesicht von Runzeln durchfurcht. Seinem Außern nach unterschied er sich in keiner Weise von einem Chinesen, nur seine eigenen Angaben beteuerten seine Abstammung von den Eingeborenen.

Er erzählte, daß er früher am Ussuri gelebt habe, dann aber, von den russischen Einsiedlern bedrängt, an den Vitin übergesiedelt sei, wo er nun seit mehr als zehn Jahren lebe.

Kitenbu machte sich sofort zum Aufbruch bereit. Er nahm eine zerschlossene Schlafdecke mit, ein Ziegenfell und eine verschiedentlich zusammengeflüchte alte Verdanbüchse. Ich nahm einen Teetopf, einige Instrumente, mein Tagebuch und den Schlafsack, Derssu eine Seltbahn und den Proviant.

Außer uns dreien beteiligten sich an dieser Exkursion noch zwei Lebewesen: mein Hund Alpa und ein anderes, dem Tase gehöriges graues, spitzschnauziges Hündchen mit aufrechtstehenden Ohren, das auf den Namen „Kady“ hörte.

Der Kate-taban (Kate-tabauni), ein kleines Bergflüßchen, durchfließt ein an der Mündung enges Tal, das sich nach den Quellen zu etwas verbreitert. Die Berge ringsumher sind mit altem Nadelmischwald bedeckt.

Unterwegs trafen wir viele Fährten von Schwarzwild, wilden Ziegen, Ijjuhrhirschen und zuweilen auch die tellergroßen Siegel der Tigertagen.

Seit dem Morgen herrschte gutes Wetter. Wir rechneten darauf, zum Abend bis zu einer Fallstellerfahse zu gelangen, die jenseits der Wasserscheide lag. Unser Wunsch jedoch sollte nicht in Erfüllung gehen. Am Nachmittag begann der Himmel sich mit dichten Wolkenschichten zu umziehen, rings um die Sonne bildeten sich wieder Ringe, gleichzeitig erhob sich der Wind. Ich war bereits entschlossen, umzukehren, aber Derssu beruhigte mich und sagte, daß keine Purga kommen würde, nur ein starker Wind, der sich morgen legen würde. So traf es auch ein. Gegen vier Uhr nachmittags verbergte sich die Sonne, ob in den Wolken oder im Nebel, war nicht zu unterscheiden. Die Luft war von trockenem Schneestaub erfüllt. Der aufgekomm-

mene Wind blies uns entgegen und schnitt wie mit Messern ins Gesicht. Als es zu dämmern begann, hatten wir soeben die Höhe der Wasserscheide erreicht. Hier hielt Derßu an, um etwas mit dem alten Taseu zu besprechen. Auf meine Fragen antwortete man mir, daß der Eingeborene vom Wege abgekommen sei. In Anbetracht der Gefahr, sich zu verirren, hatten sie nun beschlossen, unter freiem Himmel zu übernachten.

„Kapitan,“ wandte sich Derßu an mich, „unserer kann heute die Fasn nicht finden, müssen Bivak machen.“

„Gut, wollen wir einen Platz suchen“, sagte ich.

Meine beiden Gefährten berieten sich nochmals untereinander, gingen dann etwa zwanzig Schritt seitwärts und legten die Bündel ab.

Daß der Platz für das Bivak besonders gut gewählt war, konnte man nicht behaupten. Es war eine flache Einsattelung, mit dichtem Wald bewachsen. Daneben zog sich ein langer Wall hin, der in einen kegelförmigen Hügel endete. Zu beiden Seiten der Einsattelung wucherten Zederngestrüpp und andere Sträucher mit daran zurückgebliebenem welken Laub. Wir hatten uns ganz in das verwachsene Dickicht eingeschoben, um uns gegen den Wind zu decken, und ließen uns am Fuße einer riesigen Zeder nieder von vielleicht zehn Sassen Höhe. Derßu nahm das Beil und ging nach Holz, der alte Taseu machte sich daran, Tannenzweige für das Nachtlager zurechtzuschneiden, ich befaßte mich mit dem Anlegen des Lagerfeuers.

Erst gegen sieben Uhr abends hatten wir die Bivakarbeiten beendet und waren sehr ermüdet. Das Feuer brannte gut, und es gab ein ganz gemütliches Bivak. Wir machten es uns bequem, zogen leichteres Schuhzeug an und aßen zur Nacht. Dann tranken wir Tee und tauschten unsere Ansichten über das Wetter aus.

Meine Alpa hatte nicht einen so dichten Pelz wie Kadu. Sie zitterte und fror, und vom langen Weg ermüdet, saß sie am Feuer, blinzelte mit den Augen und schien zu träumen. Das Taseuhündchen, von klein auf an jede Art Entbehrungen gewöhnt, kümmerte sich wenig um die Widerwärtigkeiten des Wanderlebens. Wie eine Brezel zusammengerollt, lag es etwas abseits und war sofort eingeschlafen. Nach und nach wurde es ganz vom wehenden Schnee bedeckt. Zuweilen erhob es sich, schüttelte sich, drehte sich einigemal um sich selbst, legte sich auf die andere Seite, steckte die spitze Schnauze unter die Vorderpfoten und erwärmte sich mit seinem Atem.

Derſſu verhätschelte Alpa sehr und machte ihr stets aus Tannenzweigen und trockenem Graſe ein weiches Lager zurecht. Wenn weder das eine noch das andere in der Nähe war, trat er ihr wohl auch seine Jacke ab und deckte sie zu. Alpa verstand das sehr gut und vergalt ihm seine Fürsorge durch große Anhänglichkeit. Während der Raſtzeit hielt sie sich gern an Derſſu, sprang um ihn herum und bemühte sich in jeder Weise, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Sobald dann Derſſu das Beil ergriff, beruhigte sie sich und wartete geduldig, bis er mit einer Handvoll Tannenzweige aus dem Walde zurückkam.

Wir waren selbst nicht weniger ermüdet als die Hunde, und ſogleich nach dem Teetinken, nachdem wir das Feuer noch reichlich mit Holz verſorgt hatten, legten wir uns auf die Seite.

Wir hatten uns einzeln um das Feuer gelagert, ich hatte die windgeſchützte Seite eingenommen, neben mir lag Derſſu. Er hatte sich eine Art Zelt errichtet und den Mantel um die Schultern gehängt. Der Tafe lag am Fuße der Zeder, in die Schlafdecke gewickelt. Er hatte es übernommen, das Biwak zu bewachen und das Feuer nachtsüber zu unterhalten. Ich legte meinen Schlaſſack auf die Zweigſchüttung und bettete mich recht bequem. Von einer Seite war ich durch einen an der Erde liegenden Baumſtamm geſchützt, an der anderen wärmte mich das Feuer.

Im tiefen Walde fühlt man sich bei Unwetter oft beängſtigt. Ungeachtet meiner Übermüdung konnte ich lange nicht einſchlafen; mich quälte die Vorſtellung, daß gerade die Zeder, unter der wir lagen, vom Sturme umbrechen und mich erſchlagen könnte. Es ſchien, als habe irgend etwas den Wind in eine ſo grimmige Wut verſetzt, daß er sich wie ein raſendes Tier auf alles ſtürzte, was sich ihm entgegenſtellte. Beſonders ſtark hatte er es mit den Bäumen zu tun, es war ein richtiger Kampf der Waldbrieſen mit dem ſinnlos wütenden Element der Luft. Der Wind ſtürmte ſtoßweiſe heran, brach ab, griff wieder von der anderen Seite an und heulte inzwiſchen klagend hinter dem Walle. Allem Anſchein nach waren wir mitten in einen Wirbelſturm hineingeraten. Der Wind ſauchte im Kreiſe herum, ſehrte nach unſerem Biwak zurück und ſtürzte sich wieder auf die alte Zeder, um sie um jeden Preis zur Erde zu werfen. Aber das gelang ihm nicht. Der Waldbrieſe blickte finſter drein und ſchaukelte in ſicherer Standfeſtigkeit von einer Seite zur anderen. Mir kam Puſchkins Dichtung „Metel“ (das Schneegeflöber) in den Sinn, und dann entſann ich mich der Burga am Chankafee und des Schnee-

sturmes, den ich im vorigen Jahre beim Übergang über den Sichotealin erlebt hatte. Ich hörte, wie der Tase Holz an das Feuer legte, und dazwischen klang das rauschende Geräusch der Flamme, wenn der Wind in den Feuerhaufen blies. Dann verschwammen diese Eindrücke in mir, und ich schlummerte ein. Gegen Mitternacht erwachte ich, Derſſu und Kitenbu schliefen nicht und flüsternten leise miteinander. An ihren Mienen merkte ich, daß sie durch irgend etwas geängstigt wurden.

Ich glaubte, daß es sich um die Gefahren des Sturmes handelte und daß vielleicht ein Baum in der Nähe umzustürzen drohte.

Rasch warf ich die Kappe des Schlaffades vom Kopfe und fragte, was geschehen sei.

„Nitschewo, nitschewo, Kapitan!“ antwortete mir Derſſu, aber mir schien sein Wesen nicht ganz aufrichtig; er wollte mich wohl einfach nicht beunruhigen.

Das Biwakfeuer brannte mit heller Flamme. Derſſu saß am Feuer; das Gesicht mit der Hand vor der Hitze schützend, schürte er die Glut auf und sammelte die Holzkohlen an einer Stelle. Der alte Kitenbu streichelte sein Hündchen, Alpa hockte neben mir und zitterte ersichtlich vor Kälte.

Es schien, als ob alle bösen Geister sich hier ein Stelldichein gegeben hätten und heulend und jammernd durch die Taiga jagten, als wollten sie die der Natur von Gott gegebene Ordnung umstürzen und ein neues Chaos auf Erden schaffen. Bald drang es wie schluchzendes Weinen und Stöhnen, bald wie wildes Lachen und Wiehern an mein Ohr. Plötzlich trat auf einen Augenblick Stille ein, und man konnte unterscheiden, was in der Nähe vor sich ging. Aber an diesen Sturmpausen war zu erkennen, daß sich das Unwetter bald legen würde.

Vom hellen Lagerfeuer aus bewegten sich rote Lichtstreifen und schwarze Schatten über die Erde, abwechselnd einander folgend; bald streckten sie sich weit ab vom Feuerhaufen, bald schmiegen sie sich dicht an ihn und hüpfen über die Sträucher und Schneehügel.

„Nitschewo, Kapitan!“ sagte Derſſu nochmals. „Kannst schlafen, unsereins spricht nur — so.“

Ich zwang mich nicht zum Nachdenken, schloß wieder die Augen, zog den Oberteil des Schlaffades über den Kopf und schlief ein.

Nach etwa einer Stunde erwachte ich wiederum, durch die Stimmen geweckt. „Irgend etwas ist nicht in Ordnung“, sagte ich mir und troch aus dem Schlaffad.

Der Sturm hatte etwas nachgelassen, hier und da zeigten sich Sterne am Himmel. Jeder Windstoß segte den trockenen Schnee über die Erde, daß er wie Sand raschelte. Nahe am Feuer sah ich meine Gefährten. Der Tase war aufgestanden und schien auf irgend etwas zu lauschen. Derſſu war neben ihm und blickte, die Augen mit der Hand gegen den Lichtschein schützend, angestrengt in das Dunkel der Nacht.

Auch die Hunde schliefen nicht; sie drückten sich am Feuer herum, versuchten, sich hier und da niederzulegen, sprangen aber sogleich wieder auf und schlichen an eine andere Stelle. Sie windeten bisweilen mit hoher Nase in die Luft nach eben der Seite, nach der die Aufmerksamkeit Derſſus und des Tases gerichtet war.

Der Wind fachte immer wieder stark das Feuer an, ließ Tausende von Funken aussprühen, die in der Luft tanzten und weit abseits im Walde verloschen.

„Was gibt es da, Derſſu?“ fragte ich den Golden.

„Laufen Wildschweine herum“, antwortete dieser.

„Nun, was ist dabei Besonderes?“

Schwarzwild ist in diesen Wäldern so häufig: die Schweine zogen umher, stießen auf unser Biwak und mochten jetzt wohl geräuschvoll ihr Mißfallen darüber ausdrücken.

Derſſu machte mit der Hand eine ärgerliche Geste und sagte:

„Wie ist das mit dir, treibst dich so viele Jahre in Bergen herum, verstehst nicht! . . . Im Winter laufen nachts sonst Schweine nicht herum.“

Ich verstand den Sinn seiner Worte nur halb.

Jedenfalls war aus der Richtung, nach der Derſſu und der Tase blickten, das Krachen des dürrn Fallholzes und das untrügliche Grunzen und Quielen von Wildschweinen zu hören. Ein Stück vor unserem Biwak verließen sie die Senke und umgingen den kegelförmigen Hügel.

„Aber wie kommt es, daß diese Schweine nachts unterwegs sind?“ fragte ich Derſſu.

„Amsonst laufen die nicht, anderer Kerl treibt sie“, antwortete er.

Ich nahm zuerst an, daß er Udehesenjäger meinte, und wunderte mich nur, wie die Eingeborenen wohl nachts auf Schneeschuhen durch die Taiga lämen. Aber dann begriff ich plötzlich den Sinn seiner Worte, er nannte ja auch alle Tiere „Kerle“: die Wildschweine wurden von einem Tiger gejagt. Also war der Räuber auch irgendwo in unserer Nähe.

Allmählich stellte sich in der Natur wieder Ruhe ein. Eine höhere Gewalt begann die Oberhand über den Sturm zu gewinnen und gebot ihm Einhalt. Aber an dem Schwanken der alten Federn war zu merken, daß oben im Bereiche ihrer Wipfel noch nicht wieder alles in Ordnung war.

Ich hatte keine Lust, abzuwarten, bis das von Derssu ans Feuer gestellte Teewasser kochte, sondern schleifte meinen Schlafsack näher zum Feuer, kroch wieder hinein und versank sofort in Schlaf.

Als ich erwachte, schien es mir, daß ich sehr lange geschlafen hätte. Plötzlich wälzte sich etwas Schweres auf meine Brust, und gleichzeitig vernahm ich Hundegewimmer und Derssus verzweifeltcs Schreien: „Schnell, schnell!“

Im Augenblick hatte ich die obere Klappe des Pelzsackes von mir geworfen. Schneestaub und trockenes Reißig flogen mir um die Ohren, und ich sah noch, wie irgendein langer Schatten schräg dem Walde zuglitt. Auf meiner Brust lag Alpa.

Der Feuerhaufen war fast verlöscht, nur einige wenige Kohlen glühten noch in ihm. Derssu saß auf der Erde und stützte sich mit einer Hand im Schnee; die Linke hatte er an die Brust gepreßt, als wollte er das Schlagen seines Herzens anhalten. Der Tasengreis lag mit dem Gesicht im Schnee und rührte sich nicht.

Fürs erste konnte ich nicht begreifen, was sich zugetragen hatte und wie ich mich verhalten sollte. Mit Mühe schüttelte ich den Hund von mir ab, kroch aus dem Sack und näherte mich Derssu.

„Was ist denn los?“ forschte ich erschreckt.

„Amba, Amba!“ schrie er ganz entsetzt. „Amba ist ganz ins Bivak gekommen, hat einen Hund mitgenommen.“

Jetzt erst bemerkte ich, daß der Hund des Tafen fehlte. Derssu erhob sich von der Erde und machte sich mechanisch an das Ansachen des Feuers. Als die Flamme aufzüngelte, kam auch der alte Tafe wieder zu sich, sah sich furchtsam nach allen Seiten um und machte ganz den Eindruck eines Geistesgestörten. Unter anderen Verhältnissen wäre er mir vielleicht höchst lächerlich erschienen.

Diesmal war ich es, der am meisten Selbstbeherrschung bewahrte; wahrscheinlich nur deshalb, weil ich geschlafen und nichts von allem gesehen hatte, was hier vorgefallen war. Immerhin wechselte ich mit Derssu bald die Rolle: als dieser sich beruhigt hatte, begann ich mich zu ängstigen. Wer konnte dafür bürgen, daß der Tiger nicht nochmals ins Bivak kommen und sich auf einen von uns örenen stürzen würde . . .

Wie hatte sich das alles zugetragen? Weshalb hatte keiner geschossen?

Es ergab sich, daß zuerst Derßu aufgewacht war; ihn hatten die Hunde geweckt. Sie waren fortwährend von einer Seite des Lagerfeuers nach der anderen gesprungen. Um sich vor dem Tiger zu retten, hatte sich Alpa schließlich mit Schwung auf Derßus Kopf gesetzt. Im Halbschlaf stieß er sie beiseite und erblickte im gleichen Augenblick ganz nahe vor sich den Tiger. Das furchtbare Raubtier hatte den Tasenhund gepackt, und gemächlich, ohne sich zu beeilen, gleichsam, als wüßte es, daß es niemand hindern könne, schleppte es sein unglückliches Opfer in den Wald. Alpa war in sinnloser Angst durch das verlöschende Feuer gesprungen und gerade auf meiner Brust gelandet. Im gleichen Augenblick hatte ich Derßus Schrei gehört und unwillkürlich zur Büchse gegriffen, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte.

Jetzt hörten wir wiederum hinter uns im Gestrüpp ein Rascheln.

„Hier!“ Flüsternd wies der Tase mit der Hand nach rechts von der Feder.

„Nein, dort!“ antwortete Derßu und zeigte gerade nach der entgegengesetzten Richtung.

Das Geräusch wiederholte sich; diesmal schien es aus beiden Richtungen zugleich zu kommen. Der Wind heulte in den Wipfeln der Bäume und erschwerte das Lauschen. Zeitweilig glaubte ich wirklich das Knacken des Dürholz zu vernehmen und sogar das Raubtier selbst zu sehen. Aber bald überzeugte ich mich dann wieder, daß es ganz etwas anderes war, ein alter Baumstamm an der Erde oder eine niedrige Tanne. Ringsum war ein derartiges Dickicht, daß man auch bei Tage nichts hätte erkennen können.

„Derßu,“ wandte ich mich an den Golden, „klettere auf den Baum, von oben wird alles gut zu sehen sein.“

„Nein, kann das nicht“, antwortete er. „Bin alter Kerl, auf Bäume klettern verstehe nicht mehr.“

Der alte Tase weigerte sich ebenfalls. So machte ich mich daran, selbst die Feder zu erklimmen. Ihr Stamm war glatt und von der Wetterseite mit Schnee beschlagen. Mit großen Anstrengungen arbeitete ich mich ein Stück hinauf, dann erstarrten mir aber die Hände, und ich mußte mich wieder zur Erde hinabgleiten lassen.

„Nicht nötig,“ sagte Derßu, indem er nach dem Himmel blickte, „Nacht ist bald vorüber.“

Er nahm seine Büchse und feuerte einen Schuß in die Luft. Gleich-

zeitig segte ein starker Windstoß heran, der Knall des Schusses verlor sich in der Nähe.

Wir legten nun ein großes Feuer an und suchten Tee zu kochen. Alpa drückte sich die ganze Zeit über winselnd bald an mich, bald an Derissu, fuhr bei dem geringsten Geräusch zusammen und sah sich furchtsam um.

Wir saßen noch ungefähr eine Stunde am Feuer und besprachen das Ereignis. Endlich begann es zu tagen. Allmählich verbreitete sich um uns das unbestimmte Frühlicht, die Sterne sängen an zu verlöschen, als ob sie sich irgendwohin in die Tiefe des Himmels zurückzögen. Noch ein Weilchen, und das purpurne Morgentrot erschien im Osten. Der Wind flaute rasch ab, aber der Frost nahm immer mehr zu.

Kaum wurde es hell, da machten Derissu und Kitenbu sich auf, die Sträucher rund um das Biwak zu durchforschen. Nach den Fährten stellten sie fest, daß eine Rotte Wildschweine von neun Stück nahe unserem Lager vorübergewechselt und ein alter, großer Tiger ihnen anfänglich gefolgt war. Dann hatte er lehrgemäß und das Biwak lange umkreist, bis das Feuer gänzlich erloschen war; erst dann holte er sich den Hund aus unserer Mitte.

Ich schlug Derissu vor, das Gepäck im Biwak zu lassen und den Tigerspuren zu folgen. Ich hatte geglaubt, er würde sich weigern, und war verwundert, als er sich einverstanden erklärte, den Tiger für den Raub des Hündchens zu strafen.

Der Golde erklärte, daß Gott dem Tiger viele Nahrung in der Taiga gegeben und ihm verboten habe, den Menschen zu überfallen. Dieser Tiger hier war den Wildschweinen gefolgt, hatte dann unterwegs die Leute gesehen und es vorgezogen, in ihr Biwak einzudringen und den Hund zu rauben.

„Solchen Umba kann man schießen — ist keine Sünde“, schloß er seine lange Rede.

Nachdem wir rasch etwas kaltes Fleisch gefrühstückt und uns mit heißem Tee aufgewärmt hatten, legten wir die Schneeschuhe an und zogen auf der Tigerfährte entlang.

Das Unwetter hatte sich fast völlig gelegt. Die vielhundertjährigen Tannen und Zedern hatten ihren weißen Schmutz verloren, dafür waren an der Erde vielfach große Schneewehen angehäuft. Die Sonnenstrahlen glitten über sie hin, und der Wald war von ihnen feiertäglich hell.

Vom Biwak aus war der Tiger in seiner alten Fährte zurück-

gegangen und führte uns zu einem gestürzten Baumstamm; dann verschwand die Fährte in einem Windbruch.

„Immer langsam, Kapitän!“ sagte Derßu. „Geradeaus gehen ist nicht gut, müssen herumgehen, gut aufpassen.“

Wir versuchten, den Windbruch seitwärts zu umgehen.

„Fortgelaufen!“ rief Derßu plötzlich und wandte sich rasch der Richtung einer neuen Fährte zu.

Hier war deutlich zu erkennen, daß der Tiger lange auf einem Fleck gelegen hatte. Der Schnee war an dieser Stelle abgetaut. Den Hund hatte er vor sich niedergelegt und gelauscht, ob er verfolgt würde. Dann hatte er seinen Raub weitergeschleppt.

So zogen wir noch zwei oder drei Stunden durch den Wald. Der Tiger war nicht geradeaus gegangen, sondern hatte stets die Stellen ausgewählt, an denen weniger Schnee lag und wo das Gestrüpp dichter und mehr mit Bruchholz versperrt war. Einmal war er an einem schräg gestürzten Stamme aufgebaumt und hatte lange auf ihm gestanden. Dann war er plötzlich, irgendwie erschreckt, abgesprungen und ein Stück von mehreren Sassen auf dem Bauche weitergekrochen. Von Zeit zu Zeit war er stehengeblieben, um zu sichern. Als wir uns ihm näherten, war er anfänglich sprungweise, dann im Schritt oder leichten Trabe abgezogen.

Endlich machte Derßu halt und beriet sich mit dem alten Tafen. Nach seiner Meinung war es besser, jetzt kehrtzumachen. Der Tiger war unverwundet, der Schnee nicht genügend tief, und eine weitere Verfolgung hätte nur eine nutzlose Zeitvergeudung bedeutet.

Wir erschien es sonderbar und völlig unverständlich, warum der Tiger den Hund nicht aufgefressen hatte, sondern mit sich weiter-schleppte. Wie als Antwort auf meine stillen Erwägungen sagte Derßu, daß es ein Tigerweibchen sei, das die Beute seinen Jungen zutrage. Zu seinem Lager würde das Tier uns nicht führen, sondern so lange in den Bergen umherschweifen, bis wir von ihm abgelassen hätten. Mit dieser Annahme mußte man sich einverstanden erklären.

Als wir zu dem Entschlusse gekommen waren, nach dem Biwat zurückzukehren, wandte sich Derßu noch einmal der Richtung zu, nach der der Tiger abgezogen war, und schrie:

„Amba, hast keine Ehre, bist ein Dieb, schlechter als ein Hund. Unsererins fürchtet dich nicht, sieh dich nächstes Mal vor, wir schießen!“

Dann setzte er seine Tabakpfeife in Brand, und wir kehrten auf den Fährten unserer Schneeschuhe zurück.

Kurz vor dem Bivak war ich ein Stück vorausgegangen, während Derffu und der Tase hinter mir blieben. Als ich die Anhöhe vor dem Lager erstiegen hatte, schien es mir, daß von dort her irgend etwas Dunkles über den Berg huschte.

Nach einigen Minuten hatten wir den Platz erreicht. Aber wie erstaunten wir — alle unsere Sachen waren durcheinandergewühlt und zerlegt. Von meinem Schlafsack waren noch einige Pelzfloden übrig. Die Fährten im Schnee ergaben, daß zwei Bielfraße dieses Unheil angerichtet hatten. Das waren offenbar die Tiere gewesen, die ich bei meiner Annäherung an das Bivak verschuchte.

Wir sammelten auf, was noch zu finden war, überschritten den Wall und machten uns sofort auf den Rückweg zu den Unrigen.

Bergab kamen wir rasch vorwärts. Unsere alten Schneeschuhfährten waren zwar stellenweise vom Schnee verweht, aber fest gefroren. Wir glitten eilends über sie hin und waren am Abend wieder mit unserer Abteilung vereinigt.

Chinesensiedlungen am Unterlauf des Bikin

Am 29. Dezember brachen wir zum Weitermarsche auf, den Bikin flußabwärts, der hier nach Westen fließt.

Im Unterlaufe teilt sich der Fluß in viele Nebenarme. Man kann sich ihrer mit Vorteil bedienen, um den Weg abzukürzen.

Weiterhin beschreibt der Bikin sehr viele Windungen und bildet lange, tote Wasserläufe. Von seinen unteren Zuflüssen sind bemerkenswert, von rechts: Tschanshigousa und Ulema, von links: der Quellbach Chakke und die Flüsse Mitachesa und Buidichesa. Der erste, von 45 Werst Länge, liegt in der Nähe des Paßübergangs zum Taisjiberi, einem rechten Nebenfluß des Iman; der zweite ist etwas länger und wasserreicher, aber sein Befahren mit Booten ist infolge vieler Stromschnellen und Bruchholzbarrikaden sehr schwierig.

Von den Bergen an den Talseiten des Bikin fallen besonders folgende ins Auge: Choitun, Taischin, Dshopdai, dann: Tschuguntai, Sjugdontai (chinesisch: Syfontai) und Bomydinsa.

Auf den Inseln zwischen den Nebenarmen und in den Gegenden Choitun und Mitachesa leben Eingeborene, die aus Ehen von Chinesen und udehesischen Frauen stammen. Es sind ebensolche Tschagubai, „Mischblütige“, wie im Küstengebiet an den Flüssen

Taduschu, Tjütiche und Sanhobe. Sie leben in Fansen von chinesischer Bauart und betreiben Fischfang, Jagd und etwas Feldbau. Daß diese Eingeborenen sich erst seit wenigen Jahren mit der Landwirtschaft befassen, ist an den noch häufig auf ihren Feldern stehenden verkohlten Baumstümpfen zu erkennen, die sie noch nicht ausgerodet haben.

Das Flußgebiet des unteren Vitin gilt als äußerst walddreich. Die Wälder bedecken die Berge, Täler und Inseln. Die endlose Taiga erstreckt sich nach allen Seiten auf Hunderte von Werst. Es ist begreiflich, daß diese Plätze auch als die wildreichsten des ganzen Ussuribassins gelten.

In der Nähe des Berges Bomydinsa, an der rechten Seite des Vitin, trafen wir eine leere udehesische Jurte. Nach ihrer Besichtigung erklärte Derssu, weshalb diese Wohnstätte verlassen war: Der Teufel hatte ihre Bewohner heimgesucht und ihnen allerlei Ungemach zugefügt: bald war einer von den Bewohnern plötzlich erkrankt und verstorben, ein anderer brach sich ein Bein, der Tiger kam und holte die Hunde weg. Wir benutzten diese Jurte und richteten uns in ihr sehr bequem zum Nachtlager ein.

Die Schützen gingen nach Brennholz, während sich Derssu mit der Ausräucherung des Teufels aus der Jurte befaßte. Ich nahm die Büchse und durchstreifte flußabwärts das Gelände.

Das seit der Frühe trübe Wetter entlud sich in einem Schneefall mit großen, feuchten Flocken bei völliger Windstille.

Die gewaltigen Federn standen jetzt wie Riesenschildwachen, unbeweglich und ohne das leiseste Flüstern.

Die Abenddämmerung, die träge fallenden Flocken und der finstere, schweigende Wald — alles zusammen ergab ein Bild unendlicher Schwermut . . .

Eine Eule flog lautlos an mir vorüber, ein erschrecktes Häschen raschelte in den Sträuchern, und sofort wandte sich der Nachtraubvogel nach dieser Seite.

Ich saß eine Weile auf dem Gipfel eines Hügels und ging dann zurück. Nach einigen Minuten näherte ich mich der Jurte. Aus der Öffnung im Dache wallte in dichten Schwaden der Rauch, mit Funken gemischt. Ich fand bereits alle Gefährten in der Jurte versammelt und das Abendessen hergerichtet.

Nach dem Tee kam die Unterhaltung wieder auf Gespenster und böse Geister. Sacharow wollte immer wissen, wie der Teufel bei den Golden aussehe. Aber Derssu ließ sich nicht beikommen und



Felzjäger in der Taiga

sagte, daß der Teufel kein bestimmtes Gesicht habe und häufig seine Jacke wechsle. Auf die Frage, ob sich der Teufel mit dem guten Gott Anduri herumschlage, antwortete der Golde sehr ernsthaft:

„Weiß ich nicht, hab' das noch niemals gesehen.“

Nach dem Teetrinken beschäftigte ich mich noch ein Stündchen mit meinem Tagebuch, dann legte ich mich gleich den anderen nieder und schlief bald ein.

Am 30. Dezember gelangten wir in die Gegend des Flüßchens Tugulu, die ebenfalls von mischblütigen Eingeborenen besiedelt ist. Je mehr wir uns dem Ussuri näherten, desto häufiger begegneten wir Chinesen, der reine Typ der Udehesen verlor sich zusehends.

Hier nimmt der Vitin folgende kleine Flüßchen in sich auf: Amba, Fansulasa, Agolikotoli, Nocholo und Tugulu. Von Erhebungen sind in diesem Abschnitt zu bemerken: an der rechten Seite die Granitberge Fansilasa, Nocholo, Dshara-honkoni und der Wansitami, von links: der Wambabosa mit den Gipfeln Amban, Agoli und Lonfogoi, hier der Felsen Banga, der aus Melaphyr besteht.

Unterhalb des Syfontai erreicht der Vitin eine Breite bis zu 100 Sashen bei einer Tiefe von ungefähr 7 Fuß und 4 Werst Strömungsgeschwindigkeit in der Stunde. Das Flußthal verbreitert sich bis auf 5 Werst.

Je weiter wir uns vom Meere entfernten, desto deutlicher bemerkten wir eine Zunahme des Frostes bei größerer Stetigkeit des Klimas. Die Region der heftigen Winde lag hinter uns. Das Barometer stieg allmählich und näherte sich der Zahl 760. Am Morgen war die Temperatur niedrig, 30 Grad Kälte, im Laufe des Tages hob sie sich ein wenig, aber gegen Abend fiel sie wieder auf 25 Grad Celsius unter Null.

Den letzten Tag des Jahres 1907 verbrachten wir auf dem Übergang zur Ortschaft Sigou, dem am stärksten besiedelten Punkte am Vitin. Hier leben ausschließlich Chinesen. Im Jahre 1882 hieß die Ansiedlung Sjaumudinsa; im Jahre 1894 wurden hier 70 Einwohner gezählt, je zur Hälfte chinesische Männer und udehesische Frauen, die den Eingeborenen meist „für unbezahlte Schulden“ abgenommen waren. Etwas oberhalb von Sigou liegen noch zwei Flecken: Jamodynsa und Lafansigou, der letztere ist heute verlassen. Die Bewohner von Sigou beschäftigen sich mit dem Suchen von Shenschenwurzeln, mit Jagd, Zobelfang, Spiritusgewinnung und — Ausbeutung der Eingeborenen. Mit großen Schwierigkeiten roden sie streckenweise den Urwald, um Hirse und Mais anzubauen.

Vom Tugulu aus beschreibt der Vikin eine ziemlich große Biegung nach Süden, dann wendet er sich wieder dem Nordwesten zu und fließt nunmehr dauernd nach Westen. Unterhalb des Tugulu ergießen sich in den Vikin: von rechts die Flüsschen Osachali, Osamazigoufa, Madagou, Saengou (Schanjangou), Dagou, Rachausa und Jamodhynsa; von links Chubiasa (Tschunguzjai) und Dauden (Dajangou).

Der Bergzug an der rechten Seite des Flusses wird Olonzhynsa genannt und trägt zwei ansehnliche Gipfel: Dagonfa und Jamodhynsa. Die Abhänge des zweiten endigen nahe am Flusse in den steilen Abstürzen Chonkoni und Daigu.

Ein großer Nebenfluß des Vikin, der in seinem Unterlaufe zeitweilig fast parallel mit dem Vikin fließt, ist der Altschan. Auf dem Passe zwischen beiden Flüssen, am Berge Njuosydyndzsy, liegt ein natürliches Wasserbecken von ovaler Form, etwa 70 Sassen im Umfang.

Der Umstand, daß der „Polizeigewaltige“ uns entgegengefahren war, hob mein Ansehen in den Augen der Chinesen von Sigou sehr. Wahrscheinlich war es darauf zurückzuführen, daß sie uns einen feierlichen Empfang mit Flaggen, Pulverfröschen, Raketen und Papierlaternen bereiteten. So zogen wir mit großem Pomp in Sigou ein.

Die Chinesen schlachteten ein Schwein und stellten uns reichlich Branntwein zur Verfügung. Sie baten mich dringend, den morgigen Tag bei ihnen zu verbringen. Da unsere Lebensmittelvorräte fast gänzlich aufgebraucht waren und die Aussicht, Neujahr in einer etwas kultivierteren Umgebung zu feiern, meinen Schützen sehr verlockend erschien, entschloß ich mich, die Einladung anzunehmen. Ich nahm meinen Leuten aber das Versprechen ab, daß sie nicht zuviel trinken würden. Meine Braven hielten auch ihr gegebenes Wort, und ich sah keinen von ihnen betrunken.

Der folgende Tag war sonnig und frohklar. Am Morgen ließ ich das Kommando Aufstellung nehmen und brachte einen Toast aus auf alle, die zu dem Zustandekommen der Expedition beigetragen hatten. Dann sprach ich den Leuten meinen Glückwunsch aus und dankte ihnen für ihre musterhafte Führung. Hurrarufe schallten durch den Wald. Aus den benachbarten Fansen liefen die Chinesen zusammen, und nachdem sie die Bedeutung der Feier erfahren hatten, beteiligten sie sich von neuem mit Feuerwerk und den beliebten „Krachern“ daran.

Wir hatten uns soeben auf die Fansen verteilt und uns an das Mittagessen gemacht, als ich plötzlich den Klang von Schlittenschellen vernahm. Chinesen liefen herbei mit der Nachricht, daß der Polizeikommissar angekommen sei. Nach einigen Minuten stürmte eine pelzvermummte Gestalt in die Fanse, die sich plötzlich als mein Kamerad Mersljakow entpuppte. Wir fielen uns in die Arme und begrüßten uns aufs herzlichste. Das Ausfragen und Berichten begann. Es stellte sich heraus, daß Mersljakow mir bereits vor einigen Tagen ein Stück entgegengefahren, in Folge des tiefen Schnees aber wieder umgekehrt war.

Meine Reise näherte sich dem Ende. Wir fuhren aus Sigou mit drei Pferdegeschlitten ab, die Mersljakow unter Begleitung von vier Kosaken mitgebracht hatte.

Von Sigou bis zur Eisenbahnstation Bikin, eine Strecke von mehr als 150 Werst, führt ein guter Schlittenweg durch die Waldschneisen. Wir legten diese Entfernung in drei Tagen zurück.

Auf einer Landkarte großen Maßstabes zeichnet sich der Unterlauf des Bikin als ein dichtes Labyrinth von Wasserläufen ab. Einige dieser Flußarme haben mehrere Werst Länge, erstrecken sich weit zur Seite und bilden große Inseln. Diese sind mit Wald bedeckt, der aus Eiche, Korkholz, Linde, Pappel, Ahorn, Rußbaum und anderen Arten besteht. Ein Teil der Nebenarme trägt uralische Bezeichnungen, andere chinesische, einige auch russische; einige als Beispiel: Maumasa und Agamu; Kagalatun und Tschintafu, Satschasnaja und andere mehr.

Die Breite des Flusses festzustellen, ist hier nicht möglich, ebensowenig die Strömungsgeschwindigkeit des Wassers, die in mehreren Flußarmen verschieden ist. Die mittlere Tiefe der Hauptarme beträgt an 12 Fuß.

Auf dem Unterlaufe des Bikin wird viel Holz geflößt; daher reinigt sich das Strombett alljährlich von Treibholz. Das Flößen geht trotzdem nicht immer glücklich vonstatten, oft zerschellen die Flöße an den Klippen Tschagali, Chontoni und Daigu.

Von Sigou aus flußabwärts folgen von rechts die Nebenflüsse: Olon, dessen Mündung an einem Berge gleichen Namens liegt, dann Tschintafu, Tschintaisu und Gaanu (chinesisch: Gongoladsy); von links: Salasu-mangu, Mamubjäsani, Tschambana (Botamtschi), Siata-bisani (Tschamben); weiterhin Situche und die Gebirgsbäche: Tschumtaifa, Ljansingou, Santun und Fundafu (uralisch: Chundali). Der Fluß Situche hat eine Länge von etwa

25 Werst bei 2 bis 3 Saßen Breite und 3 Fuß Tiefe. An ihm liegt ein Paßübergang an den Taißiberi, den Nebenfluß des Iman.

Der hohe Bergzug, der sich an der rechten Seite des Bikin erstreckt, wird Olonzynsa genannt. Er schiebt nach Süden eine mächtige Berginsel vor, die in die Kuppe Olongu-uoni endet. Der Bikin umgeht sie von Süden und wendet sich dann wiederum nach Westen. Auf diesem Bergkamme ragen einige ansehnliche Gipfel auf mit Namen: Bogoulasa, Tschumtaisa und Goschondsja, die zum Flusse in den Felshängen und Klippen Sindafu und Gufansa abstürzen. In der Nähe des Tschumtaisa tritt Braunkohle zutage.

Etwa 15 Werst flußabwärts von Sigou trifft man auf einen waldlosen Bezirk, dessen Erde sich zum Anbau von Feldfrüchten eignet. Hier leben „verchinese“ Golden.

Die hiesigen Chinesen stehen im Rufe großer Verworfenheit. In der Mehrzahl sind es verschiedenartige Strolche, die ihr Leben mit Diebstählen und anderen Untaten verbringen. Als Liebhaber leichtem Erwerbes frönen sie auch dem Opiumgenuß und Hasardspielen, wobei es oft zu Raufereien und Blutvergießen kommt.

Alle verbrecherischen, unsicheren Elemente der Mansenbevölkerung im Ussurigebiet haben sich die Niederung des Bikin zu ihrem dauernden Aufenthalt erkoren. Sie finden hier auf den zahlreichen Inseln im Labyrinth der Flußarme ihre Schlupfwinkel und sehr bequeme Lebensbedingungen und hausen meist in versteckt liegenden Jurten aus Rinde, die nach dem Muster der Eingeborenenbehäufungen errichtet sind.

Die örtliche Eingeborenenbevölkerung ist diesen Mansen untertan und muß sie mit Lebensmitteln versorgen. Die Chinesen verlangen, daß ihnen das nötige Fleisch, Fische und Brot von den Frauen zugebracht wird. Die völlig verschüchterten Tassen willfahren gehorsam allen diesen Forderungen.

Unwillkürlich drängt sich der üble Verdacht auf, daß die russischen Behörden sich mit dieser Sachlage abgefunden haben und keinerlei Maßnahmen ergreifen, um das Los der geknebelten Eingeborenen zu erleichtern.

Von Sigou aus flußabwärts trifft man häufig auf Winterhütten, die von russischen Holzunternehmern errichtet sind. Die Entfernung von einer Winterhütte zur anderen beträgt durchschnittlich 25 Werst. Am ersten Tage legten wir 50 Werst zurück und übernachteten in der Nähe der Mündung des Gongolausa.

Am 3. Januar brachen wir zeitig vor Sonnenaufgang auf. Die

Kosakentutscher trieben zur Eile an, und uns allen selbst lag daran, möglichst bald die Bahnlinie zu erreichen.

Mitten auf dem Marsche geht es gewöhnlich ohne besondere Eile vorwärts; aber je mehr man sich dem Endziele nähert, desto schneller soll es gehen, die letzte Wegstrecke hinter sich zu bringen. In der Eile begeht man schließlich doch manchen Mißgriff, bereitet sich Unannehmlichkeiten und sieht schließlich ein, daß man ohne Überstürzung besser ans Ziel kommt.

Von Olon bis Tabando beträgt die Entfernung ungefähr 40 Werst. Hier schmiegt sich der Fluß an den rechten Talrand, während sich links ein riesiger Sumpf entlang zieht. Die Berge treten weit zur Seite und verlieren sich in nebliger Ferne am südwestlichen Horizont.

In diesem Bezirk nimmt der Bikin an Nebenflüssen auf: von rechts den Maitschi, Lanschhesa I und II, Mashitshuisa und Raminjal mit dem Chojaki, der am Berge Tschomunsa entspringt; von links: Gochsanasafar (goldische Bezeichnung), Chanichesa, Njuderga (chinesisch: Njuonichesa) und Schansjagamu.

Der letzte und größte Nebenfluß des Bikin von rechts ist der Alttschan. Sein Oberlauf befindet sich in den Olobergen, chinesisch: Olonzsinze. Die Länge des Flusses beträgt nahe an 100 Werst; im Quellgebiet bildet er sich aus der Vereinigung des Songo, uredjesisch gleich „Bär“, mit dem eigentlichen Alttschan, dessen Oberlauf in Richtung des Breitengrades verläuft. Nach Hinzutritt des von rechts kommenden Bergflüßchens Dajangu bildet der Alttschan bereits einen großen Wasserlauf, der sich dann in Nebenarme teilt und dem Süden zustrebt. Obere Nebenflüsse sind von rechts: das reizende Flüßchen Ljusu oder Liusische, von links der Benedse oder Benichesa. Auf dieser Strecke erreicht der Alttschan eine Breite von 25 Sassen und bildet viele Windungen. Seine Tiefe ist etwa 5 Fuß, die Strömungsgeschwindigkeit 3 bis 4 Werst in der Stunde. Weiterhin wird die Stromrichtung des Alttschan durch einen nicht sehr hohen, in der Breite verschwimmenden Bergzug bestimmt, der von Nordnordost nach Südsüdwest verläuft. Seine Ausläufer treten an den Bikin heran und werden Dajutai genannt. Diese Gegend trägt die Bezeichnung Tabando, „Landenge“. Hier werden gewöhnlich die Boote von einem Fluß nach dem anderen hinübergezogen, wodurch der Weg bedeutend abgekürzt und Zeit gewonnen wird.

Bei den Kosaken stand Tabando in schlechtem Rufe. Es ist der berüchtigtste Unterschlupf der Chundhusen. Hier lauern sie den Eingeborenen auf, die sich an den Ussuri begeben, und berauben sie bis

aufs Legte. Die Chunchusen lassen auch selbst Russen nicht unbehelligt vorüber, wenn der Zufall diese ohne bewaffneten Schutz hierher verschlägt.

Das breite Tal des Alttschan ist von der rechten Seite her bergig, von links abschüssig. In der Nähe von Tabando verengt es sich bis auf eine Werst. Hier liegt die Stelle der früheren Einmündung des Alttschan in den Bikin. Von hier aus fließt der Alttschan in einer Breite von 30 bis 40 Sassen dahin und hat eine Tiefe von 12 bis 14 Fuß. Im Tale seines Mittellaufes ist das Zutagetreten von Diorit, Melaphyr, Basalt, Andesit und ihrer Tuffarten zu beobachten.

Nachdem der Alttschan den Dajutaiberg umflossen hat, tritt er in das alte Flußbett des Bikin ein und nimmt unterwegs von rechts noch drei wasserreiche Zuflüsse auf: Oldu (chinesisch: Kultuche), Taudache und Sjaokultuche.

Der Alttschan ergießt sich in den Bikin 10 Werst südlich der Eisenbahnstation Bikin.

Sein Tal gilt von alters her als gutes Jagdgebiet und Fundort der Ehenschenwurzel.

Von Säugetieren finden sich hier: Ijburhirsch, wilde Ziege, Moschustier, Wildschwein, Tiger, Bielfraß, Marderhund, Zobel und Luchs; dieser letzte besonders am Flusse Kultuche. Seit dem Jahre 1904 haben am Alttschan große Holzfällungen mit Flößerei eingesetzt. Dadurch ist der Wildbestand sehr zurückgegangen; dessenungeachtet ziehen aber die Kosaken in alter Erinnerung der früher so reichlich besetzten Jagdgründe noch immer an den Alttschan und kehren stets mit guter Beute heim.

In der Nähe von Tabando verengt sich auch der Bikin auf 40 Sassen, vertieft sich dagegen bis auf 20 Fuß. Der Flußgrund ist



Waschbärartiger Marderhund

mit Sand, Schlamm und feintörnigem Kies bedeckt. Die Nebenarme sind hier so breit, daß man schwer das eigentliche Hauptflußbett feststellen kann.

Die Siedlung Tabando erreichten wir in der Dämmerung. Es standen hier 8 Fansen, in denen fast 70 Chinesen hausten. Sie begegneten uns sehr feindselig und behaupteten, daß sie für uns keinen Platz hätten. Mersljakow verhandelte lange mit ihnen über ein Nachtquartier. Endlich verlor ich die Geduld, drohte den Chinesen mit Vergeltungsmaßregeln und ließ kurzerhand die Schlitten abladen. Die Schützen legten das Gepäck auf einen Haufen und griffen zu den Gewehren. Das wirkte — die Chinesen wurden sofort gefügig und luden uns freundlich grinsend bei sich zu Gäste. Dieser rasche Umschwung ärgerte die Kosaken noch mehr; sie verjagten die Chinesen mit ihren Knuten, und wir belegten die nächstbeste Fanse als Nachtquartier.

Am meisten ärgerte sich Derissu über das Verhalten der Chinesen. Er schimpfte, spuckte kräftig aus und sagte, daß er in seinem ganzen Leben nicht „derartige schlechte Kerle“ gesehen habe. Nachts wurde für alle Fälle Wache in der Fanse gehalten. Wir hatten weniger einen Überfall von seiten der Mansen zu fürchten als ihre Diebereien. Unsere dreikinnigen Büchsen bildeten für sie eine verlockende Beute.

Die Nacht verlief ziemlich ungestört. Die Kosaken weckten uns sehr früh. Es war der 4. Januar, der letzte Tag unserer Reise. Das Thermometer zeigte 34 Grad Celsius unter Null. Mähne, Kruppe und Maul der Gäule waren dick bereift. Als wir aufbrachen, begann es leicht zu hellen.

Auf der Landenge lag so wenig Schnee, daß wir die Schlitten verlassen und auch das Gepäck hinübertragen mußten.

Wie bereits angedeutet, hatte der Alttschan früher seine Mündung nahe bei Tabando. Der Unterlauf des Alttschan ist das alte Flußbett des Bikin. Dieser ist während irgendeiner großen Überschwemmung seitlich abgelenkt worden, hat sich in das Tal des von Süden heraufkommenden Silan ergossen und in seinem Flußbett den neuen Bikinlauf gebildet. Diese Veränderungen liegen zeitlich so weit zurück, daß die Eingeborenen nichts darüber anzugeben wissen.

Der erwähnte Silan besteht aus der Vereinigung dreier Flußläufe: des Silanschan und des großen und kleinen Silan. Die gerade Linie am Flusse Dsjagombo von Tabando zu den Höhen des großen Silan erscheint als Grenze, an der die Berge aufhören und das breite Tal des Ussuriflusses beginnt. Diese Gegend stellt eine Ebene dar, aus

der sich hier und dort einzelne nicht sehr hohe Bergkegel erheben, die den Namen Tjan-schan-3ſy, „Kleine Himmelsberge“, tragen. Dürstiger Laubwald, ausschließlich zu Brennholz geeignet, wächst gruppenweise nur auf den kleinen Erhebungen, während die ganze übrige Fläche eine versumpfte Niederung bildet. Besonders im Winter ist der Anblick dieser weiten, öden Plätze sehr wenig anziehend.

Von Tabando an bis zu den Tjan-schan-3ſy zeigen sich zu beiden Seiten des Biktin an Gesteinsarten: Diorite, Diabase, Porphyrite, Tuff und Breccien.

Unterhalb der Mündung des Silan vereinigt der Biktin alle Seitenarme in sich und fließt weiterhin in einem einzigen Strombett von 120 bis 150 Sassen Breite. Er bildet wie alle Flüsse in der Ebene zahlreiche Krümmungen. Lange Zeit fließt er nach Norden zu, dann nach Nordwesten, und indem er von rechts den nicht sehr hohen, stark abgewaschenen Höhenzug Samur mit den Granitbergen Gumi und Bakumana und dem Gipfel Desidinsa umgeht, wendet er sich scharf nach Westen. Die Entfernung vom Silan bis zur Biktinmündung beträgt ungefähr 75 Werst. Auf dieser Strecke nimmt der Biktin von links noch einen Nebenfluß auf, den Chonderwesa, russisch: Samburowa. Der Flußgrund des unteren Biktin ist schlammig und sandig. In der Nähe der Ufer ragen häufig trockene Landstreifen zwischen kleinen Seen hervor, weiterab liegt Sumpf, von vereinzelt dürftigen Lärchen und Weißbirken bewachsen.

Noch am Nachmittag kamen wir in der Kosakensiedlung Georgijewski an, rasteten ein wenig bei dem Kosakenhetman und begaben uns dann zur Station der Ussuriereisenbahn.

Dort wurden wir von dem Kapitän im Eisenbahnbataillon, Chabalow, herzlich und gastfreundlich aufgenommen. Wir verbrachten den Tag in kameradschaftlicher Unterhaltung, ich hörte mit Interesse die Neuigkeiten der letzten Zeit und konnte dafür von meinen Erlebnissen erzählen.

Wie köstlich mundete zum ersten Male wieder der feindustende Tee aus einem Glase, nachdem wir monatelang den nach Rauch schmeckenden Ziegeltee aus Blechtöpfen getrunken hatten. Mein erster Gang war zum Haarschneider und in die Badestube. Mit unbefreiblichem Wohlbehagen streckte ich mich dann auf das saubere Bett mit den weichen Kissen . . . Meine Schüßen hatten sich mit Verſſu in der Bataillonskaserne einquartiert.

Am anderen Tage verabschiedete ich mich von meinem lebenswürdigen Kameraden Chabalow und fuhr nach Chabarowſk.

Derffus Tod

Am Abend des 7. Januar kamen wir in Chabarowst an. Die Schützen begaben sich zu ihren Kompagnien, ich ging mit Derffu in mein Quartier, wo sich meine nächsten Freunde einfanden, um mich zu begrüßen.

Derffu wurde von allen mit Bewunderung und Neugier angestaunt. Er fühlte sich freilich dabei nicht sehr behaglich, „nicht an seinem Teller“, und konnte sich lange nicht mit der neuen Lebensweise abfinden.

Ich hatte ihm bei mir ein kleines Stübchen zugeteilt, das in der Hauptsache mit einem Bett, einem Tisch und zwei Hockern ausgestattet war. Diese Sitzmöbel hielt er ersichtlich für ganz überflüssig, denn er zog es vor, auf der Erde oder noch lieber auf dem Bett zu sitzen mit untergeschlagenen Beinen, nach Art aller Orientalen. In dieser Stellung erinnerte er mit seinem bronzebraunen Gesicht stets an ein Götzenbild aus einem buddhistischen Heiligtum.

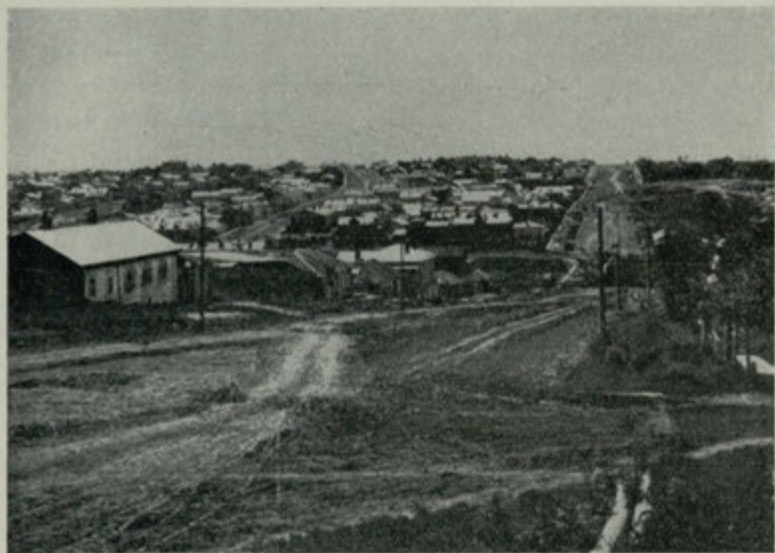
Wenn er sich schlafen legte, breitete er nach alter Gewohnheit über den Strohsack und die Mattedecke sein Ziegenfell.

Derffus Lieblingsplatz war ein Winkeldchen neben dem Ofen. Er hockte dort auf den Brennholzkloben und konnte dabei lange nachdenklich ins Feuer sehen. Alles in seinen vier Wänden war ihm fremd, nur die brennenden Holzstücke erinnerten ihn an die Taiga. Er führte dort manches leise Selbstgespräch, und wenn das Holz schlecht brannte, schimpfte er über den Ofen und nannte ihn einen „schlechten Kerl“.

Zuweilen setzte ich mich zu ihm, wir erinnerten uns dann gemeinsam unserer Erlebnisse auf der Reise. Diese Unterhaltungen machten uns beiden stets großes Vergnügen.

Einmal kam mir der Gedanke, Derffus Redeweise mit dem Phonographen aufzunehmen. Er begriff bald, was von ihm verlangt wurde, und vertraute dem Aufnahmetrichter eine lange Märchenerzählung an. Als Derffu seine Rede dann aus dem Apparat wiederhörte, war nicht eine Spur von Erstaunen bei ihm zu bemerken, und in seinem andächtig lauschenden Gesicht bewegte sich kein Muskel. Als das letzte Wort verklungen war, lobte er den Apparat und sagte: „Hat richtig gesprochen, kein kein Wort ausgelassen.“ Er blieb der unveränderliche Animist und vermenschlichte begreiflicherweise auch den Phonographen.

Nach unserer Rückkehr hatte ich viel Arbeit: die Aufstellung der Abrechnung und die dienstlichen Berichte, die zeichnerische Ausarbeitung der Marschroute, Ordnung der Naturaliensammlungen und anderes mehr. Derßu bemerkte, daß ich ganze Tage am Schreibtisch saß und schrieb. „Hab' früher gedacht, ein Kapitän sitzt so da,“ sagte er und legte mit komisch-ernstem Gesichtsausdruck die Hände auf die Knie, „ist bloß, hält Gericht über die Leute, geht spazieren, andere Arbeit keine. Jetzt versteht unser eins: Kapitän ist durch die



Außerer Stadtteil von Chabarowsk

Berge gezogen, hat gearbeitet, kommt nach Hause, muß wieder arbeiten. Kann gar nicht herumspazieren.“

Eine derartige Vorstellung der Eingeborenen von der Tätigkeit einer beamteten Person ist sehr natürlich. Derßus Worte entsprachen dem Wesen jener chinesischen Beamten, die vor allem richterliche Befugnisse ausüben, begnadigen und verurteilen nach ihrem Gutdünken. Derßu hatte diese wahrscheinlich auch nicht selbst kennengelernt, aber vielleicht viel darüber von Stammesgenossen gehört, die in Sansin gewesen waren.

Eines Tages traf ich Derßu in seinem Stübchen völlig zum Ausgehen gekleidet, die Büchse in der Hand.

„Wo willst du hin?“ fragte ich ihn.

22 Арсенjew, Сибирь II

„Schießen“, antwortete er einfach, und als er aus meinen Augen Verwunderung las, erklärte er mir, daß der Lauf seines Gewehres sehr verrostet sei, und daß er einen Schuß hindurchtreiben wolle, um den Lauf dann leichter reinigen zu können.

Daß es verboten sei, in der Stadt zu schießen, wie ich ihm lächelnd erklärte, war ihm eine unangenehme Eröffnung. Er drehte die Büchse in den Händen hin und her und stellte sie dann seufzend wieder in die Ecke. Diese Erfahrung wirkte besonders nachhaltig auf ihn.

Als ich am anderen Tage an der halboffenen Tür von Derffus Stübchen vorüberkam, gewahrte ich, wie er am Fenster stand und in einem halbblauten Selbstgespräch in die Wolken starrte. Es mag sein, daß Menschen, die lange Zeit allein in der Wildnis leben, gewohnt sind, ihre Gedanken sich selbst laut auszudrücken.

Ich rief ihn an, und als er sich umwandte, huschte ein bitteres Lächeln über seine Züge.

„Was ist dir?“ fragte ich ihn teilnahmsvoll.

„Nur so,“ antwortete er, „unsereins sitzt hier ganz wie eine Ente. Wie können Leute so in einem Kasten sitzen, müssen lieber in die Berge gehen, schießen . . .“

Schweigend wandte er sich wieder dem Fenster zu und fuhr fort, die Ferne zu suchen.

Er sehnte sich nach der verlorenen Freiheit.

Nitschewo, dachte ich mir, er wird sich schon einleben und an das Haus gewöhnen.

Ich übertrug ihm allerlei kleine Arbeiten, die ihn möglichst im Freien, auf dem geräumigen Hofe beschäftigten. Er ging mit Eifer und mit der ihm eigenen praktischen Geschicklichkeit daran, aber er erledigte alles so rasch, daß er nach kurzem die Hände schon wieder in den Schoß legen mußte, ehe sich eine neue Beschäftigung bot.

Ich ließ im Hause einige kleine Reparaturen vornehmen, die Ofen wurden ausgebeffert und die Decken geweißt. Auch Derffus Stübchen kam an die Reihe, und ich sagte ihm, daß er auf einige Tage in mein Arbeitszimmer übersiedeln solle.

„Nitschewo, Kapitän!“ antwortete er mir. „Unsereins kann auch draußen schlafen; stell' mein Zelt auf, mach' ein Feuer an, stört gar nicht . . .“

Das erschien ihm so einfach, und es kostete mich große Mühe, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Er war nicht gekränkt, aber unzufrieden damit, daß es in der Stadt so viele Einschränkungen gäbe:

man durfte kein Zelt aufstellen, kein Feuer auf der Straße anzünden, nicht schießen — alles, weil es die anderen fremden Menschen störte.

Einmal war Derſſu beim Einkauf von Brennholz zugegen; es setzte ihn in Erstaunen, daß ich Geld dafür bezahlen mußte.

„Wie!“ schrie er. „Im Walde ist so viel Holz, was gibst du da noch Geld dafür aus?“

Er schimpfte mächtig auf den Holzhändler, nannte ihn einen „schlechten Kerl“ und bemühte sich in jeder Weise, mich davon zu überzeugen, daß ich mich hätte betrügen lassen. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß nicht nur das Holz, sondern auch die Arbeit und das Herbeischaffen zu bezahlen sei — vergeblich. Derſſu konnte sich lange nicht beruhigen und heizte an diesem Abend seinen Ofen nicht. Am nächsten Morgen war er verschwunden. Wie sich dann herausstellte, war er selbst in den Wald gegangen, um Holz zu holen. Er wurde dabei angehalten und ein Protokoll aufgenommen. Da er sich natürlich mächtig darüber aufregte und nach seiner Art schimpfte, brachte man ihn zur Polizeiwache. Als man dort endlich aus ihm herausgebracht hatte, daß er bei mir wohne, teilte man mir den Sachverhalt telephonisch mit, und ich mußte zum Polizeichef fahren, der mir nach Aufklärung den Sünder lachend überließ. Damit war die Sache beigelegt. So ausführlich ich Derſſu dann auch erklärte, daß das Holz in der Nähe der Stadt nicht einfach von jedem abgehauen werden dürfe, er verstand mich ganz und gar nicht.

Dieses Vorkommnis hinterließ einen sehr tiefen Eindruck bei ihm. Er begriff, daß man in der Stadt nicht so leben könne, wie man selbst wolle, sondern so, wie andere es bestimmten. Fremde Leute umgaben ihn auf Schritt und Tritt und beengten ihn von allen Seiten. Der Alte wurde grüblerisch und schloß sich von anderen ab; er kränkelte und magerte ab und schien rasch zu altern. Eine andere kleine Begebenheit warf dann endgültig sein seelisches Gleichgewicht über den Haufen: er sah, daß ich auch das im Hause verbrauchte Wasser bezahlen mußte.

„Was!“ schrie er wiederum. „Fürs Wasser muß auch Geld hingeben? Sieh auf den Fluß“ — er wies nach dem Amur hin — „wieviel Wasser ist darin, könnt alle, alle ersaufen. Erde, Wasser, Luft hat Gott umsonst gegeben. Wie kann man Geld dafür nehmen!“

Er sprach nicht zu Ende, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und ging in seine Stube.

Am Abend saß ich an meinem Schreibtisch und arbeitete. Plötzlich hörte ich, daß die Tür leise geöffnet wurde. Als ich mich um-

wandte, stand Derffu auf der Schwelle. Ich sah sofort, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Sein Gesicht drückte Angst und Verwirrung aus. Ich wollte ihm soeben durch eine Frage entgegenkommen, als er sich plötzlich vor mir auf die Knie warf und zu reden begann.

„Kapitan, bitte, laß mich wieder in die Berge. Kann gar nicht in der Stadt leben: Holz muß man kaufen, Wasser auch; haut man einen Baum um, schimpfen andere Leute . . .“

Ich hob ihn auf und setzte ihn auf einen Stuhl.

„Wo willst du denn hin?“ fragte ich.

„Dorthin!“ Er wies mit der Hand nach den in der Ferne blauen Chechzirabergen.

Ich überlegte eine Weile, während er schweigend darsaß. Es tat mir leid, mich von ihm zu trennen, aber ebenso dauerte mich sein unglücklicher Zustand, in den er hier in der Stadt geraten war. Ich beschloß, in seinen Wunsch einzuwilligen und nahm ihm das Versprechen ab, daß er nach einem Monat zurückkehre. Ich hatte im Frühjahr mehr Zeit und wollte mit Derffu an den Ussuri gehen und ihn bei mir bekannten Tafen unterbringen. Vielleicht konnten wir dort noch eine Woche zusammen jagen.

Ich nahm an, daß Derffu noch ein, zwei Tage bei mir verbringen würde, und wollte ihn mit etwas Geld, Lebensmitteln und Kleidung versehen.

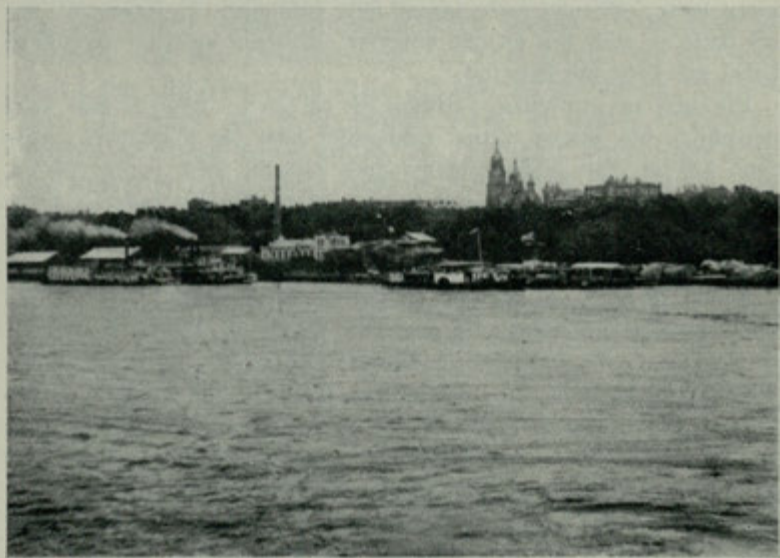
Als ich am anderen Morgen in Derffus Stübchen trat, war es leer, der Vogel war ausgeflogen.

Derffus Fortgang hinterließ in mir ein bedrückendes Gefühl; er fehlte mir sehr, und dazu beschlichen mich sogleich häßliche Vorahnungen. Ich fürchtete irgend etwas Unvorhergesehenes und hatte das Gefühl, ihn nicht mehr wiederzusehen. Diese Gedanken verfolgten mich bei meiner Arbeit, ich war zerstreut und schaffte nichts. Schließlich legte ich die Feder beiseite und begab mich in das Soldatenlager, um in der frischen Luft und in einer anderen Umgebung Ablenkung von meinen trüben Gedanken zu finden.

Außerhalb der Stadt war es fast Frühling, der Schnee taute rasch ab. Er hatte seine reine weiße Farbe verloren und sich mit Staub und Schmutz gemischt. An den Schneehaufen hatten sich auf der Sonnenseite dünne Eisgitter gebildet; tagsüber brachen sie zusammen, um sich über Nacht neuzubilden. In den Gräben und Kanälen eilte das Wasser; es plätscherte lustig, als wolle es jedem trockenen Hälmdchen die frohe Nachricht kundtun, daß es erwacht sei und sich jetzt darum forge, die Natur neu zu beleben.

Von einer Schießübung zurückkehrende Soldaten erzählten, daß sie unterwegs einen etwas sonderbaren Menschen mit einem Felleisen auf dem Rücken und der Büchse in der Hand getroffen hätten, der froh und lustig, ein Liedchen summend, an ihnen vorübergekommen sei. Der Beschreibung nach mußte es Derßu gewesen sein.

Dem armen Wilden kam wohl niemals in den Sinn, daß ihm jemand nach dem Leben trachten könne. Wofür? . . . Inzwischen trat gerade das ein, was ich vor allem gefürchtet hatte.



Blick auf Chabarowsk vom Amur aus

Zwei Wochen nach Derßus Fortgang erhielt ich von einem Freunde J. A. Dsil ein Telegramm folgenden Inhalts:

„Von Ihnen in die Taiga entsandter Mann ermordet aufgefunden.“

„Derßu!“ . . . Ich entsann mich, daß ich ihm als Ausweis in der Stadt meine Visitenkarte ausgehändigt hatte mit einer Aufschrift auf der Rückseite, wer er sei, und daß er bei mir Unterkunft habe. Wahrscheinlich hatte man diese Karte bei ihm gefunden und mich daraufhin benachrichtigt.

Am anderen Tage fuhr ich nach der Station Korjowskaja, die an der Südseite der Chechziraberge liegt. Dort erfuhr ich, daß Arbeiter den Golden unterwegs im Walde gesehen hatten. Er war mit der

Büchse in der Hand gegangen und hatte sich mit einem Raben unterhalten, der auf einem Baume saß. Sie hatten ihn daher für betrunken gehalten.

Der Zug war in Korfowlaja erst in der Dämmerung angelangt. Da es bereits spät war, beschloß ich mit meinem Freunde, den Ort der Untat morgen aufzusuchen.

Die Nacht hindurch fand ich keinen Schlaf. Tödlicher Kummer zerwühlte mein Herz. Ich fühlte, daß ich einen meiner Nächsten verloren hatte. Wieviel hatte ich mit ihm zusammen durchgemacht, wie oft hatte er mich der Gefahr entrisen, während er selbst haarscharf dabei am Tode vorüberging.

Um mich zu zerstreuen, versuchte ich zu lesen. Aber es war ganz vergeblich, die Augen glitten mechanisch über die Buchstaben, während sich im Hirn gleichzeitig ein ganz anderes Bild malte: Derßu, derselbe Derßu, der mich mit seinen letzten Worten gebeten hatte, ihn freizulassen. Ich klagte mich an, daß ich ihn in die Stadt entführt hatte. Aber wer konnte ahnen, daß alles so enden würde!

Gegen Morgen schlummerte ich ein wenig ein, und sofort quälten mich schreckhafte Träume: Ich war mit Derßu im Walde, in irgendeinem Bivak. Er schnürte sein Bündel und machte sich fertig, aufzubrechen; ich beredete ihn, bei mir zu bleiben. Als er alles bereitmacht hatte, bedeutete er mich, er ginge jetzt zu seiner Frau, und schritt darauf eilends dem Walde zu. Ich bangte mich, ich lief ihm nach und verwickelte mich im wilden Rosmarin. Fünfteilige Schenschenblätter erschienen, sie verwandelten sich in greifende Hände, die mich hielten und zu Boden zogen, während Derßu vor mir entschwand. — Ich schrie auf und warf die Decke von mir, grelles Licht stach in meine Augen. Vor mir stand mein Freund Osil und rüttelte mich an der Schulter.

In ernster Stimmung machten wir uns auf den Weg. Es war Ende März. Die Sonne stand hoch am Himmel und sandte grelle Strahlen zur Erde nieder. In der Luft war noch die Frische des Nachtfrostes zu spüren, besonders an den schattigen Stellen, aber an dem schmelzenden Schnee, dem rieselnden Wasser der Bäche und dem feierlich-frohen Aussehen der Bäume und Sträucher war zu erkennen, daß die nächtliche Kälte bereits ihre Gewalt verloren hatte.

Ein kleiner Saumpfad führte uns in die Taiga. Lange gingen wir auf ihm hin, fast ohne ein Wort zu sprechen. Nach einer Weile sah ich tief im Walde rechts vom Wege ein Feuer brennen und um dieses drei Gestalten. In einer von diesen erkannte ich den Polizei-

kommisſar. Zwei Arbeiter gruben das Grab, daneben lag an der Erde der Tote, mit einer Matte bedeckt. Ich erkannte ihn von weitem an ſeinem Schuhzeug.

„Derſſu, Derſſu!“ entrang es ſich mir.

Verwundert blickten die Arbeiter auf mich. Ich mochte den Fremden gegenüber meine Gefühle nicht zur Schau ſtellen, ging zur Seite, ſetzte mich auf einen Stamm und überließ mich meiner Trauer.

Die Erde war gefroren, die Arbeiter tauten ſie durch darübergelegte Feuerbrände auf und hoben jedesmal ſo viel von den harten Schollen ab, wie ſie mit einem Spatenſtich faſſen konnten. Nach etwa fünf Minuten trat der Polizeikommiſſar an mich heran. Er ſah ſo vergnügt aus, als wäre er zu einem Freudenfeſt gekommen. Entweder kam das daher, daß er in ſeinem Dienſt ſo häufig aufgefundene Leichen beſeitigen laſſen mußte, daß ihn dieſe Beſchäftigung nicht im mindeſten mehr rührte, oder es mochte auch den Grund haben, daß es ſich in dieſem Falle nur um einen unbekanntem Eingeborenen handelte. Jedenfalls erkannte ich ſchon an ſeinem Geſichtsausdruck, daß er eine beſondere Fahndung nach den Mördern nicht einleiten würde und nur beabſichtigte, ſich auf die Aufnahme eines Protokolles zu beſchränken. Er erzählte mir, daß man Derſſu tot neben dem Lagerfeuer gefunden habe. Den Umſtänden nach zu urteilen, war er im Schlafe ermordet worden. Die Mörder waren aller Wahrscheinlichkeit nach Ruſſen; ſie hatten Geld bei ihrem Opfer geſucht und ihm die Büchſe abgenommen.

Nach ungefähr anderthalb Stunden war das Grab fertig. Die Arbeiter traten an den Toten heran und nahmen die Matte von ihm ab. Durch das dichte Nadelgezeig drangen ein paar helle Sonnenſtrahlen auf die Erde und verklärten das Antliß Derſſus. Es war faſt gar nicht verändert. Die geöffneten Augen ſahen zum Himmel auf, in ihnen lag ein Ausdruck, als habe Derſſu etwas vergeſſen und ſtrengte ſich an, es zu ergründen. Die Arbeiter trugen ihn in das Grab und machten ſich daran, es zuzuſchauſeln.

„Lebe wohl, Derſſu! Du biſt im Walde geboren, im Walde haſt du deinen Lebensweg beendet.“

Nach einer Viertelſtunde erhob ſich über der Ruheſtätte des Golden ein kleiner Hügel.

Als die Arbeiter ihr Werk getan hatten, zündeten ſie ſich ein Pfeiſchen an, nahmen ihre Gerätschaften über die Schulter und gingen hinter dem Kommiſſar nach der Station zurück.

Ich ſetzte mich nieder und dachte an den abgeſchiedenen Freund.

Langsam zogen die Bilder der Vergangenheit an mir vorüber: mein erstes Zusammentreffen mit Derſſu am Leſu, der Chankafee, die Begegnung mit dem Tiger am Liſudſin, der Waldbrand am Sandhobe, die Ueberſchwemmung am Bilimbe, die Floßfahrt über den Takema, der Marſch am Iman, die Hungertage am Kulumbe, der Weg am Bikin, ſein kurzer Aufenthalt bei mir und ſein Fortgang von Chabarowſt und all die hundert kleinen und großen Erlebniffe unſeres erinnerungsreichen, gemeinſamen Wanderlebens in der Bildnis . . .

Eine Weiſe flog heran. Sie ſetzte ſich auf einen Zweig über dem Grabe, ſah zutraulich zu mir herüber und zwitſcherte leiſe.

„Friedliche Kerle“, entſann ich mich, wie Derſſu dieſe gefiederten Taigabewohner genannt hatte. Plötzlich ſchrak das Vögelchen zuſammen und flog weiter. Auf's neue preßte die Trauer mein Herz zuſammen.

„Lebe wohl, Derſſu!“ rief ich noch einmal laut und winkte mit der Hand einen Abſchiedsgruß. Dann erhob ich mich von meinem Plage.

Die Sonne hatte bereits den größten Theil ihres täglichen Weges zurückgelegt. Ihre Strahlen erhellten nicht mehr die kühle Erde, ſie gingen hinaus in den endloſen, blauen Himmel. Leiſe klang noch das letzte Zirpen der Vögel durch den Wald. Ein früher Schmetterling badete ſich im Sonnenlicht an den Wipfeln der Bäume und mußte mit der heranbrechenden Dämmerung ſterben . . .

Derſſus Grab, der ſchmelzende Schnee und der dem Untergang entgegentaumelnde Falter, der lärmende Bach und der erhabene, ſchweigende Wald — alles zeugte davon, daß der Tod keine unbeſchränkte Macht beſitzt, ſondern daß Leben und Tod nur ein einziges Geſetz ſind, das beſtimmt iſt von einer höheren Macht.

Unbekannte Menſchen, die ſich eines europäiſchen Antlitzes rühmten, hatten hier einen abſcheulichen Mord verübt mit der Abſicht des Raubes. Sie hatten einen armſeligen Wilden getödtet, deſſen Seele rein war, und der nie in ſeinem Leben irgend jemand etwas Böſes zugefügt hatte.

Die Ziviliſation gebiert Verbrecher. Baue dir dein Wohlergehen auf Koſten anderer auf! — das iſt die Loſung des zwanzigſten Jahrhunderts. Mit dem Handel beginnt der Betrug, dann folgt Bucher, Knechtung, Diebſtahl, Raub, Mord — und endlich Krieg und Revolution mit allen ihren Schrecken. Iſt das die Ziviliſation? . . .

Ich ging weiter, sah mich nochmals um und prägte den Platz meinem Gedächtnis ein, an dem Derffu begraben lag. Zwei große Zedern breiteten ihren Schutz über ihn; sie sollten mir als Merkmal dienen. „Lebe wohl, Derffu!“ Ich ging den Weg zurück.

Nach einer halben Stunde holte ich meinen Begleiter ein. Er hatte sich unterwegs in einer Parade aufgehalten und mit den Arbeitern über eine Brennholzlieferung für sein Quartier unterhandelt. Schließlich erreichten wir wieder die Station.

* * *

Im Jahre 1908 trat ich meine dritte Forschungsreise an, die sich fast über zwei Jahre ausdehnte.

Als ich im Winter 1910 von dieser Expedition nach Chabarowsk zurückgekehrt war, fuhr ich bald darauf nach der Station Korfowskaja, um das teure kleine Grab zu besuchen. Ich erkannte den Platz nicht mehr wieder. Es war alles verändert. In der Nähe der Station war eine große Siedlung entstanden, in den Vorbergen des Chechzira-gebirges waren Granitsteinbrüche erschlossen, umfangreiche Holzschläge hatten den Wald gelichtet, Sägewerke sauchten und summteten auf kahlen Lichtungen — die Gegend hatte ein gänzlich anderes Gesicht bekommen. Ich versuchte mehrere Male zusammen mit meinem Freund Dsil, das Grab Derffus aufzufinden, aber vergeblich. Die Zedern, die mir den Ort bezeichnen sollten, waren verschwunden, neue Wege entstanden, Aufschüttungen, Ausschachtungen, Erhebungen, Hügel, Hohlwege und Gruben. Alles ringsum trug schon die Zeichen der nahenden Zivilisation . . .

„Lebe wohl, Derffu!“



Bilderverzeichnis

Hasen von Wladiwostok	17
Koreanische Wasserträgerinnen aus der Umgegend von Wladiwostok .	19
Koreanerin in Festtracht	21
Gefleckte Hirsche auf der Insel Askold	23
St. Olgaebucht	25
Küstenlandschaft an der Ryndabucht	27
Plastunbucht	29
Oberhaupt einer Altgläubigengemeinde	31
Russische Ansiedlung in der Nähe der Dschigitbucht	33
Küstenformation an der Dschigitbucht	35
Basaltformationen an der Dschigitbucht	37
Gebiet der Erzvorkommen an der Plastunbucht	39
Mutungen von Goldsuchern in den Küstenbergen	41
Gesamtansicht der Zinkgruben „Titiuhe“	43
Zinkgruben „Titiuhe“	45
Urwald am Jodsyche	47
Dschungeln im Jodsychetal	49
Am Jodsyche	51
Am Oberlauf des Jodsyche	53
Fallholz im Sinanza	55
Am Oberlauf des Sinanza	57
Felsformationen am Sinanza	59
Flußmündung an der Plastunbucht	65
Bepacktes Tragtier	67
Am Unterlauf des Sanchoe	69
Beschwerlicher Aufstieg	71
Steinhänge am Adimil	75
Bergzug am Mittellauf des Bilimbe	79
Unterlauf des Bilimbe	81
Mittellauf des Bilimbe	83
Fallenstelleranse am Bilimbe	89
Flußübergang	99
An der Mündung des Bilimbe	103
Japanische Zierente	105
Am Sjaokema	111

Orchideen in der Taiga	113
<i>Paeonia albiflora</i>	115
Felspartien im Quellgebiet der Gorelaja	119
<i>Ancistrodon blomhoffi</i> Boie (Grubenotter)	123
Tafen am Takema	127
Räfige für gefangene Fjührhirsche	131
Am Takuntshi	137
Am Oberlauf des Armu	147
Taiga auf dem Kamm des Sichte-alin	149
Der Gebirgszug des Sichte-alin im Quellgebiet des Siza	153
<i>Rhododendron dauricum</i>	155
Am Unterlauf des Siza	157
Flußbett des Schoomi	165
In Fallgruben gefangene gefleckte Hirsche	167
Gefleckter Hirsch (Dybowskijhirsch) mit Panty	169
Gefleckte Hirsche auf dem Futterplatz	171
Krabbenfänger an der Mündung des Raina	175
Am Mittellauf des Raina	177
Koreanische Fallenstellerfanse	179
Am Oberlauf des Raina	181
Die Mitglieder der Expedition am Amagu	183
Küste im Amagubezirk	185
Ussurischer Edelfasan	187
Jäger in der Taiga	189
Mutungen auf Kupfer und Gold im Amagubezirk	191
Auf dem Marsche nach den Kartubergen	195
Arsenjew und Derffu bei einer Geländeaufnahme	215
Felsformationen an der Küste	217
Udehesen am Kusun	219
Udehesenboote	221
Küste zwischen Kusun und Tachobe	223
Bruchholz im Tachobe	227
Felshang am Cholonku	241
Auf dem Kamm des Sichte-alin	245
Paß von Cholonku zum Nachtochu	247
Udehesen am Nachtochu	253
Beigefetzter Sarg der Nachtochu-Udehesen	255
<i>Fritillaria dagana</i>	259
Udehesenfamilie	269
Beladene Karte	273
Udehesenhund	275
Marsch auf dem Eise eines Baches	279
<i>Philadelphus Schrenkii</i>	281
Der Udehese Sunzai	284

Der Udehese Sunzai (Rückenansicht)	285
Brandflächen im Winter	289
Der Gebirgszug des Sichte-alin an den Quellen des Uengou	291
Udehesen auf dem Bilin	297
Arfenjew bei einer Vermessung	301
Winterliche Taiga	305
Udehesenfrauen und -kinder	307
Weihnachtsbiwat	313
Taiga im Schnee	315
Pelzjäger in der Taiga	327
Waschbärartiger Marderhund	333
Außerer Stadtteil von Chabarowsk	337
Blick auf Chabarowsk vom Amur aus	341



Register

Personen, Götter

- Anduri**, guter Gott der Udehesen 328
Arinin, Expeditionsteilnehmer 1907 101. 113 ff. 126. 133 ff. 154 ff. 183. 213. 226. 233 f. 256. 261. 274. 298
Arzt, L., Industrieller 35
Bogolubskij, Erforscher des Ussurigebiets im Jahre 1870 185
Bordakow, P. P. Expeditionsmitglied 1907 15. 36. 44. 61. 64. 66. 69
Bortnikow, Zwan, Altgläubiger am Sjaotema 110 ff.
Chabalow, Kapitän im Eisenbahnbataillon in Bitin 335
Cheibatou, „Alter vom Meere“, mandschurischer Schiffer 223 f. 238. 240 ff. 256 ff. 270. 272 f.
Dazarl, Solone am Sachobe 226 ff. 238
Derissu Usala, Oberussurischer Golde, Expeditionsmitglied 1902, 1906 und 1907 18 f. 22. 24. 27 f. 30 ff. 36. 40 ff. 58. 60 ff. 66. 68. 73. 77 f. 81 ff. 87 ff. 98. 100 f. 103 ff. 109 f. 113 ff. 119 ff. 126. 129 f. 133 ff. 154 ff. 168. 170. 175 ff. 183. 189. 191 ff. 197 ff. 203 ff. 213 ff. 227 ff. 244 ff. 258 ff. 264 ff. 274. 282. 284. 288 ff. 298 f. 307 f. 312. 316 ff. 325 ff. 336 ff.
Dessulawi, R. A., Expeditionsmitglied 1907 15. 25 f. 36. 44. 55. 61. 64 f.
Djakow, Dmitri, Expeditionsteilnehmer 1907 41. 107
Dolganow, Altgläubiger am Rumuchu 237
Dsül, J. A., Freund des Verfassers in Korfowskaja 341 ff.
Edelstein, J. S., Bergingenieur 250
Egermann, Kommandant des Bladiwostoker Handelshafens 32
Enduli, der große Himmelsgott der Udehesen 231
Fokin, Expeditionsteilnehmer 1907 183. 189. 192. 194 f.
Glässer, Holzunternehmen am Sachobe 34
Gogol, Nikolaj Wassiljewitsch, russischer Dichter, geb. 1809 gest. 1852 295
Janfeli, Udehese am Nachtochu 249 ff.
Jastrebow, Landeshauptmann im Ussurigebiet 302
Kakjamu, böser Geist der Udehesen 156. 280
Kalinowski, Expeditionsteilnehmer 1907 41
Kitenbu, Tase am Bitin 316 ff.
Laperouse, Jean Francois de Galaup, Graf von, französischer Seefahrer, geb. 1741, gest. 1788 20
Lizunbin, chinesischer Einsiedler am Takuntschi 140 ff.
Loqada, Udehese an der Kusunmündung 275 f.
Lürl, Udehesengreis am Kusun 218 f. 223
Maad, Botaniker, Erforscher des Amurgebiets 291
Mersljakow, A. J., Expeditionsmitglied 1902, 1906 und 1907 15. 17 f. 27. 44. 50. 52. 66. 68. 97. 101 f. 107. 126. 163. 176. 181 ff. 189. 206. 212. 330 ff.
Mersljakow, G. J., Expeditionsmitglied 1907 15

- Monguli, Udechese am Nachtochu 251 f.
- Ogjo, böser Geist der Udechesen 221
- Onku, Geist der Berge und Wälder 108
- Pell, Leutnant zur See 20
- Poppel, Jewgeni Iwanowitsch, Industrieller 34
- Poppel & Osmidow, Gesellschaft für Bergbau in Sibirien 34
- Pugui, Udechese am Jedin 256
- Puschkin, Alexander Sergejewitsch, russischer Dichter, geb. 1799, gest. 1837 318
- Sabitow, Expeditionsteilnehmer 1907 101. 113 ff. 183. 213. 261. 284
- Sacharow, Expeditionsteilnehmer 1907 18. 32. 40. 56. 64. 82. 183. 213. 226. 234. 261. 274. 296 ff. 326
- Sale, Udechese am Amagu 189. 203
- Siufu, Tase am Takema 125
- Sjukai, Dorfältester der Tassenansiedlung am Takema 125
- Sun'ai, Udechese am Rufun 285 ff. 295
- Temu, Meeresgott der Udechesen 180. 264
- Tigerstedt, Kapitän 20. 24. 212
- Titiuche, Bergwerks-Gesellschaft 34. 43. 45
- Tschanbao, Führer eines freiwilligen chinesischen Landjägertrupps 70. 73. 84 f. 87 ff. 98. 107. 109. 126. 129. 133 ff. 154 ff. 166. 168. 171. 174. 179. 189. 192. 194 f. 213 ff. 224
- Tschanlin, junger Udechese vom Takema 59 f. 126. 129. 132 ff. 154 ff. 163
- Tscherepanow, Refed, Altgläubiger am Amagou 213 ff.
- Tschischiu, Mandtschure an der Rufunmündung 278. 282. 290. 307
- Turtygin, Expeditionsteilnehmer 1906 und 1907 183. 213. 261
- Unterberger, P. F., zur Zeit der Expedition Generalgouverneur in Chabarowsk 15. 174. 329
- Waldén, Industrieller aus Wladiwostok 21
- Wenjukow, M., Erforscher des Ussurigebietes in den Jahren 1857 bis 1859 302

Völker und Stämme

- Altgläubige, einer russischen Kirchensekte angehörige russische Ansiedler 27 ff. 46. 110 ff. 122. 181 ff. 237. 258. 270
- Chinesen 18 f. 21. 23. 26 f. 30. 36. 46. 49. 52 f. 60 f. 70. 72 f. 76 f. 80. 86. 101 f. 104. 120. 123 ff. 128. 133 f. 140 ff. 151. 156. 166. 172. 174 f. 178. 180. 217 ff. 251 f. 254 f. 266. 268. 271 f. 278. 288 ff. 300. 302. 315 f. 325. 328 f. 331. 334. 337
- Chunghusen, Bezeichnung für chinesische Räuber 32. 36. 70. 226. 332 f.
- Golden, Reste eines alten Volkes aus dem tungusischen Zweig der Altaier im unteren Amurgebiet, insbesondere am Ussuri und Sungari, der Sprache nach unter den tungusischen Dialekten dem Mandtschu am nächsten verwandt 18 f. 326 f. 331
- Japaner 274
- Koreaner 19. 21. 148. 150 f. 163. 174 ff. 202. 206. 243 f. 259
- Mandtschuren, Hauptzweig der tungusischen Stämme am Oberlauf des Sungari 278. 282. 290. 307
- Mansen, Bezeichnung für die Chinesen im Ussurigebiet, s. Chinesen
- Drotschen, zum südlichen Zweig der Tungusen gehöriger Volks-

stamm im Amurgebiet, der Sprache nach mit den Golden verwandt 302

Solonen, tungusischer Volksstamm aus der Mandchurei 225 ff. 238. 295

Tasen, chinesisch: Dassi „Eingeborene“, durch Vermischung mit Manfen vollständig zu Chinesen gewordene Ureinwohner im Süden des Ussurigenbietes, ursprünglich zum Volksstamm der Drottschen gehörig, dem südlichen Zweig der Tungusen 27. 44. 49. 52. 59 f. 70 f. 123 ff. 128. 162. 315 ff. 331

Tschagubai, „Mischblütige“ aus Ehen von Chinesen mit uralischen Frauen 325

Udehesen, „Udehe“, in ihrer Eigenart noch erhaltene Reste der zu den Tungusenstämmen gehörigen Ureinwohner des Ussurigenbietes im zentralen Teil des Sichotelin und im Küstengebiet nördlich bis zur Ussurienbucht 18. 59. 87. 137. 156. 165 f. 180. 184 f. 189. 196. 218 ff. 237. 248 f. 251 ff. 258 ff. 264. 269. 271 f. 274 ff. 278 ff. 298. 302 ff. 306 ff. 310 f. 314. 325 f. 328

Berge, Flüsse, Ortschaften

Aba, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaotema 108. 110

Adimil, uralisch: Agama, auf älteren Karten: Alma, Küstenfluß am Kap Masolow 72 f. 75. 101

Agdynja, Nebenfluß des Kusun 280 282

Alexander, Kap, etwa 45° 40' nördl. Breite, 137° 35' östl. Länge von Greenwich 174

Almasnaja, „Diamantberg“, Berg im Quellgebiet des Sjaotema, 2940 Fuß 117 f.

Alttschan, großer Nebenfluß des Bitin 329. 332 ff.

Amagu, chinesisch: Amagou, uralisch: Amuli, Fluß von den Kartubergen zum Meere zwischen Kap Bjelkin und Kap Maximow 18. 126. 173. 180 ff. 190 ff. 209. 212 f. 217. 219. 258

Amagu, Altgläubigendorf am Amagu 181 ff.

Amba, Nebenfluß des Bitin 328

Amerikabucht, etwa 42° 40' nördl. Breite, 133° östl. Länge von Greenwich 22

Amukty, Nebenfluß des Nachtochu 249

Amur, Hauptstrom der russisch-sibirischen Küstenprovinz 28. 341.

Amurbucht, früher: Gerinsbucht, westlich von Bladivostok, etwa 43° 15' nördl. Breite, 131° 45' östl. Länge von Greenwich 20

Anguchi, Berg am Tschobe 226

Anutschino, Siedlung am Daubiche 18 f. 94 f.

Aschobe f. Tschobe

Arka, Kap, etwa 45° 45' nördl. Breite, 137° 40' östl. Länge von Greenwich 173 180

Armu, Nebenfluß des Zman 80. 86. 146 f. 149. 292. 296. 300. 306

Arsamajowka, chinesisch: Dandungou, Nebenfluß des Waifudin 38

Askold, chinesisch: Zindao, „Grüne Insel“, etwa 42° 43' nördl. Breite, 132° 25' östl. Länge von Greenwich 20 f. 23. 173

Baklani, Kap, uralisch: Lenikoduoni, zwischen Cholonku und Nachtochu 263. 267

Barabaisch, Ort westlich von Bladivostok 122. 263

Batjukowo, auch Junbeischi, Dorf am Südsuche 28

Beisilaja, Nebenfluß des Bitin 300

Beja, uralisch: Jelja, Nebenfluß des Sandhobe 70

Benedse oder Benichesa, Nebenfluß des Alttschan 332

Bija, Nebenfluß des Nachtochu 251

Bitin, uralisch: Biki, chinesisch: Dinsche, großer Nebenfluß des Ussuri 15. 212. 226. 248. 260. 273. 278. 289. 296 ff. 300 ff. 314 ff. 325 ff. 344

- Bikin**, russisches Städtchen am Bikin, Station der Ussurielisenbahn 330. 333. 335
- Bilimbe**, uredhesisch: Bili, chinesisch: Binlanbeï, Fluß vom Sichote-alin zum Meere zwischen Kap Widny und Kap Masolow 72 f. 76 79 ff. 85 ff. 97 ff. 108. 113. 127. 344
- Bjagamu**, Nebenfluß des Bikin 296 ff.
- Bjagamu**, Nebenfluß des Rufun 280. 282. 309
- Bjellin**, Kap, etwa 45° 50' nördl. Breite, 137° 50' östl. Länge von Greenwich 180. 182
- Blagodatischee**, 44° 47' nördl. Breite, 136° 24' östl. Länge von Greenwich 66
- Bolschew**, Kap, etwa 45° 30' nördl. Breite, 137° 30' östl. Länge von Greenwich 164
- Polunja**, Nebenfluß des Rufun 280
- Pomydinsa**, Berg am Bikin 325 f.
- Bui**, chinesisch: Uengou, Nebenfluß des Rufun 222. 280 ff. 285 f. 290 f.
- Buidichesa**, Nebenfluß des Bikin 325
- Chabagou**, Nebenfluß des Bikin 306 f. 309
- Chabarowsk**, Hauptstadt der russisch-sibirischen Küstenprovinz, an der Mündung des Ussuri in den Amur 18 f. 269. 335 ff.
- Chagdygi**, Nebenfluß des Nachtochu 249
- Chandahesa**, Zufluß des Jodische 53
- Chankasee**, zwischen 44° 30' und 45° 30' nördl. Breite, 132° und 133° östl. Länge von Greenwich 48. 318. 344
- Chaoma**, auch Choma, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaokema 108
- Chatange**, Nebenfluß des Bikin 309
- Chode**, Nebenfluß des Nachtochu 251 f. 254. 261
- Cholonku**, uredhesisch: Challanku, auf älteren Karten: Swetlaja, Fluß vom Sichote-alin zum Meere zwischen Kap Sosunow und Kap Giljat 238. 241 ff. 263 f. 273. 298
- Chonderwesa**, russisch: Samburowa, Nebenfluß des Bikin 335
- Chor**, großer Nebenfluß des Ussuri 226. 260. 315 f.
- Chote-e**, Küstenfluß zwischen Sandhobe und Bilimbe 75
- Chowanda**, chinesisch: Chandagou, Nebenfluß des Bikin 300
- Chulemi**, Nebenfluß des Nachtochu 254
- Chumo**, Nebenfluß des Takema 135
- Chundy**, Nebenfluß des Cholonku 242
- Chuntami**, Berg nördlich der Pshigitbucht 64
- Chutunge**, Nebenfluß des Bikin 300
- Dagdy**, Nebenfluß des Cholonku 244
- Dagdy**, Quellfluß des Nachtochu 249 ff.
- Dalasa**, Felsenkuppel am Jodische 53
- Daubiche**, mandshurisch: Chuebira, Quellfluß des Ussuri 27 f. 141. 184. 193
- Dawasiqtschi**, Nebenfluß des Bikin 306
- Dingaladuoni**, Kap, zwischen Takema und Schoomi, etwa 45° 30' nördl. Breite, 137° 25' östl. Länge von Greenwich 165
- Dobraja ochota**, „Berg der guten Jagd“, zwischen dem Fatu und der Küste, 1825 Fuß 72
- Dromedar**, Berg an den Quellen des Konor 110. 117 f.
- Dsaljantuni**, auf älteren Karten: Tsaljantuni, Küstenfluß zwischen Kulumbe und Amagu 172
- Pshigitbucht**, etwa 44° 45' nördl. Breite, 136° 25' östl. Länge von Greenwich 18. 20. 24 f. 29. 32 ff. 37. 65
- Dsjagombo**, Nebenfluß des Bikin 334
- Dunanza**, Nebenfluß des Amagu 190
- Dungi**, chinesisch: Dunssegou, Nebenfluß des Bikin 315

- Dungou, Nebenfluß des Jodjche 46. 50. 60. 63 f.
- Dungoufa, Nebenfluß des Bikin 309. 315
- Duntawatsa, Chinesenfanse am Adimil 72 f. 102
- Ehe, auf älteren Karten: Skoworodkina, Küstenfluß zwischen Cholontu und Nachtochu 263
- Ehe, Nebenfluß des Kusun 279
- Erdagou, Nebenfluß des Daubiche 193
- Fansulasa, Nebenfluß des Bikin 328
- Fatu, ideochesisch: Fartu, Nebenfluß des Sanchobe 72 f. 75 f. 108
- Fudsin, Nebenfluß des Uache 27. 105
- Gabadi, Bergzug an der Küste zwischen Momoktschi und Raina 173
- Ganu, Nebenfluß des Bikin 309
- Garasun, Berggrüden an der Küste zwischen Nachtochu und Pija 263
- Georgijewski, Kosakeniedlung am Bikin 335
- Giziroza, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaokema 108
- Gobbiljagi, Nebenfluß des Nachtochu 254
- Golaja, „Kahlenberg“, zwischen Kumuchu und Cholontu, 5173 Fuß 239
- Goliath, Berg im Quellgebiet des Sjaokema, 3150 Fuß, 117
- Gorelaja, Quellfluß des Sjaokema 112 ff. 118. 121
- Gunjeto, Nebenfluß des Bikin 315
- Ilimo, Nebenfluß des Takema 116. 126. 128. 158 f. 164
- Iljantu, Küstenfluß zwischen Kumuchu und Cholontu 239
- Imagosigtschi, Nebenfluß des Bikin 300
- Iman, großer Nebenfluß des Usjuri 52. 70. 80. 140. 146. 173. 300. 325. 331. 344
- Jable, Nebenfluß des Bikin 315
- Jaktyga, Küstenfluß zwischen Kumuchu und Cholontu 239
- Jandojusa, Berg an der Küste zwischen Momoktschi und Raina 174
- Jantunlafa, hoher Felsen an der Mündung des Kulumbe 166. 209
- Janlafa, „Schornstein“, Felsen an der Takunischiquelle 127
- Jaunga, Nebenfluß des Bikin 300
- Jedin, ideochesisch: Jdi-be, auf älteren Karten: Peretytschina, Fluß vom Sichote-alin zum Meere nördlich von Kap Giljal 256. 260 f. 298
- Jelja, Küstenfluß zwischen Sanchobe und Bilimbe 75 f
- Jodjche, ideochesisch: Jenji, Fluß vom Sichote-alin zur Plastunbucht 34 ff. 44 f. 46 ff. 60. 102. 126
- Jonja, Nebenfluß des Kusun 280 f.
- Kadadelini, Felsen am Kusun 281
- Kaimbe, Küstenfluß zwischen der Dschigitbucht und der Terneibucht 64
- Kamuran, Bergzug am Jedin 260
- Kangatu, Nebenfluß des Bikin 306
- Kangatu, Standlager der Udehesen am Bikin 307
- Kansju, chinesisch: Kantschu, Küstenfluß zwischen Cholontu und Nachtochu 263. 271 f.
- Karaminsliberge, Bergzug an der Küste zwischen Amagu und Kusun 213 216
- Kartu, Bergzug im Quellgebiet des Amagu 182. 185. 190. 193 ff.
- Kate-tabauani oder Kate-taban, Nebenfluß des Bikin 315 f.
- Kjamo, russisch: Plostaja, „Flachberg“, Bergzug zwischen Kumuchu und Cholontu 244 271
- Koami, ideochesisch: Agana, auf älteren Karten: Loengou, Küstenfluß zwischen Takema und Kulumbe 164
- Kolgateo, ideochesisch: Kualigassa, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaokema 108
- Konor, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaokema 108. 110. 117

- Kruglaja**, „Rundberg“, im unteren Cholonkatal, 1650 Fuß 242
- Kudjache**, ideohesisch: Kudjabafani, auf älteren Karten: Kudija, Küstenfluß zwischen Sanhobe und Adimil 71
- Kudjache**, Nebenfluß des Amagu 179. 182. 190
- Kulema**, Zufluß des Jodfyche 36. 53
- Kultuche**, ideohesisch: Oldu, Nebenfluß des Altshan 333
- Kulumb**e, Nebenfluß des Zman 80. 86 f. 296
- Kulumb**e, ideohesisch: Kule, Küstenfluß zwischen Kap Bolschew und Kap Arta 126. 163 f. 166 f. 169. 173 f. 188 f. 201. 203 ff. 344
- Kumuchu**, ideohesisch auch: Kumu, russisch: Kusnezowa, Fluß vom Sichote-alin zum Meere zwischen Kap Olympiada und Kap Sosunow 226. 232. 234 ff. 271. 298
- Kusun**, chinesisch: Kusungou, ideohesisch: Kui oder Kuti, Fluß vom Sichote-alin zum Meere bei Kap Maximow 126. 156. 158. 188 ff. 214 ff. 255. 271. 273 ff. 279 ff. 285. 296
- Kwandagou**, Nebenfluß des Amagu 126. 179 ff. 190
- Lafansigou**, verlassenes Dorf am Bifin 328
- Lachosen**, Nebenfluß des Bifin 300. 303. 306
- Lachosen**, ideohesisches Standlager am Bifin 301 ff. 307
- Lefu**, Fluß vom Dadjanschan zum Chantasee 268 f. 344
- Lifudsin**, auch Lifudin, Quellfluß des Judsin 344
- Litjangou**, Nebenfluß des Jodfyche 44. 50. 52
- Lja**, Nebenfluß des Cholonku 242
- Ljaolengouja**, Nebenfluß des Wngge 295
- Ljuju** oder Ljusiche, Nebenfluß des Altshan 332
- Loktoljagi**, Nebenfluß des Nachtochu 250 f. 254
- Madaapaß**, Paß über den Sichote-alin vom Kusun zum Bifin, 2900 Fuß 291. 295
- Madagou**, Nebenfluß des Bifin 329
- Mangu**, Nebenfluß des Bifin 315
- Matamai**, Bergzug zwischen Nachtochu und Zedin 260
- Magimow**, Kap, an der Mündung des Kusun, etwa 46° 5' nördl. Breite, 138° 5' östl. Länge von Greenwich 220. 225
- Mitahesa**, Nebenfluß des Bifin 325
- Momoktschi**, Küstenfluß zwischen Kulumb und Amagu 126. 172 ff.
- Moningi**, Nebenfluß des Cholonku 246
- Mudjan**, Nebenfluß des Bifin 309
- Murawiew-Amurfski**, früher: Alberthalbinsel, Halbinsel zwischen Ussuribucht und Amurbucht mit Bladiwostok 20
- Nyche**, Nebenfluß des Bifin 232
- Nyge**, Nebenfluß des Wjagamu 295 f.
- Nachtochu**, ideohesisch: Naktu oder Nattana, auf älteren Karten: Lebedewa, Fluß vom Sichote-alin zum Meere bei Kap Gilsal 180. 242. 246 ff. 257. 260 f. 263. 270. 298. 314
- Raina**, auf älteren Karten: Jachobei Santa, Küstenfluß zwischen Kulumb und Amagu 126. 163. 173 ff. 179 ff. 206
- Riansa**, Küstenfluß zwischen Cholonku und Nachtochu 263 f.
- Nikolsk-Ussuriski**, Knotenpunkt der Bahnlinien Charbin—Bladiwostok und Chabarowst—Bladiwostok 263
- Roto**, auch Rotoche, ideohesisch: Nyntu, Nebenfluß des Ulahe 27. 70
- Rungini**, Quellfluß des Nachtochu 249 ff.
- Oblatschnaja**, Berg im Quellgebiet des Sjaokeka, 3220 Fuß 117
- Odega**, chinesisch: Odegou, Küstenfluß zwischen Sanhobe und Bilimbe 75 f.
- Ogomi**, Küstenfluß zwischen Cholonku und Nachtochu 263

- Dionktogo, chinesisch: Kuandol, udehesisch: Kuanda, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaokema 108
- Di Octoberberg, Bergkegel auf dem Sichote-alin im Quellgebiet des Siza, 5630 Fuß 152
- Dloberge, chinesisch: Dlongsingse, Quellgebiet des Altschan 332
- Dlon, Nebenfluß des Bikin 330
- Dlon, chinesische Ansiedlung am Bikin 332
- Dlongynsa, Bergzug am Bikin 329. 331
- Dloso, Nebenfluß des Cholontu 246
- Dloso, Nebenfluß des Kusun 280 f. 284
- Dlympiada, Kap, etwa 46° 15' nördl. Breite, 138° 15' östl. Länge von Greenwich 225. 235. 237. 239. 263
- Dmoso, Küstenfluß zwischen Rumuchu und Cholontu 239
- Dnektogo, Küstenfluß zwischen Sanchobe und Bilimbe 75
- Dstraja, Berg im Quellgebiet des Bilimbe, 2023 Fuß 79
- Peters des Großen, Bai, früher: Viktoriabai, Bucht von Wladiwostok 20. 173
- Petropawlowka, Dorf am Daubische 27 f.
- Pija, russisch: Paschkirta, Fluß vom Sichote-alin zum Meere bei Kap Giljak 243. 247. 263 f.
- Plastunbucht, etwa 44° 40' nördl. Breite, 136° 30' östl. Länge von Greenwich 25. 29. 34. 36. 39. 65
- Plitnjak, Kap, udehesisch: Chuoloduoni, etwa 46° 50' nördl. Breite, 138° 35' östl. Länge von Greenwich 122. 243. 263
- Plostaja, „Flachberg“, udehesisch: Kjamu, Berg zwischen Rumuchu und Cholontu. 1324 Fuß 244. 271
- Popowa, Insel in der Bai Peters des Großen 20
- Posjet, Hafentort an der Expeditionsbucht 122. 263
- Poworotny, Kap, südlichster Punkt des Ussurigebiets, etwa 42° 23*
- 35' nördl. Breite, 133° 5' östl. Länge von Greenwich 22
- Pschun, Fluß vom Sichote-alin zum Meere bei Kap Arasnjaja-Stala 76. 142
- Puimu, Nebenfluß des Cholontu 244
- Putjatin, Insel in der Bai Peters des Großen 21
- Reineke, Insel in der Bai Peters des Großen 20
- Reford, Insel in der Bai Peters des Großen 20
- Rocholo, Nebenfluß des Bikin 328
- Ruski, Insel in der Bai Peters des Großen 20 77
- Ryndabucht, Gesamtname der Bucht an der Jodschemilindung, etwa 44° 40' nördl. Breite, 136° 20' östl. Länge von Greenwich 25 ff.
- Sabytaja, Nebenfluß des Bilimbe 80. 110
- Sagdynhe, chinesisch: Sitziche, Nebenfluß des Bikin 306
- Sagdynula, Nebenfluß des Bikin 306. 309
- Sakhoma, Quellfluß des Sjaokema 112 ff. 121. 138
- Samargi, Fluß vom Sichote-alin zum Meere nördlich von Kap Giljak 223. 239. 259 f. 277
- Samur, Höhenzug am Unterlauf des Bikin 335
- Sanchobe, auch Satschenbeja, udehesisch: Sanle, Fluß vom Stamm des Sichote-alin zur Terneibucht 53. 60. 66. 69 f. 72. 80. 102. 124. 224. 326. 344
- Santeri, Nebenfluß des Bikin 309
- Schaitan, Gipfel des Sichote-alin im Quellgebiet des Takema, 6790 Fuß 154
- Schakra, Küstenfluß zwischen Sanchobe und Bilimbe 75 f. 101 f.
- Schantarinseln, Inselgruppe im Südzipfel des Ochotsischen Meeres unter 55° nördl. Breite und 137° östl. Länge von Greenwich 20. 212
- Schanz, Berg im Quellgebiet des Sjaokema, 3300 Fuß 117 f.

- Schlota, Insel in der Bai Peters des Großen 20
- Schlotoowo, Kirchdorf an der Waitunbucht an der Bahnlinie Bladivostol — Sutfchankohlengruben 22
- Schoomi, chinesisch: Seami, utedesisch: Somi, Küstenfluß zwischen Takema und Kulumbe 163 ff. 180
- Se-en, Küstenfluß zwischen Pija und Nachtochu 263
- Sekumu, utedesisch: Sektosu, Küstenfluß zwischen Sanchohe und Bilimbe 75 f.
- Shelesnjak, Berg in der Nähe der Bilimbemündung, 1532 Fuß 72. 102 f. 108 f.
- Sichote-alin, chinesisch: Si-chota-lin, „Paß der großen Westflüsse“, oder Bao-lin, „uralter Paß“, goldisch: Dsubggn, utedesisch: Ada-sololi, auch Kunka-Kiamani 15. 34 f. 53. 73 f. 79 ff. 86 ff. 104. 140. 145 ff. 229 ff. 245 ff. 263. 273. 281. 285 ff.
- Sigou, vormalig Sjaumudinsa, chinesische Ortschaft am Bikin 328 ff.
- Sija, Zufluß des Sanchohe 53
- Silan, Nebenfluß des Bikin 334 f.
- Sinanza, Zufluß des Jodsche 34. 44. 53 ff.
- Situche oder Schituche, Nebenfluß des Bikin 330
- Siza, Nebenfluß des Takema 150. 152. 155 ff.
- Sjaodunnanza, Nebenfluß des Takema 157
- Sjaodunza, Nebenfluß des Takema 156
- Sjaojodsche, Nebenfluß des Jodsche 50
- Sjaokema, auf älteren Karten: Sakhoma, Fluß vom Sichote-alin zum Meere bei Kap Widny 108 ff. 122 f. 127
- Sjaokuntshi, Nebenfluß des Takema 117. 135. 158
- Sjüen, russisch: Swain, auf älteren Karten: Baktowa, Fluß vom Kijamo zum Meere zwischen Kap Olympiada und Kap Sosunow 235. 239 ff.
- Sjurtgitschi oder Sjuliksi, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaokema 108. 110
- Soen, utedesisch: Sua oder Soaga, Küstenfluß zwischen Amagu und Kusun 214 ff.
- Sololi, Nebenfluß des Cholonku 244
- Sololi, Nebenfluß des Kusun 280. 282
- Songo, Quellfluß des Altshan 332
- Sosunow, Kap, utedesisch: Chorlobuoni, etwa 46° 30' nördl. Breite, 138° 30' östl. Länge von Greenwich 239 f. 259. 263. 271
- Spiz, Berg im Quellgebiet des Sjaokema, 3080 Fuß 117
- St. Olga, russische Siedlung an der St. Olgabucht 140
- St. Olgabucht, ehemals Port Seymour, etwa 43° 30' nördl. Breite, 135° 20' östl. Länge von Greenwich 22. 25. 35. 122. 184. 219. 277
- Stolowaja, „Eisberg“, zwischen dem Fatu und der Küste, 1835 Fuß 72
- Sudsuche, Fluß vom Sichote-alin zum Meere zwischen Kap Poworotny und Kap Ostrowny 28. 142. 173. 219
- Sutsun, Fluß aus dem mandchurischen Berglande in die Amurbucht 122. 263
- Sumuge, Nebenfluß des Bikin 309
- Sungari, Nebenfluß des Amur 104. 141. 226
- Sutschan, Fluß vom Jamedynsch zur Amerikabucht, zugleich Ort am Sutschan, Endstation der Eisenbahn Bladivostol — Sutfchankohlengruben 35
- Syfontai, utedesisch: Sjugdon-tai, Berg am Bikin 325. 328
- Tabando, Chundhusensiedlung am Bikin 332 ff
- Tachobe, auch Achobe, Fluß vom Sichote-alin zum Meere zwischen Kap Maximow und Kap Olympiada 164. 223 ff. 271. 295. 298
- Taduschu, Fluß vom Ramm des Sichote-alin zum Meere bei Kap Jushni 219. 326
- Taële, Küstenfluß zwischen Sanchohe und Bilimbe 75 f.

- Tağdy, Nebenfluß des Kumuchu 235 f.
- Taizsiberi, Nebenfluß des Tman 325. 331
- Takema, Fluß vom Sichote-alin zum Meere bei Kap Widny 18. 59. 80. 123 ff. 129. 132. 135. 137 f. 142. 146. 150. 156 ff. 163 ff. 209. 212. 219. 279 f. 344
- Takuntſchi, Nebenfluß des Takema 127. 132. 135. 137 ff. 150. 158
- Talmakſi, Nebenfluß des Cholonku 242
- Tantja, Küstenfluß zwischen Sandhobe und Bilimbe 75
- Terneſtucht, etwa 45° 5' nördl. Breite, 136° 50' östl. Länge von Greenwich 15. 18. 24. 34. 63. 68 ff. 72
- Tigdamugu, Nebenfluß des Cholonku 246
- Tigerberg, im Quellgebiet des Adimil, 1975 Fuß 74
- Titiuheſ Tjütiche
- Tjantſchingouſa, Nebenfluß des Takema 150. 158
- Tjantſchinlaſa, langgestreckter Tafelberg am Ramm des Sichote-alin im Quellgebiet des Siza 150. 152
- Tjütiche oder Titiuhe, Fluß vom Sichote-alin zum Meere zwischen Kap Juſhni und der Dpřitſchnit-bucht 34 f. 219. 326
- Tolomgi, Küstenfluß zwischen Kulumbe und Amagu 173
- Tſchanſhigouſa, Nebenfluß des Bikin 325
- Tſche, Nebenfluß des Ruſun 280
- Tſche-e-baſani, Nebenfluß des Ruſun 158
- Tſchelkadani, Felsen am Ruſun 280 f.
- Tſchenſchenſa, Nebenfluß des Takema 156
- Tſchuguljankuni, Nebenfluß des Bikin 306
- Tſchurigi, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaokema 110
- Tſchurkan, chineſiſch. Tſchanuoſa, udecheſiſch: Ankuga, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaokema 108
- Tugulu, Nebenfluß des Bikin 328 f.
- Tumannaja, Berg an den Quellen des Konor, 2870 Fuß 110. 117
- Tumannaja, „Rebelberg“, an den Quellen des Schoomi, 1051 Fuß 164
- Tun-ho, „Kupferfluß“, Nebenfluß des Jodſche 35
- Tyanga, Nebenfluß des Ruſun 279
- Tyntſchenga, udecheſiſch: Tejenga, Küstenfluß zwischen Kulumbe und Amagu 179
- Ugolikokoli, Nebenfluß des Bikin 328
- Uarjumaja, Nebenfluß des Sjaokema 116
- Ulache, Quellfluß des Uſſuri 27. 142
- Ulema, Nebenfluß des Bikin 325.
- Uleugouſ. Bui
- Untugu, Küstenfluß zwischen Cholonku und Nachtochu 263. 271
- Uſſuri, Nebenfluß des Amur 15. 48. 300. 316. 332. 334. 340
- Uſſuribucht, früher: Napoleonsbucht, östlich von Wladiwostok, etwa 43° nördl. Breite, 132° 10' östl. Länge von Greenwich 20
- Waifudin, Fluß vom Sichote-alin zur St. Olgabucht 142
- Wanjinlaſa, udecheſiſch: Kulerapani, Felsen an der Kulumbemündung 167 ff. 190. 203. 206. 209 f. 212
- Werbljud, „Kamelberg“, doppelgipflige Erhebung auf dem Ramm des Sichote-alin im Quellgebiet des Siza 5565 Fuß 152
- Beſtjolaja, „Freundenberg“, im unteren Cholonkatal, 750 Fuß 242
- Beſtygni, Küstenfluß zwischen Bilimbe und Sjaokema 108
- Bituche, Nebenfluß des Ruſun 216 f. 220
- Widny, Kap, etwa 45° 25' nördl. Breite 137° 20' östl. Länge von Greenwich 126
- Wjaſtyngi, Küstenfluß zwischen Sandhobe und Bilimbe 75

- Wladiwostok, „Beherrscher des Ostens“, Kriegshafen der russisch-sibirischen Küstenprovinz 17 ff. 21. 28. 32. 34. 77. 212
- Wysokaja, „Hochberg“, zwischen Kumuchu und Cholontu, 2961 Fuß 239
- Yogotcho oder Agato, Nebenfluß des Takema 158
- Zamodynsa, Dorf am Bikin 328
- Zaoni, Nebenfluß des Kumuchu 234
- Zarskaja, „Zarenberg“, auf älteren Karten: Amgunstie golzn, „Die Kahlen“, Bergzug zwischen Kumumbe und Amaqu 176. 179. 201
- Zimuche, Nebenfluß des Takema 128 f.
- Zsawa, Nebenfluß des Kusun 280

Tiere

- Alquappe 310
- Adler (s. auch Fischadler) 139
- Ammer, sibirische 26. 216
- Aische 298. 310
- Auerhahn 189. 298
- Bachstelze, kamtschattische 124
- Bär 27. 67 f. 105. 170. 296. 306. 310
- Bär, brauner (*Ursus arctos* L.) 282. 298. 309
- Bär, weißbrüstiger s. Kragenbär
- Biene 188 f.
- Blauente 123
- Budellachs (*Oncorhynchus gorbuscha* Walb.) 24 f. 124 f. 251. 261. 281
- Puntspecht, ussurischer 139. 216. 284. 298
- Callipogon (*Callipogon relictus*) 78
- Delphin 22
- Drossel, rotbrüstige 139
- Drosselrohrfänger 104
- Eichhörnchen, sibirisches (*Sciurus vulgaris manshuricus*) 86. 132. 177. 188. 226 ff. 232 f. 296. 309
- Eiderente 180
- Elen (*Alces machlis* Ogilby) 191 f. 237. 246. 252. 291 ff. 296. 298. 310
- Elen (*Alces palmatus* Pall.) 100
- Ellriße (*Phoxinus Logowskii* Dyb.) 69
- Elster 124. 139. 217
- Erdhörnchen, „Burundut“ (*Eritamias asiaticus orientalis*) 309
- Erdspecht, grauföpfiger ussurischer 139
- Eule, ussurische 326
- Falke, asiatischer 26. 217
- Fasan, ussurischer 50. 187 f.
- Fischadler, weißschwänziger 50. 64. 136
- Fischotter (*Lutra vulgaris*) 135 f. 283. 296
- Fliegenschwapper 139
- Flughörnchen (*Sciuropterus russicus* Tied.) 309
- Forelle (s. auch Lenofforelle, See-forelle) 137
- Fuchs 282. 299
- Geier (*Vultur monachus* L.) 189
- Gimpel 298
- Goral s. Waldziegenantilope
- Gorbuschalachs s. Budellachs
- Groppe (*Cottus poecilopus* Haeckel) 125
- Grubenotter (*Ancistrodon Blomhoffii* Boie) 123
- Grünspecht, ussurischer 189
- Habicht 139
- Häher, sibirischer (s. auch Holzhäher, Rußhäher) 298
- Hänfling 217
- Hase, mandchurischer (*Lepus manshuricus* Pall.) 326
- Hecht 310
- Hirsch 19. 27. 31. 56. 73. 103 f. 109. 122. 135. 156. 268. 276
- Hirsch, gefleckter, Dybowstihirsch, zu den Sikahirschen gehörig (*Cervus Dybowskii* Tasz.) 21. 23. 26. 105. 122. 167. 169. 171 ff.
- Hirsch, Sjjubr. (*Cervus canadensis Lühdorfi* Bolau) 48. 85. 105. 131 f. 138. 156. 172. 184. 192 ff. 244. 282. 298. 309. 316. 333
- Holzhäher, sibirischer 284

- 3itis 309
 R ä f e r f c h n e d e (Chiton squamosus) 210
 R a r p f e n 310
 R e t a l a c h s (Oncorrhynchus keta Walb.) 124 f. 166. 242. 251. 261. 281. 298. 310
 R r a b b e (Heterograpsus pemcillatus de Haan) 174 f. 210
 R r a g e n b ä r (Ursus tibetanus F. Cuv.) 188. 309
 R r ä h e , u f f u r i f c h e 194 ff.
 R r e u z f c h n a b e l 283
 R r i e d e n t e , f c h m a l f c h n ä b l i g e 123
 R u n f h l a c h s (Salvelinus leucomaenis Pall.) 275. 277
 S a c h s f. B u d e l l a c h s , R e t a l a c h s , R u n f h l a c h s , S a i b l i n g , T a i m e n l a c h s
 S e n o f f o r e l l e (Brachymystax lenok Pall.) 286. 297 f. 310
 S u c h s 282. 298. 309
 M a l m e f. S a i b l i n g
 M a r d e r 228. 282. 309
 M a r d e r h u n d , w a f c h b ä r a r t i g e r (Nyctereutes procyonoides Gray) 333
 M e i f e 139. 216. 284. 298. 344
 M o f c h u f t i e r , r u f f i f c h : R a b a r g a (Moschus moschiferus) 151. 262. 264 f. 282. 296. 309. 333
 M ö w e 104. 124. 209
 R u f f h ä h e r , f i b i r i f c h e r 139
 P a n t h e r , m a n d f c h u r i f c h e r (Felis pardus orientalis Schleg.) 188
 P f e i f h a f e (Lagomys hyperborea Pall.) 139
 P l ö g e (Leuciscus Brandti Dybowski) 275. 277. 297
 R a b e 26. 39. 50. 106. 139. 196. 229. 284. 289. 298
 R e b h u h n (f. a u c h S t e p p e n h u h n , W a l d h u h n) 50. 177. 207. 282
 R e h , f i b i r i f c h e s (Capreolus pygargus Pall.) 36 ff. 46. 48. 103. 117. 122. 262. 266. 309
 R e n n t i e r 184. 270. 276
 R i n g e l r o b b e (Phoca foetida Fabr.) 168
 R o t w o l f (Cuon alpinus Pall.) 122. 188. 282
 S ä g e t a u c h e r 124
 S a i b l i n g o d e r M a l m e (Salvelinus alpinus malma Walb.) 250 f. 261. 275. 277. 281
 S c h w a l b e n f c h w a n z , M a a c k - (Papilio Maackii) 189
 S c h w a r z f p e c h t , u f f u r i f c h e r 139
 S e e f o r e l l e 277
 S p e c h t (f. a u c h B u n t f p e c h t , E r d - f p e c h t , G r ü n f p e c h t , S c h w a r z f p e c h t) 39. 56. 139
 S p i n n e , f c h w a r z e 57
 S t a r , f i b i r i f c h e r 216
 S t e i n d r o f f e l 104
 S t e i n w ä l z e r 124
 S t e p p e n h u h n (Syrrhaptes paradoxus Pall.) 277
 S t i c h l i n g (Pygosteus sinensis Guich.) 24
 S t i n t (Osmerus eperlanus dentex Steind.) 24
 S t r a n d l ä u f e r 123
 S u m p f w a f f e r l ä u f e r 124
 T a i m e n l a c h s (Salvelinus perryi Brev.) 274 f. 277. 310
 T a u c h e n t e 40 ff. 104
 T a u c h e r g a n s 284
 T i g e r , u f f u r i f c h e r (Felis tigris longipilis Fitz.) 49. 59. 78. 85. 104 ff. 129 ff. 178. 188. 193 f. 280. 282. 298. 300. 309. 316. 320 ff. 326. 333. 344
 T i g e r f a z e , K l e i n o h r i g e , c h i n e f i f c h : Z e l i f a (Felis euphilura Elliot) 77. 309
 T r a p p e 188
 T f c h u m o , e i n e r ö t l i c h e F i f c h a r t 261
 U f e r f c h n e d e (Litorina littorea) 210
 U f e r f c h n e p f e , o f t f i b i r i f c h e 104. 124
 B i e l f r a f f (Gulo luscus) 262 f. 282. 298. 309. 325. 333
 W a l d h u h n , c h i n e f i f c h : D a f c h u g i r l (Canace falcipennis) 293 f.
 W a l d z i e g e n a n t i l o p e o d e r G o r a l (Nemorhaedus caudatus M. Edw.) 71. 122
 W a l f i f c h 22
 W a f f e r f c h w a l b e , n a d e l f c h w ä n z i g e 104

- Bels 310
 Biefel 282
 Bildente (f. auch Blaente, Eiberente, Kriechente, Tauchente, Zierente) 123. 242
 Bildgans (f. auch Tauchergans) 169
 Bildschwein (*Sus leucomystax continentalis* Nehring) 49. 103. 105. 208. 244 f. 298. 303 ff. 309. 316. 320. 323. 333
 Bildtaube 39. 139
 Bildziege 282. 316. 333
 Wolf 296
 Bürger 26
 Zaunkönig, japanischer 284
 Zierente (*Nettium formosum* Georgi) 104 f.
 Zobel 18. 30. 80. 86. 112. 125. 132. 142. 156. 163. 174. 176 ff. 184. 188. 219. 228. 243. 248. 251. 263. 282. 286. 296. 300. 302. 309. 315. 328. 333

Latiniſche Tiernamen

- Alces machlis* Ogilby 191 f. 237. 246. 252. 291 ff. 296. 298. 310
Alces palmatus Pall. 100
Ancistrodon Blomhoffii Boie 123
Brachymystax lenok Pall. 286. 297 f. 310
Callipogon relictus 78
Canace falcipennis 293 f.
Capreolus pygargus Pall. 36 ff. 46. 48. 103. 117. 122. 262. 266. 309
Cervus canadensis Lühdorfi Bolau 48. 85. 105. 131 f. 138. 156. 172. 184. 192 ff. 244. 282. 298. 309. 316. 333
Cervus Dybowskii Tasz. 21. 23. 26. 105. 122. 167. 169. 171 ff.
Chiton squamosus 210
Cottus poecilopus Haeckel 125
Cuon alpinus Pall. 122. 188. 282
Eritamias asiaticus orientalis 309
Felis euphilura Elliot 77. 369
Felis pardus orientalis Schleg. 188
Felis tigris longipilis Fitz. 49. 59. 78. 85. 104 ff. 129 ff. 178. 188. 193 f. 280. 282. 298. 300. 309. 316. 320 ff. 326. 333. 344
Gulo luscus 262 f. 282. 298. 309. 325. 333
Heterograpus pemcillatus de Haan 174 f. 210
Lagomys hyperboreus Pall. 139
Lepus manshuricus Pall. 326
Leuciscus Brandti Dybowski 275. 277. 297
Litorina littorea 210
Lutra vulgaris 135 f. 283. 296
Moschus moschiferus 151. 262. 264 f. 282. 296. 309. 333
Nemorhaedus caudatus M. Edw. 71. 122
Nettium formosum Georgi 104 f.
Nyctereutes procyonoides Gray 333
Oncorrhynchus gorbuscha Walb. 24 f. 124 f. 251. 261. 281
Oncorrhynchus keta Walb. 124 f. 166. 242. 251. 261. 281. 298. 310
Osmerus eperlanus dentex Steind. 24
Papilio Maackii 189
Phoca foetida Fabr. 168
Phoxinus Logowskii Dyb. 69
Pygosteus sinensis Guich. 24
Salvelinus alpinus malma Walb. 250 f. 261. 275. 277. 281
Salvelinus leucomaenis Pall. 275. 277
Salvelinus perryi Brev. 274 f. 277. 310
Sciuropterus russicus Tied. 309

- Sciurus vulgaris manshuricus* 86. 132. 177. 188. 226 ff. 232 f. 296. 309
Sus leucomystax continentalis Nehring 49. 103. 105. 208. 244 f. 298. 303 ff. 309. 316. 320. 323. 333
Syrhaptus paradoxus Pall. 277
Ursus arctos L. 282. 298. 309
Ursus tibetanus F. Cuv. 188. 309
Vultur monachus L. 189

Pflanzen

- Abies nephrolepis* Max. (Tanne) 46. 65. 76. 83. 87. 145. 149. 159. 161. 187. 209. 233. 264. 292. 297. 309. 312 322 f.
Acer ginnala Max. (strauchartiger Ahorn) 283
Acer Mono Max. (Ahorn) 46. 70. 100. 114. 129. 138. 145. 181. 187. 237. 244. 254. 264. 292. 297. 306. 330
Acer ukurunduense Fr. et M. (Ahorn) 54
Aconitum Fischeri Rehn. (Eisenhut) 166. 188
Actinidia Kolomieta Max. 129. 236
Allium victorialis L. (Lauch) 190
Alnus fruticosa Rupr. (Erle) 45. 70. 87. 129. 146. 187. 193. 214. 220. 244. 254. 264. 268. 285. 296 f.
Alnus hirsuta Turcz. (Erle) 203. 243. 292
Alnus incana L. (Erle) 54
Anaphalis margaritacea Benth. 190
Aralia chinensis R. M. 129
Artemisia Absinthium L. (Bermut) 70. 76
Artemisia campestris L. 221
Artemisia Keiskerna Miq. (Steinwermt) 203
Artemisia vulgaris L. (gemeiner Beifuß) 114. 221
Aster scaber Thunb. 80
Aster tataricus L. 26
Aster trinervius Rox. 190
Astragalus membranaceus Fisch. 26
Athyrium felix-femina Roth. 55
Athyrium spinulosum Christ 86
Atragene ochotensis Pall. (ochotischer Hopfen) 114
Berberis amurensis Rupr. (amurische Berberis) 129. 283
Betula daurica Pall. (daurische Birke) 36. 45 f. 70. 76. 100. 114. 128. 145. 155 f. 165. 177. 181. 187. 201. 209. 213. 216 f. 225. 229. 237. 244. 254. 285. 296. 300
Betula Ermani Cham. (kamtschatkische Birke) 54. 203. 243. 254. 292
Betula fruticosa Pall. (Heinblättrige Torfbirke) 243
Betula latifolia Tausch. (großblättrige Birke) 46. 86. 146. 182. 213. 240. 264. 335
Bupleurum longeradiatum Turcz. (Safenohr) 190
Carex pilosa Scopoli (Baldbiedgras) 86. 145
Cladrastis amurensis Benth. (Maackatazie) 68
Clematis intricata Bunge (Balbrebe) 80
Clematis manshurica Rupr. (Balbrebe) 114
Clintonia udensis Trautv. et Mey. 55
Comarum palustre L. (Sumpffingerkraut) 257
Convallaria majalis L. (Maiglöckchen) 145
Cornus alba Lin. (weiße Herlige, Kornelbirke) 54
Cornus canadensis L. (Kornelbirke) 145
Corydalis ochotensis Turcz. (ochotische Hohlwurze) 100
Corylus heterophylla Fisch. (Haselnuß) 36. 46. 68. 73. 76. 114. 165 f. 236
Crataegus manshurica H. Buck (Wehlbeere) 46. 114
Cypripedium (Orchideen) 113
Delphinium Maackianum Regel. (Feldrittersporn) 26

- Dioscorea quinqueloba* Thunb. 236
- Dontostemon hispidus* Max. 100
- Eleutherococcus senticosus* Max. (Teufelsholz) 54. 187
- Empetrum nigrum* L. (schwarze Raufschbeere) 257
- Eriophorum latifolium* Hoppe (Bollgras) 257
- Erythraea Centaurium* Pers. (Fieberkraut) 188
- Evonymus macroptera* Rupr. (Spindelbaum) 254. 297
- Fraxinus manshurica* Rupr. (Eiche) 54. 187. 237. 264. 297. 306. 330
- Fraxinus rhynchophylla* Hanc. (chinesische Eiche) 46
- Fritillaria dagana* 259
- Galium* L. (Sumpflabkraut) 70
- Gentiana macrophylla* Pall. (Enzian) 26
- Geranium Vlasovianum* Fisch. (Storchschnabel) 26
- Iris laevigata* Fisch. 257
- Juglans manshurica* Max. (Walnuß) 46. 70. 187. 243. 330
- Juniperus daurica* Pall. (daurischer Wacholder) 69
- Juniperus* Sp. 243
- Larix daurica* Turcz. (daurische Tanne) 45. 68. 76. 87. 100. 128. 144 ff. 149. 155. 173. 177. 182. 184. 187. 201. 203. 209. 213. 217. 240. 243 f. 264. 285. 292 f. 297. 300. 335
- Lathyrus palustris* L. (Sumpfadernuß) 257
- Ledum palustre* Lin. (wilder Rosmarin) 74 f. 87. 106. 145. 154. 203. 242. 248. 257
- Lespedeza bicolor* Turcz. 46. 68. 70. 73. 76. 80. 114. 165. 243
- Lonicera edulis* Turcz. (Geißblatt) 254
- Lycopodium annotinum* L. (Bärlapp) 145
- Lycopodium obscurum* Thunb. (Bärlapp) 86
- Maackia amurensis* Rupr. (Akazie) 46
- Majanthemum canadense* Des. (kanadische Schattenblume) 145
- Neottia nidus avis* Rich. (Reftwurz) 55
- Nephradium dilatatum* Des. (Farnkraut) 145
- Nephradium cuspinolosum* Diels (Farnkraut) 55. 203
- Nephradium frangans* Richards (Farnkraut) 203
- Oxalis acetosella* L. (Sauerflee) 86
- Paeonia albiflora* 115
- Panax Ginseng* C. A. Mey. („Ehenschen“, wundertätige Wurzel aus der Gattung der Araliaeaceen; goldisch: Panaxi) 120. 141 f. 268. 328. 333
- Petasites palmata* Asa Gray (Süßlattich, Pestwurz) 100. 117
- Phellodendron amurense* Rupr. (Korkholz) 46. 70. 114. 243. 306. 330
- Philadelphus Schrenkii* 283
- Philadelphus tenuifolius* Rupr. et Max. (Jasmin) 283
- Phragmites communis* Trininius (Schilfrohr) 70. 114. 221
- Picea ajanensis* Fisch. (ajanische Tanne) 54. 73. 76. 87. 145 f. 187. 201. 203. 209. 216. 243. 292. 297
- Pinus koraiensis* Sieb. et Zucc. (sibirische Fichte, Arve) 54. 73. 76. 82. 91. 144 f. 151. 155. 176. 187. 209. 227 f. 244. 283. 295. 297. 309. 317 f. 321 ff. 326. 345
- Pinus pumila* Regel. (Zedernkieholz) 152. 200. 248
- Pirus sinensis* Lindl. (Birnenbaum) 68
- Platanthera chlorantha* Custor. (Waldhyazinthe) 114
- Platycodon grandiflorus* A. D. (Glöckchenblume) 165 f.
- Polygonum divaricatum* L. (Knöterich) 80
- Polypodium vulgare* L. (Farnkraut) 76. 105. 145 f. 203
- Populus suaveolens* Fisch. (Pappel) 54. 86. 98. 114. 129. 160 f. 181. 237. 243. 254. 264. 283. 296 f. 306. 330

- Populus tremula* L. (Espe) 45 f. 83. 177. 181 f. 187. 220. 244. 264. 285. 296. 300
Potentilla fruticosa Lin. (Fin-gertraut) 68
Prunus Maackii M. (Raadfaul-baum) 54
Prunus Padus Maackii Rupr. (Faulbaum) 129. 296 f.
Pteridium (Adlerfarn) 146

Quercus mongolica Fisch. (mongolische Eiche) 36. 46. 68. 76. 86. 100. 105. 114. 155. 165 f. 181. 187. 191. 209. 213. 216 f. 225. 228. 240. 254. 264. 306. 309

Rhododendron dauricum Pall. 154 f.
Ribes burejense Sr. Schmidt (Stachelbeere) 54
Ribes horridum Rupr. 243
Ribes nigrum (schwarze Johannis-beere) 155
Rosa acicularis Lindl. (Hagebutten-strauch) 129. 236
Rosa daurica Pall. (daurische wilde Rose) 70. 76. 80. 165. 203
Rubus Chamaemorus L. (Lori-beere) 242. 257
Rumex acetosa (Sauerampfer) 145

Salix acutifolia Willd. (Pyra-midenweide) 38. 50. 54. 70. 73. 76. 100. 209. 220. 243 f. 256. 264. 296. 306
Salix viminalis L. (Korb-weide) 100. 130. 160. 166. 207. 217. 220. 243. 285. 297
Sanguisorba officinalis Lin. (Wiesentknopf oder Blutkraut) 26
Schizandra chinensis Baill. 54. 129. 236
Schizopepon bryoniaefolius Max. 100
Scorzonera abbiecaulis Bug. (Schwarzwurzel) 55

Silene filiosa Max. 166
Sorbaria sorbifolia A. Br. (rauh-blättriger Spierlingsstrauch) 243
Sorbus aucuparia L. (gemeine Eberesche) 203
Sorbus sambucifolia Trautv. (holunderblättrige Eberesche) 68. 129. 155. 254
Spiraea salicifolia Lin. (weiden-blättriger Spierstrauch) 46. 80. 114. 165
Stellaria aquatica Scop. (Baf-ferstern) 100
Syringa amurensis Rupr. (amurischer Flieder) 54. 83. 283. 297

Taxus cuspidata Sieb. et Zucc. (Eibe) 46. 186. 254
Thymus Serpyllum L. (Thymian) 166
Tilia amurensis Kom. (amurische Linde) 36. 46. 67. 70. 86. 100. 111. 114. 128. 161. 165 f. 186 f. 217. 225. 237. 243. 297. 330
Transussurea Maximoviczii Herder 26
Trifolium L. (Klee) 145

Ulmus campestris (Ulme) 114. 225. 243. 297. 306
Ulmus montana Wither. (Berg-ulme) 254

Vaccinium uliginosum L. (Sumpfbeidelbeere) 242. 257
Vaccinium Vitis idaea L. (Preißelbeere) 154. 199
Veratrum album L. (Nieswurzel) 114. 145. 188
Verbascum Tourn. (Königs-ferze) 145
Veronica grandis Fisch. 80. 166
Viburnum sargentii Koehae (Schneeball) 46. 68. 70. 114. 165. 217. 236
Vicia L. (Felderbse, Bide) 70. 76
Vitis amurensis Rupr. (wilde Weinrebe) 54. 129. 138. 187

Mineralien

- Andesit 108. 174. 180. 263. 281. 333
 Aphanit, diabasischer 125 f.
 Aplit 264
 Augitandesit 71. 123. 281
 Basalt 108. 112. 123. 166. 213. 224. 237. 263. 281. 300. 333
 Basaltuff 271

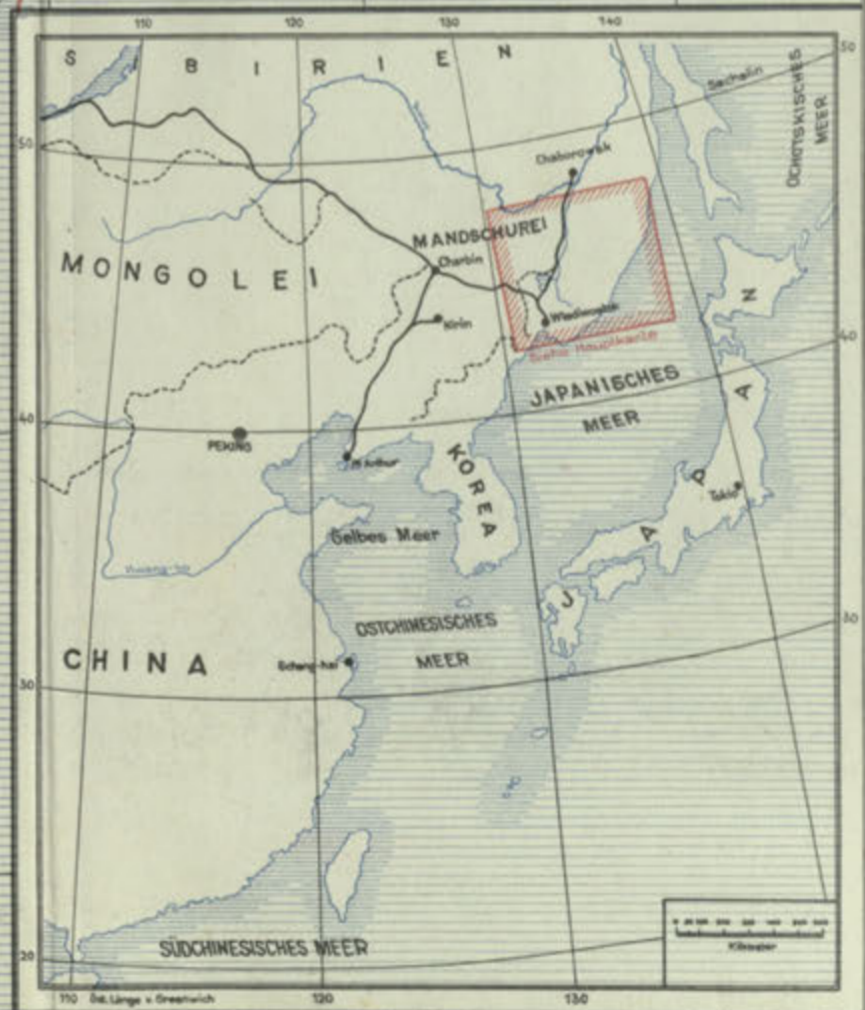
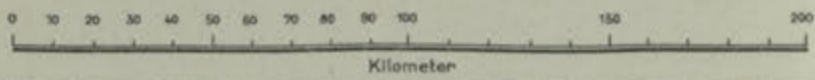
- Bergkristall 117. 156
 Bleierz 34f. 50
 Bleiglanz 174
 Braunkohle 331
 Chlorit 129
 Dazit 174
 Diabas 70. 215. 335
 Diorit 70. 164. 333. 335
 Epidot 129
 Feldspat 164
 Feldspatporphyr 129
 Felsit 129
 Felsitporphyr 71
 Feuerstein 128
 Feuersteinschiefer 263
 Galmei 34
 Glimmerschiefer 108
 Gneis 76. 174. 239
 Gold 21. 32 ff. 125. 148. 156. 167. 191
 Granit 76. 125. 138. 239. 328. 335. 345
 Granitporphyr 128
 Hornblendeandesit 166
 Kalksandstein 76. 108
 Kalkspat 180. 206
 Kalkstein 76. 108
 Kieselschiefer 174
 Kupferkies 34f. 50. 156. 191
 Geshm 173. 300
 Liparit 135. 145
 Melaphyr 108. 213. 328. 333
 Molybdän 35
 Obsidian 220
 Porphyr 25. 126. 263. 281. 335
 Quarz 156. 206
 Quarzdiorit, uralitischer, 264
 Quarzporphyr 25. 70. 117. 120. 129. 135. 145
 Quarzporphyr 102. 174
 Quarzporphyrtuff 180
 Sandstein 138. 156. 197. 206
 Schiefer, kristallinischer 76. 156. 164
 Silber 34f. 50
 Steinkohle 35. 163. 236. 281
 Sphenit 239
 Ton, weißer 220
 Ton sandstein 108
 Ton schiefer 108. 110. 128. 138. 156
 Tuff, palagonitischer 263
 Tuff, vulkanischer 71. 102. 123. 164. 180. 213. 224. 257. 263. 271. 333. 335
 Zinkblende 34f. 43. 45





Karte des Ussurigebietes

Reiseroute



Bedeutung der chinesischen Wortbestandteile in geographischen Namen

shan	- Berg, Gipfel	ton, ni	- erster
lin	- Laß	ert (ör), el	- zweiter
lafa (la-ʒʃv)	- Fels	han, fan	- dritter
schj	- Stein	hy, he	- vierter
che, he, ho	- Fluß	u	- fünfter
chesa (che-ʒʃv)	- Flüßchen	da, ta, tai	- groß
gou	- Tal, Grund	sjao, hjao	- klein
gousa (gou-ʒʃv)	- Täälchen	nan	- Süden, südlich
ticha	- Neben-, Ab- zweig	bei, pe, pei	- Norden, nörd- lich
hu	- See	dun	- Osten, östlich
huit, hchui	- Wasser	hi, hsi	- Westen, west- lich
tun	- Siedelung	chei	- schwarz
fan (fan-ʒʃv)	- Haus (Famse)	chun	- rot
myn, men	- Tor, Tür	chuan, chwan	- gelb
sun	- Wind	pai	- weiß
tien (ti-en)	- Himmel		

Russische Gewichte, Längen- und Flächenmaße

1 Pud	- 40 russ. Pfund	- 16,38 kg
1 Sassen	- 3 Arschin	- 2,13 m
1 Arschin	- 16 Werschof	- 0,71 m
1 russ. Fuß	- 12 russ. Zoll	- 0,30 m
1 Werst	- 1067 m	
1 Desjatine	- 2400 Quadrat- sassen	- 10 925 qm

Olai Aslågsson

Tiere der Einsamkeit

Aus dem Norwegischen übertragen von Erwin Magnus
Ganzleinen gebunden 4 Mark

Diese Schilderung der ungedrochenen Wildheit und Natürlichkeit der Tierseele inmitten der feierlichen Ruhe der Wälder und Steppen von Wyoming bringt Erlebung dem ruhelosen, modernen Menschen, der sich aus der verworrenen Kultur unserer Tage für eine Weile in das Paradies der Wildnis retten möchte. Im Gegensatz zu anderen Tierdichtern sucht Aslågsson die Seele seiner Tiere ohne Vermenschlichung rein aus dem Tierleben selbst zu begreifen, das er mit unendlicher Liebe und Geduld beobachtet, und aus dem Leben der Landschaft, die ein Teil seiner eigenen Seele wurde. (Nordwestdeutsche Zeitung, Bremerhaven.)

Der Coyote

Bilder aus dem Tierleben der Prärie

Aus dem Norwegischen von Erwin Magnus
Halbleinen gebunden 3 Mark Ganzleinen gebunden 4 Mark

Was der Dichter als Trapper in den Prärien von Montano dem Leben und der Seele wilder und gezähmter Tiere abgelauscht hat mit der feinen Beobachtungsgabe unberührter reiner Naturen, erzählt er hier in berückenden Stimmungsbildern. (Bremer Nachrichten vom Büchermarkt.)

★

Die Einöde

Übersetzt von Erwin Magnus Buchschmuck von Erik Richter
Halbleinen gebunden 4 Mark

Ein junger Hirt mit etlichen tausend Schafen und seinen Hunden auf der endlosen Prärie und in den totenstillen Bergen im Kampf mit den Tieren der Wildnis. Eine wundervolle, eigenartige Dichtung, das Hohenlied der Einsamkeit. (Schlesische Zeitung, Breslau.)

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

H. de Vere Stacpoole
Die blaue Lagune

Ein Südseeroman

Aus dem Englischen überseht von Heinrich Hans Warnken
Mit 9 Aquarellen in Sieb:nsfarbendruck und einer Einbandzeichnung
von W. Wolfgang Breuer / Ganzleinen gebunden 6 Mark

Das Erleben zweier schiffbrüchiger Kinder, ihr Aufwachsen in der einsamen,
zauberhaftschönen Tropenwelt, dann ihre keusche, reine Liebe und Eiternschaft bis
zu dem stillen, kaum merkbaren Sterben ist mit zartester Poesie geschildert. Die
Aquarelle schaffen eine unvergleichliche Illusion. (Hannoverscher Kurier)



Carl E. Akeley

Im hellsten Afrika

Aus dem Englischen übertragen von Martin Proskauer
Mit 22 Bildertafeln nach Original-Aufnahmen des Verfassers
Ganzleinen gebunden etwa 8 Mark

Ein Tierbuch aus Urwald und Steppe, in dem neben spannenden Jagdberichten
vor allem auf liebevoll eingehende Darstellung des Tierlebens in der freien
Wildbahn Wert gelegt ist. Mit feinsten Beobachtungsgabe sucht der Verfasser
die Lebensweise der Elefanten, Löwen, Büffel, Rhinocerosse, Wildesel und vor
allem der Gorillas tierpsychologisch zu ergründen.



Nils Fredrik Cronstedt

Gripp

Abenteuer eines Hundes in Afrika

Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Nhea Sternberg

Illustriert von Hans A. Aschenborn

Ganzleinen gebunden 4,50 Mark

Die abenteuerliche Lebensgeschichte des berühmten Bullterriers Gripp wird jeder
Jäger und Tierfreund mit heller Begeisterung oder sachverständigem Behagen —
je nach Temperament — lesen. Der Genuß der Lektüre wird noch wesentlich
erhöht durch die prächtigen Zeichnungen des Afrika-Malers H. A. Aschenborn.
(Prof. Dr. Wolff, Eberswalde, in „Der deutsche Forstwart“-Berlin.)

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

Admiral Scheer

Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg

Persönliche Erinnerungen

Mit zahlreichen Bildern und Kartenskizzen

3. Auflage

13.-15. Tausend

Geb. 7,50 M., Halbleinen geb. 10,- M., Halbleder geb. 14,- M.



Admiral Hopman

Das Logbuch eines deutschen Seeoffiziers

Mit 74 Abbildungen und 16 Skizzen

Ganzleinen geb. 9,- M., Halbleder geb. 13,- M.



Kapitän Spindler

Das geheimnisvolle Schiff

Die Fahrt der „Libau“ zur irischen Revolution — Erster authentischer Bericht über die Entstehung der irischen Osterrevolution von 1916 im Zusammenhang mit Sir Roger Casement

Mit zahlreichen Abbildungen nach Original-

Aufnahmen des Verfassers von R. v. Wicht

Geheftet 2,25 M., Halbleinen geb. 3,75 M.



Korvettenkapitän Gadow

Die deutsche Marine

in Vergangenheit und Gegenwart

Steif broschiert 2,- M.

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

4361

